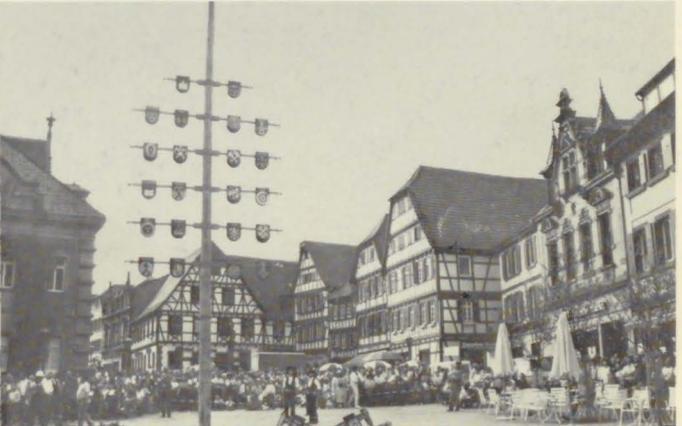


# Badische Heimat

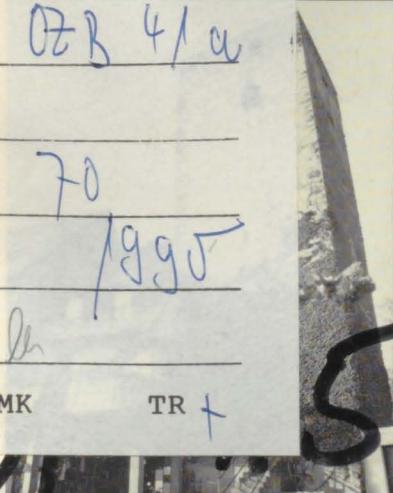
März  
1/1990



Zeitschrift für Landes- und Volkskunde  
Natur-, Umwelt- und Denkmalschutz



OZB 4/a  
70  
/1990  
MK TR +



# Wir machen den Weg frei

## Ihr Spielraum für mehr Lebensqualität

Besser leben heißt auch, spontane Wünsche und Ideen zu verwirklichen — dafür haben Sie bei uns Kredit. Wir beraten Sie vernünftig und entscheiden schnell, damit Sie schon bald Ihr Leben genießen, wie Sie es sich wünschen.



**Volksbanken Raiffeisenbanken**

# Badische Heimat

Zeitschrift für Landes- und Volkskunde,  
Natur-, Umwelt- und Denkmalschutz

Herausgegeben im Auftrage des

**Landesvereins Badische Heimat e. V.**

Präsident: Ludwig Vögely, Karlsruhe

Schriftleiter: Heinrich Hauß, Karlsruhe

## Inhaltsverzeichnis

70. Jahrgang

- |       |  |      |   |
|-------|--|------|---|
| 1.0   | <b>Geschichte</b>                          | 6.0  | Heimattage  |
| 1.1   | Badische Geschichte                        | 7.0  | Mundart   |
| 1.2   | Familiengeschichte                         | 8.0  | Kirchen   |
| 2.0   | <b>Kunst / Kunstgeschichte</b>             | 9.0  | Persönlichkeiten  |
| 2.1   | Architektur                                | 10.0 | <b>Museen unserer Heimat / Geschichtsvereine / Bibliotheken / Archive</b> |
| 2.1.2 | Gartenarchitektur                          | 10.1 | Museen unserer Heimat   |
| 2.2   | Malerei                                    | 10.2 | Geschichtsvereine   |
| 2.3   | Plastik                                    | 10.3 | Bibliotheken  |
| 2.4   | Ausgrabungen                               | 10.4 | Archive   |
| 2.5   | Austellungen                               | 11.0 | Vereinsnachrichten  |
| 3.0   | <b>Literatur / Philosophie</b>             | 12.0 | <b>Texte</b>  |
| 3.1   | Theater                                    | 12.1 | Gedichte  |
| 3.2   | Presse                                     | 12.2 | Prosa   |
| 4.0   | <b>Landschaften / Orte</b>                 | 12.3 | Aktuelle Positionen   |
| 4.1   | Landschaften                               | 13.  | Editorial   |
| 4.2   | Orte                                       | 14.  | Literaturberichte / Buchbesprechungen                                     |
| 4.3   | Stadt / Dorfsanierung                      |      |   |
| 4.4   | Raumplanung                                |      |   |
| 4.5   | Wirtschaft                                 |      |   |
| 5.0   | <b>Volkskunde / Regionalismus / Heimat</b> |      |   |
| 5.1   | Volkskunde                                 |      |   |
| 5.2   | Regionalismus / Heimat                     |      |   |
| 5.3   | Arbeitskreise                              |      |   |

1215

	Heft	Seite
<i>1.0 Geschichte</i>		
<i>1.1 Badische Geschichte</i>		
„Der Unterthänigst Unterzeichnete“ — Zum Briefwechsel zwischen Nikolaus Müller und Großherzog Friedrich von Baden über die Planung und den Bau des Melanchthon-Gedächtnishauses in Bretten Eckehard Uhlig, Bretten .....	1	73
Bretten nach der Zerstörung am 13. August 1689 — Versuch einer Neubewertung Alfred Straub, Freiburg .....	1	87
Die jüdische Gemeinde in Bretten. Einblicke in ihre Geschichte Maria Halbritter, Mannheim .....	1	95
Der „Pfälzische Erbfolgekrieg“ und die Zerstörung Mannheims Wilhelm Kreutz, Mannheim .....	1	135
Prinz Max von Baden und sein Ringen um einen Verständigungsfrieden Robert Albiez, Ettlingen .....	1	147
Karlsruhe und die Badische Geschichte Ernst Otto Bräunche, Karlsruhe .....	2	239
„Der Nimbus soll nicht zerstreut werden“ — Staatsdiener in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Isolde Brunner-Schubert, Karlsruhe .....	2	347
Karlsruhe und das badische Frankenland Peter Assion, Marburg/Walldürn .....	2	423
Baden trat vor 155 Jahren dem Deutschen Zollverein bei Adolf Schmid, Freiburg .....	3	557
Eine verpaßte Chance? — Das Gefecht bei Günterstal in Augenzeugenberichten und Erinnerungen Karin Groll, Freiburg .....	3	567
Reichsschultheiß Georg Freiherr von Rienecker und sein Panegyriker Gotthold Friedrich Stäudlin Erwin Dittler, Kehl-Goldscheuer .....	3	577
Leopold von Baden — ein tragisches Fürstenleben Hans Leopold Zollner, Ettlingen .....	4	615
Jung-Stilling — zwar kein Badener von Geburt, aber doch ein Karlsruher geworden Gerhard Schwinge, Karlsruhe .....	4	627
Vor 400 Jahren bekam die große Kreisstadt Emmendingen die Stadtrechte Gernot Umminger, Emmendingen .....	4	657
Jakob III. (1552 — 1590) Hans-Jürgen Günther, Emmendingen .....	4	671
<i>1.1 Familiengeschichte</i>		
Familiengeschichte in Bretten und Umgebung Otto Beuttenmüller, Bretten .....	1	111
<i>2.0 Kunst/Kunstgeschichte/Denkmäler</i>		
<i>2.1 Architektur</i>		
Das Zentrum für Kunst und Medientechnologie in Karlsruhe Michael Heck, Karlsruhe .....	2	191
Der Neubau der Badischen Landesbibliothek in Karlsruhe Gerhard Römer, Karlsruhe .....	2	289
Zu früh dem Schlachtentod geopfert — Eine Betrachtung zum 75. Geburtstag des Architekten Friedrich Ostendorf Hans Leopold Zollner, Ettlingen .....	3	551
<i>2.1.2 Gartenarchitektur</i>		
Der Karlsruher Schloßplatz — Seine Entwicklung vom fürstlichen Lustgarten zur zentralen innerstädtischen Grünanlage Walter Schwenecke, Karlsruhe .....	4	639
<i>2.2 Malerei</i>		
August Groh — Maler der Fresken in der Gedächtnishalle des Melanchthonhauses in Bretten Ernst Koch, Karlsruhe .....	1	123

	<i>Heft</i>	<i>Seite</i>
<b>Frau Johanna Laible erzählt</b>		
Ludwig Vögely, Karlsruhe .....	2	365
<b>Aus dem Tagebuch des Landschaftsmalers und Trachtenmalers Georg Maria Eckert</b>		
Ludwig Vögely, Karlsruhe .....	3	493
<b>Visualität der Literatur — Zur Renchener Ausstellung „Simplizissimus heute“.</b>		
<b>Ein barocker Schelm in der Kunst des 20. Jahrhunderts</b>		
Christian Juranek, Bad Harzburg .....	4	691
<b>Otto A. Braun — 80. Geburtstag</b>		
Margit Brandstetter, Baden-Baden .....	4	707
<b>Mittler zwischen Schöpfer und Geschöpf</b>		
<b>Rudolf Warnecke zum 85. Geburtstag</b>		
Wolfgang Oehler, München .....	4	713
<b>Ein Meister der „formalen Kunstbetrachtung“</b>		
Guntram Brummer, Überlingen .....	4	721
<b>Erinnerungen an den Markgräfler Maler Ernst Friedrich Schleith</b>		
Ludwig Vögely, Karlsruhe .....	4	725
<b>Helmut Vögötlin — Ein Gruß zu seinem 70. Geburtstag</b>		
Ludwig Vögely, Karlsruhe .....	4	733

### 2.5 Ausstellungen

<b>Alltag, neue Urbanität und Kunst in der Residenz — Zu Ausstellungen in Karlsruhe im Jubiläumsjahr 1990</b>		
Heinrich Hauß, Karlsruhe .....	2	299
<b>Visualität der Literatur — Zur Renchener Ausstellung „Simplizissimus heute“</b>		
Christian Juranek, Bad Harzburg .....	4	691
<b>Ausstellung der Ortsgruppe Karlsruhe: Kunst und Literatur im Spiegel der Schriften der Badischen Heimat</b>		
Ludwig Vögely, Karlsruhe .....	4	775
<b>Leben im Kraichgau — Eine Ausstellung in Bretten</b>		
Peter Bahn, Bretten .....	4	767

### 3.0 Literatur/Philosophie

<b>Melanchthon und Bretten — Ein literarischer Streifzug</b>		
Stefan Rhein, Bretten .....	1	55
<b>Spiegelungen oder 275 Jahre Literatur in Karlsruhe</b>		
Karl Foldenauer, Karlsruhe .....	2	325
<b>„Mondscheinnächte in der „kleinen verhedderten Residenz“ (Rahel Varnhagen, Albert Geiger)</b>		
Susanne Asche, Karlsruhe .....	2	337
<b>„In Karlsruhe“ — Bemerkungen zu einem Gedicht von W. H. Fritz</b>		
Heinrich Hauß, Karlsruhe .....	2	357
<b>„Der Nimbus soll nicht zerstreut werden“ (Albert Bürklin)</b>		
Isolde Brunner-Schubert, Karlsruhe .....	2	347
<b>Goethes Besuch in Karlsruhe vom 3. — 5. Oktober 1815</b>		
Ludwig Vögely, Karlsruhe .....	2	315
<b>Jung-Stilling — zwar kein Badener von Geburt, aber doch ein Karlsruher geworden</b>		
Gerhard Schwinge, Karlsruhe .....	4	627
<b>Rebell in „Himmlischer Landschaft“: René Schickele (1883 — 1940)</b>		
Horst Ferdinand, St. Augustin .....	4	735

### 3.1 Theater

<b>Die ersten Operaufführungen des Markgräflichen Hoftheaters im Residenzschloß „Carols-Ruhe“ 1719</b>		
Günther Haass, Karlsruhe .....	2	383

### 3.2 Presse

<b>Es gab einmal einen Karlsruher Blätterwald Rückblick auf das Karlsruher Zeitungswesen</b>		
Hubert Doerrschuck, Karlsruhe .....	2	373

	Heft	Seite
<i>4.0 Landschaft/Region/Orte</i>		
<i>4.1 Landschaft</i>		
<b>Kraichgau und Hanauerland — Variationen einer Ähnlichkeit</b>		
Michael Ertz, Bretten .....	1	43
<b>Was uns die Erde erzählt — Geschichte aus der Tiefe</b>		
Wolf-Dieter Albert, Bretten .....	1	117
<i>4.2 Orte</i>		
<b>Die Melanchthonstadt Bretten stellt sich vor</b>		
Edmund Jeck, Bretten .....	1	7
<b>Heidelberg, Mannheim, Karlsruhe — Fürstenstädte der Vergangenheit — eine Metropole der Zukunft?</b>		
Bertold Rudolf, Karlsruhe .....	2	225
<b>Kultur in Karlsruhe</b>		
Michael Heck, Karlsruhe .....	2	251
<b>Karlsruhe als Stadt der Künste und Wissenschaften</b>		
Helmut Engler, Stuttgart .....	2	259
<b>Karlsruhe und seine Universität</b>		
Klaus-Peter Hoepke, Karlsruhe .....	2	269
<b>Karlsruhe und seine Richter</b>		
Hildebert Kirchner, Karlsruhe .....	2	279
<b>Karlsruhe und seine Straßenbahnen</b>		
Dieter Ludwig, Karlsruhe .....	2	399
<b>Karlsruhe — wie es sich seit der Nachkriegszeit in der Werbung präsentiert</b>		
Karl-Heinz Pflaum, Karlsruhe .....	2	405
<b>Der Karlsruher Schloßplatz — Seine Entwicklung vom fürstlichen Lustgarten zur zentralen innerstädtischen Grünanlage</b>		
Walter Schwenecke, Karlsruhe .....	4	639
<b>Karlsruhe anno 1815 — Die hundertjährige Residenz im Spiegel der Statistik</b>		
Hans Leopold Zollner, Ettlingen .....	4	649
<i>4.4 Raumplanung</i>		
<b>Perspektiven der Stadtplanung (Bretten)</b>		
Ulrich Braun, Bretten .....	1	19
<b>Städte-landschaft am Oberrhein — eine „andere Metropole“</b>		
Martin Einsele, Karlsruhe .....	2	213
<i>4.5 Wirtschaft</i>		
<b>Von der Residenz zur Technologie-Region</b>		
Gerhard Seiler, Karlsruhe .....	2	181
<b>Von der Beamtenstadt zum Wirtschaftszentrum</b>		
Hugo Rhein, Karlsruhe .....	2	201
<i>5.0 Volkskunde/Regionalismus/Heimat</i>		
<i>5.1 Volkskunde</i>		
<b>Der Storchentag — ein Fest des nahenden Frühlings</b>		
Alois Krafczyk, Haslach .....	1	131
<b>Die Landesstelle für Volkskunde Freiburg 1960 — 1990</b>		
Bernhard Oeschger, Guido Fackler, Jens Hamer, Antje Burkhardt, Freiburg .....	3	443
<b>Johannes Künzig und sein Lebenswerk</b>		
Waltraud Werner-Künzig, Freiburg .....	3	461
<b>Der „Aufhock“ in Baden</b>		
Sabine Wienker-Piepho, Freiburg .....	3	467
<b>Trachten und Trachtengruppen in Hausen im Wiesental</b>		
Ludwig Vögely, Karlsruhe .....	3	511
<b>Vor 400 Jahren bekam die Große Kreisstadt Emmendingen die Stadtrechte</b>		
Gernot Umminger, Emmendingen .....	4	657
<b>Die Wallfahrt nach Santiago de Compostela</b>		
Helmut Bauckner, Grenzach-Wyhlen .....	3	519
<b>Der Hang zur Männerrunde — Erinnerungen an Karlsruher Stammtische</b>		
Amadeus Siebenpunkt, Karlsruhe .....	2	393

	<i>Heft</i>	<i>Seite</i>
<b>Der Arbeitskreis Landeskunde und Landesgeschichte Karlsruhe</b>		
Rainer Gutjahr, Karlsruhe .....	2	431
<i>5.3 Deutscher Heimatbund</i>		
Deutscher Heimatbund zum Jahreswechsel .....	1	4
<i>6.0 Heimattage</i>		
<b>Heimattage Baden-Württemberg 1990 — Bretten hat neue Maßstäbe gesetzt</b>		
Karl Banghard, Oberderingen .....	4	761
<i>8.0 Kirchen</i>		
<b>Chronik der katholischen Kirche 1989/90</b>		
Josef Dewald, Karlsruhe .....	4	779
<b>Evangelische Landeskirche in Baden 1989/90</b>		
Ludwig Wien, Karlsruhe .....	4	787
<b>Evangelische Landeskirche in Baden 1988/89</b>		
Ludwig Wien, Karlsruhe .....	1	159
<i>9.0 Persönlichkeiten</i>		
<b>Hebel-Gedenkplakette der Gemeinde Hausen i. W. für den Landesvorsitzenden Ludwig Vögely</b> .....	3	589
<b>Hebeldank 1990 an Präfekt Claude Guizard</b>		
Ludwig Vögely, Karlsruhe .....	3	590
<b>Verdiente Ehrung — Bundesverdienstkreuz für Präsident a. D. Alexander Lindinger</b>		
Karl Wörn, Schwetzingen .....	3	593
<b>Bundesverdienstkreuz für den Ehrenvorsitzenden der Ortsgruppe Schwetzingen der Badischen Heimat Karl Wörn</b>		
Alexander Lindinger, Schwetzingen .....	3	595
<b>Hohe Ehrung für Professor Dr. Friedrich Wielandt</b>		
Ludwig Vögely, Karlsruhe .....	3	599
<b>„Guckfenster“ zur badischen Geschichte geöffnet — Zum 75. Geburtstag des badischen Schriftstellers Hans-Leopold Zollner</b>		
Josef Werner, Ettlingen .....	4	747
<b>Laudatio auf Manfred Bosch anlässlich des Hebelfestes am 10. Mai 1990</b>		
Volker Schupp, Freiburg .....	4	753
<b>Der Hebelgast 1990: Bruno Eppe las beim Langenharder Hebelschoppen</b>		
Andreas Mannschott, Lahr .....	4	759
<i>10.0 Museen unserer Heimat/Geschichtsvereine</i>		
<b>30 Jahre Hebelmuseum in Hausen im Wiesental</b>		
Elmar Vogt, Hausen i. W. ....	3	547
<b>Das Odenwälder Freilandmuseum in Walldürn-Gottersdorf</b>		
Peter Assion/Thomas Neumann, Walldürn .....	3	481
<i>10.3 Bibliotheken/Archive</i>		
<b>Der Neubau der Badischen Landesbibliothek</b>		
Gerhard Römer, Karlsruhe .....	2	289
<i>11.0 Vereinsnachrichten</i>		
<b>Auszug aus dem Protokoll der Mitgliederversammlung des Landesvereins Badische Heimat am 17. Juni 1990 in Bretten</b>		
Ludwig Vögely, Karlsruhe .....	3	583
<b>Aus der Arbeit unserer Ortsgruppen</b>		
Ludwig Vögely, Karlsruhe .....	4	775
<b>Der Landesverein dankt</b> .....	4	776
<b>In Memoriam: Eugen Mack (11.12.1912 — 13.9.1990)</b>		
Ludwig Vögely, Karlsruhe .....	4	777
<i>12.1 Gedichte</i>		
<b>Gedichte in Brettener Mundart: Mei Brette</b>		
Friedrich Zonsius, Reutlingen .....	1	69
<b>Brettener Hundle als „Exportartikel“</b>		
Friedrich Zonsius, Reutlingen .....	1	86

	<i>Heft</i>	<i>Seite</i>
<b>Alt-Brettheim</b>		
Eugen Stetzenbach .....	1	122
<b>Heimweh deheim</b>		
Johannes Kaiser, Villingen .....	1	133
<b>Sonndagsnachmiddags</b>		
Harald Hurst .....	2	372
<b>Flirt</b>		
Harald Hurst .....	2	272
<b>Gastfreundlichkaide</b>		
Harald Hurst .....	2	372
<b>Weihnachten in der Mundart: Johann Peter Hebel — Die Mutter am Christabend</b> .....	4	611
<b>Weihnachten in der Mundart: Rosemarie Bannholzer — „Wa isch Weihnachte?“</b> .....	4	614
<b>Weihnachten in der Mundart: Karl Kurrus — „Heiliwog“</b> .....	4	670
<b>Weihnachten in der Mundart: Bruno Epple — „Dezember“</b> .....	4	706
<b>Weihnachten in der Mundart: Rudolf Lehr — „Heilischowed“</b> .....	4	720
<b>Weihnachten in der Mundart: Gerhard Jung — „Elekrischi Weihnachte“</b> .....	4	732
<b>Weihnachten in der Mundart: Hans Leopold Zollner — „D' r lehrreich' Hergottskäffer“</b> ..	4	746
<b>Weihnachten in der Mundart: Ernst Burren — „d' wienacht losloh“</b> .....	4	752
<b>Weihnachten in der Mundart: Manfred Bosch — „Weihnachte“</b> .....	4	758
<b>Weihnachten in der Mundart: Gerhard Jung — „Hirteruel“</b> .....	4	766
<b>Marie Luise Kaschnitz — „Dezembernacht“</b> .....	4	770
 <i>12.2 Prosa</i>		
<b>Die Sage vom Brettemer Hundle</b> .....	1	72
<b>Sagen des Kraichgaus: Bretten</b>		
Ludwig Vögely, Karlsruhe .....	1	129
<b>Karlsruher Texte: Hubert Doerschuck</b> .....	2	278
<b>Karlsruher Texte: Harald Hurst (1985)</b> .....	2	286
<b>Karlsruher Texte: Heinrich Vierordt (1865)</b> .....	2	189
<b>Karlsruher Texte: Emil Strauß (1871)</b> .....	2	200
<b>Karlsruher Texte: Karl Joho (1924)</b> .....	2	212
<b>Karlsruher Texte: Wilhelm Hausenstein (1930)</b> .....	2	237
<b>Karlsruher Texte: Marie Luise Kaschnitz (1973)</b> .....	2	248
<b>Karlsruher Texte: Adolf Grohmann (1949)</b> .....	2	256
<b>Karlsruher Texte: Kurt Scheid (1952)</b> .....	2	263
<b>Bubenfreuden im Karlsruher Umland</b>		
Friedrich Ratzel .....	2	398
<b>Johann Peter Hebel: Seine Art in Karlsruhe zu sein</b>		
Heinrich Hauß, Karlsruhe .....	2	414
<b>Karlsruhe — Ich lebe hier</b>		
<b>Geburtstagskarten</b>		
Heinrich Hauß, Karlsruhe .....	2	415
 <i>12.3 Aktuelle Positionen</i>		
<b>Empirische Kulturwissenschaft</b>		
Hermann Bausinger .....	3	550
<b>Gegenläufigkeiten</b>		
Hermann Bausinger .....	3	582
<b>Volkskunde und Volkstumspflege</b>		
Hermann Bausinger .....	3	598
 <i>13.0 Editorial</i>		
<b>Liebe Mitglieder und Freunde der Badischen Heimat</b>		
Ludwig Vögely, Karlsruhe .....	1	3
<b>Liebe Mitglieder und Freunde der Badischen Heimat</b>		
Ludwig Vögely, Karlsruhe .....	2	181
 <i>14.0 Literaturberichte/Buchbesprechungen</i>		
<b>Buchbesprechungen</b> .....	1	173
<b>Buchbesprechungen</b> .....	3	601
<b>Buchbesprechungen</b> .....	4	797

# Badische Heimat

MEIN HEIMATLAND

ISSN 0930-7001

Herausgeber:

Landesverein Badische Heimat e.V.  
für Heimatkunde und Heimatpflege, Natur- und Denkmalschutz,  
Volkskunde und Volkskunst, Familienforschung

Präsident:

Ludwig Vögely

Schriftleitung und Redaktion:

Heinrich Hauß  
Weißdornweg 39, 7500 Karlsruhe 31

Geschäftsstelle:

Haus Badische Heimat,  
Hansjakobstr. 12, 7800 Freiburg  
Tel. (0761) 7 37 24

Geschäftszeiten:

Mo. 14.00—18.00 Uhr,  
Di. 8.00—12.00 Uhr,  
Do. 8.00—12.00 Uhr

Diese Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliederbeitrag abgegolten. Jahrespreis für Einzelmitglieder 40,00 DM; Preis des Heftes für Nichtmitglieder 12,00 DM.

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich. Für unverlangte Manuskripte, Bildmaterial und Besprechungsstücke wird keine Haftung übernommen. Rücksendung bei unangeforderten Manuskripten erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Landesverein vor. Veröffentlichte Manuskripte gehen in das Eigentum des Landesvereins über.

Zahlstellen des Landesvereins:

Postgiroamt Karlsruhe, Nr. 16468-751  
Bankhaus I. A. Krebs, Freiburg i. Br. 873  
BLZ 680 301 00  
Öffentl. Sparkasse Freiburg,  
Girokonto 200 3 201  
BLZ 680 501 01  
Spendenkonto der Stadt Freiburg i. Br.  
Nr. 2010012 bei der Öffentl. Sparkasse  
Freiburg  
Vermerk: Spende Badische Heimat bitte  
nicht vergessen

Gesamtherstellung  
und Anzeigenverwaltung:  
G. Braun, Druckerei und Verlage,  
Karl-Friedrich-Straße 14—18  
7500 Karlsruhe 1  
Telefon (0721) 165-0  
Telex 7 826 904 vgb d  
Reproduktionen:  
Reprotechnik Specht, Karlsruhe

# Inhalt

## I. Bretten

- Liebe Mitglieder und Freunde der  
„Badischen Heimat“  
*Ludwig Vögely, Karlsruhe* ..... 3
- Deutscher Heimatbund zum Jahreswechsel . 4
- Die Melanchthonstadt Bretten stellt sich vor  
*Edmund Jeck, Bretten* ..... 7
- Perspektiven der Stadtplanung  
*Ulrich Braum, Bretten* ..... 19
- Kraichgau und Hanauerland -Variationen  
einer Ähnlichkeit  
*Michael Ertz, Bretten* ..... 43
- „Melanchthon und Bretten“. Ein literarischer  
Streifzug  
*Stefan Rhein, Bretten* ..... 55
- „Der Unterthänigst Unterzeichnete“ — Zum  
Briefwechsel zwischen Nikolaus Müller und  
Großherzog Friedrich von Baden über die  
Planung und Bau des  
Melanchthon-Gedächtnishauses in Bretten  
*Eckehard Uhlig, Bretten* ..... 73
- Bretten nach der Zerstörung am 13. August  
1689 — Versuch einer Neubewertung  
*Alfred Straub, Freiburg* ..... 87
- Die Jüdische Gemeinde in Bretten. Einblicke  
in ihre Geschichte  
*Maria Halbritter, Bretten* ..... 95
- Familiengeschichte in Bretten und  
Umgebung  
*Otto Beuttenmüller, Bretten* ..... 111
- Was uns die Erde erzählt — Geschichte aus  
der Tiefe  
*Wolf-Dieter Albert, Bretten* ..... 117

- August Groh — Maler der Fresken in der  
Gedächtnishalle des Melanchthonhauses in  
Bretten  
*Ernst Koch, Karlsruhe* ..... 123
- Sagen des Kraichgaus: Bretten  
*Ludwig Vögely, Karlsruhe* ..... 129

## II. Brauchtum

- Der Storchentag — ein Fest des nahenden  
Frühlings ..... 131

## III. Geschichte

- Der „Pfälzische Erbfolgekrieg“ und die  
Zerstörung Mannheims  
*Wilhelm Kreutz, Mannheim* ..... 135
- Prinz Max von Baden und sein Ringen um  
einen Verständigungsfrieden 1917/18  
*Robert Albiez, Ettlingen* ..... 147

## IV. Kirchen

- Evangelische Landeskirche in Baden  
1988/89  
*Ludwig Wien, Karlsruhe* ..... 159

## V. Museen

- 30 Jahre Hebelmuseum in Hausen im  
Wiesental  
*Elmar Vogt, Hausen i. W.* ..... 173

## VI. Buchbesprechungen ..... 177

Titelbild: Motive aus Bretten

## Liebe Mitglieder und Freunde der „Badischen Heimat“

Zum ersten Male in seiner Geschichte hält der Landesverein „Badische Heimat“ seine Mitgliederversammlung in der im Kraichgau gelegenen Großen Kreisstadt Bretten ab. Wir erweisen damit unsere Reverenz einer geschichts- und traditionsreichen Stadt, einer der reizvollsten Städte des Kraichgaus, der Landschaft zwischen Odenwald und Schwarzwald. Bretten ist eine alte Siedlung, 767 erstmals in einer Urkunde im Lorscher Codex erwähnt, und man kann ihre Geschichte in drei große Epochen einteilen. Da ist die ebersteinische Zeit (1210–1349), gefolgt von beinahe sechs Jahrhunderten, da Bretten zur Pfalz gehörte (1349–1803), und schließlich die badische Zeit ab 1803. Der Kraichgau, seit alters Durchgangsland zwischen ehemals unwirtlichen Waldgebirgen, hat alles erleben müssen, was die Geschichte an Höhen und Tiefen aufwies, vor allem lange Jahre des Krieges. Und die volle Wucht der Ereignisse traf damit auch Bretten. Es ist erstaunlich, wie die Einwohner der ehemals pfälzischen Oberamtsstadt mit des Geschickes Mächten fertig geworden sind. Sie zeigten einen Bürgersinn, der vorbildlich war und heute noch ist.

Einige Ereignisse der Geschichte sind unvergessen. Am 16. Februar 1497 wurde Philipp Melanchthon, der berühmte Gelehrte, Reformator und Freund Luthers in Bretten geboren. Er hat die Stadt weltbekannt gemacht. Zu seinen Ehren wurde 1897–1903 das Melanchthon-Gedächtnisshaus gebaut, das u. a. mit seiner wertvollen Bibliothek immer ein Besuch wert ist. Unsterblich ist die Sage vom Brettener Hundle, deren geschichtlicher Hintergrund die Belagerung der Stadt durch Herzog Ulrich von Württemberg bildet. Auf jene Ereignisse geht auch das großartige Pe-

ter-und-Paul-Fest zurück, das alljährlich viele Tausende nach Bretten bringt, ein Fest, an dem die ganze Bevölkerung aktiv mitwirkt. Da wird das Mittelalter wieder lebendig, wenn die Landsknechte abends auf einem der schönsten Marktplätze des Landes mit seinen prachtvollen Häusern am Lagerfeuer liegen und einen Ochsen braten. Am Sonntag, beim großen Festzug, stellen dann ungezählte Gruppen der Bürger die Geschichte der Stadt dar, und die Bürgerwehren aus dem ganzen Land paradieren. Und wer kennt nicht die Geschichte vom Schneider in Pensa, die Johann Peter Hebel so meisterhaft erzählt hat? Dieser Menschenfreund war Franz Anton Egetmayer, der am 5. Oktober 1760 in Bretten geboren wurde und 1786 nach Rußland auswanderte. Die Pflege geschichtlicher Tradition ist in Bretten eine Selbstverständlichkeit, aber man ist nicht stehen geblieben. Die vielfältige Industrie, die intakte Infrastruktur, ein modernes und voll ausgebautes Schulwesen z. B. beweisen, daß Bretten den Anschluß an die Erfordernisse unserer Zeit nicht veräußt hat.

Wir freuen uns, in Bretten tagen und die Gastfreundschaft der Stadtverwaltung und der freundlichen Bevölkerung genießen zu dürfen. Wir danken ganz besonders dem Herrn Oberbürgermeister Metzger für das große Entgegenkommen, das er uns erwiesen und uns den großen Saal des neuen Rathauses zur Verfügung gestellt hat.

Deshalb rufe ich Sie alle auf: Kommen Sie am 17. Juni 1990 in großer Zahl zu der Mitgliederversammlung des Landesvereins „Badische Heimat“ nach Bretten! Die offizielle Einladung mit der Tagesordnung liegt diesem Heft bei.

Ludwig Vögely  
Landesvorsitzender

## Deutscher Heimatbund zum Jahreswechsel

Meine sehr geehrten Damen und Herren,  
liebe Heimatfreunde!

Für das zu Ende gehende Jahr 1989 möchte ich Ihnen Dank sagen für die vielfältige Hilfe, die Sie uns gewährt haben.

Der Deutsche Heimatbund, Bundesverband der Heimatvereine und Sprachrohr der Trachtenvereine mit zusammen rund zwei Millionen angeschlossenen Mitgliedern, lebt aus einem föderalen Aufbau und den vielfältigen Aktivitäten vor Ort.

Ich möchte hier das bürgerliche Engagement, die Selbstverwaltung für die Heimatpflege hervorheben. Für diese Leistungen gilt es Dank zu sagen.

Der Jahreswechsel ist für mich wiederum Gelegenheit, aber auch Verpflichtung, über das abgelaufene Jahr zu berichten und auf beabsichtigte Aktivitäten für das vor uns stehende Jahr 1990 hinzuweisen.

Auch in 1989 wurden die Tagungen der Fachgruppen und Arbeitskreise, in denen Vertreter der Landesverbände sind, planmäßig fortgeführt.

Der grundsätzlich monatlich erscheinende Presse- und Informationsdienst wurde konsequent ausgebaut. Neben Beziehern aus dem Bereich des Heimatbundes erhalten den kostenlos erscheinenden Infodienst zu Umwelt- und Naturschutzthemen Behörden, Wissenschaftler, Politiker und inzwischen nach der guten und erfolgreichen Zusammenarbeit bei der Erfassung der historischen Gärten und Parks auch die Kreise und kreisfreien Städte in der Bundesrepublik Deutschland. Die Auflage beträgt nunmehr 1100 Exemplare. Wir steuern für 1990/91 — auch in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Städte- und Gemeindebund — eine Auflagenhöhe bei verbessertem Layout von ca. 1500 Exemplaren an.

Die Pressefahrt führte uns in 1989 zusammen mit der Deutschen Bundesbahn zur Neubau-  
strecke Mannheim — Stuttgart. Hier konnte festgestellt werden, daß die Bundesbahn neben dem Erneuerungsaspekt auch Belange des Natur- und Umweltschutzes berücksichtigt.

Sowohl die Naturschützer, u. a. der Schwäbische Heimatbund, als auch die Deutsche Bundesbahn mußten Kompromisse eingehen.

Im Bereich der Öffentlichkeitsarbeit werden Pressemeldungen herausgegeben. Wir liefern auch Beiträge für andere Zeitschriften, so z. B. in „Natur und Landschaft“.

Inzwischen wirkt der Deutsche Heimatbund verstärkt bei Expertengesprächen und Tagungen mit, die von den Bundesparteien durchgeführt werden. Hierbei kann auf die Meinungsbildung der politischen Entscheidungsträger eingewirkt werden.

Aufgrund eines Präsidiumsbeschlusses wurde Herrn Bundesminister Prof. Dr. Töpfer am 18. 11. 1989 in Bacharach unsere höchste Auszeichnung, die Ernst-Rudorff-Ehrenplakette, verliehen.

Am 18. Januar 1990 gedenken wir des 150. Geburtstages unseres Gründers, Herrn Prof. Ernst Rudorff. Aus diesem Anlaß gibt die Deutsche Bundespost, Landespostdirektion Berlin, eine Sonderbriefmarke heraus. Sie wird am 11. Januar 1990 im Umweltbundesamt der Öffentlichkeit vorgestellt. Auf den Zusammenhang Ernst Rudorff — Deutscher Heimatbund ist im Begleittext zur Briefmarke entsprechend hingewiesen.

Es ist weiterhin beabsichtigt, aus Anlaß des 150. Geburtstages von Ernst Rudorff eine Broschüre zu entwickeln.

Nach Fertigstellung der „Erfassung der historischen Gärten und Parks in der Bundesrepublik Deutschland“ (4000 Erfassungen) werden nunmehr die historischen Friedhöfe inventarisiert. Aufgrund derzeitiger Erkenntnisse sind rd. 7000 Friedhöfe zu erfassen.

Friedhöfe haben Geschichte und können Geschichten erzählen.

Zusammen mit der Deutschen Mühlengesellschaft in Minden sind wir jetzt auch an die „Erfassung der historischen Wind- und Wassermühlen“ gegangen.

In Zusammenarbeit mit den kommunalen Spitzenverbänden, den Landesbildstellen, dem Institut für Film und Bild in Wissenschaft und Unterricht und dem Bundesgremium für Schulphotographie führen wir den diesjährigen bundesweiten Foto-Wettbewerb in den Schulen unter dem Thema: „Natur erhalten — Umwelt gestalten“ durch. Der Wettbewerb wird vom Umweltbundesamt und dem Deutschen Sparkassen- und Giroverband unterstützt. Schirmherr ist der Bundesminister für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit, Herr Prof. Dr. Klaus Töpfer. Anlässlich des 40jährigen bestehens der Bundesrepublik Deutschland fand in Bonn am 23. 9. 1989 der sogenannte Bürgertag statt. Hierzu waren gesellschaftlich relevante Gruppen von der Bundesregierung eingeladen.

Der Deutsche Heimatbund, der auch Sprachrohr der Trachtenverbände in der Bundesrepublik ist, nahm mit Abordnungen aus dem gesamten Bundesgebiet teil.

Dank finanzieller Zuwendung aus dem Bereich der Förderer konnte der Tagungsbericht zum Bitburger Symposium unter dem Thema: „Erhaltung des kulturellen Erbes und landschaftlichen Reichtums in ländlichen Regionen — Der Beitrag zur Schule“ nunmehr fertiggestellt werden.

Zusammen mit der Bundeszentrale für politische Bildung wird ein Werk erstellt mit dem Titel „Heimat als Thema der politischen Bildung“.

Im Bereich der Baudenkmalpflege sind wir an die Konzeption einer Veröffentlichung gegangen, die sich mit der Heimatarchitektur beschäftigt.

Außerdem soll in Anlehnung an die Broschüre „Umwelt vor Gericht“ nunmehr auch „Denkmal vor Gericht“ veröffentlicht werden. In dem Werk werden Rechtsfälle beschrieben und dokumentiert.

Der Deutsche Heimatbund ist weiterhin im Kuratorium der Deutschen Stiftung Denkmalschutz vertreten.

gez. Tiedeken



Marktplatz Bretten (Fotographie aus dem Jahre 1935)



Peter-und-Paul-Fest in Bretten, Empfang der Bürgerwehren (Marktplatz)

# Die Melanchthonstadt Bretten stellt sich vor

*Edmund Jeck, Bretten*

Wenn Bretten, die Stadt im Kraichgau, den Beinamen Melanchthonstadt führt, ist dies gleichzeitig eine Würdigung ihres größten Sohnes Philipp Schwarzerdt, bekannter unter dem griechischen Namen Melanchthon, der am 16. Februar 1497 in Bretten geboren wurde. Mit nur 21 Jahren kam er als Universitätsprofessor nach Wittenberg und lehrte dort Griechisch und Philosophie. Seine Bekanntschaft und Freundschaft zu Martin Luther veranlaßte ihn zum Studium der Theologie. Vom Reformationsgedanken Luthers erfaßt, wurde er zum Mitstreiter und Reformator, der beim Aufbau der protestantischen Kirche wesentlichen Anteil hatte. Bis zu seinem Tod am 19. April 1560 in Wittenberg wirkte er als „Praeceptor Germaniae“ (Lehrer der Deutschen) und hat somit seiner Heimatstadt Bretten zur unauslöschlichen Bekanntheit verholfen.

Doch damit haben wir der Geschichte weit vorgegriffen. Zurück zum Anfang: Den ersten schriftlichen Hinweis, daß der Ort Bretten existiert, finden wir in einer Schenkungsurkunde, die im Lorscher Codex aufgezeichnet wurde. „Schenkung des Wigilo in Bretheim. Ich, im Namen Gottes Wigilo, und meine Ehefrau Hartud schenken an dem hl. Märtyrer Nazarius, der mit seinem Leibe ruht im Kloster Lorsch, wo der ehrwürdige Gundeland als Abt vorsteht, und wir wollen, daß es für immer geschenkt sei, und bestätigen es mit geneigtestem Willen mit beigefügtem Handzeichen, nämlich im Gau Enzgau im Bretheimer Mark, was immer wir zu besitzen scheinen an Hofgütern, Häusern, Gebäuden, Wiesen, Wald, Wasser. — Geschehen im Kloster Lorsch am Tag der Nonen des

Mai im 15. Jahre (der Regierung) des Königs Pippin. Am Rande: Gundeland Abt, Pippin, König“ (geschrieben am 7. Mai 767).

Doch Funde auf der Gemarkung weisen auf die Besiedelung in der Jungsteinzeit, der Bronzezeit und der La-Tène-Kultur hin. Als die römische Weltmacht im ersten Jahrhundert n. Chr. das germanische Reich besetzen ließ, muß Bretten Siedlungsgebiet gewesen sein, was Funde aus dieser Zeit belegen.

Nachdem zwischen dem 4. bis 6. Jahrhundert die Alemanen und Franken sesshaft wurden, muß auch Bretheim als fränkische Siedlung entstanden sein. Der genaue Gründungszeitpunkt ist nicht nachzuweisen.

Um die gleiche Zeit sind die Nachbarorte Diedelsheim (767), Rinklingen (768), Neibheim (770) und Gölshausen (825) erstmals erwähnt worden.

Im 10. Jahrhundert entwickelte sich Bretten zum Hauptort der Kraichgaugrafen aus dem Geschlecht der Salier. Wie es in dieser Zeit häufig üblich war, wechselten auch in Bretten mehrfach die Besitzer. Der Ort gewann immer mehr an Bedeutung. Aus der „Grafschaft im Kraichgau“ entstand im 12. Jahrhundert die „Grafschaft Bretheim“. Die Herrschaft übten nun die Grafen von Lauffen a. N. aus, die die Nachfolger der sogenannten Zeisolf-Wolframe, der salischen Untergrafen, waren. Ab dieser Zeit setzte die Entwicklung zur Stadt ein. In einer Art Gründungsurkunde des Klosters Maulbronn vom Jahre 1148 wurde eine Zahlung von 10 Schilling („Brettener Münze“ („Bretheimerensis monetae“)) erwähnt. Das Vorhandensein einer Münze setzte im hohen Mittelalter einen Markt voraus. Das Münzprivileg wurde nur erteilt,

wenn ein Marktprivileg vorhanden war. Trotzdem hatte Bretten bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts dörflichen Charakter. Erst in einer Urkunde aus dem Jahr 1254 wird Bretten mit dem Attribut „Oppidum“ (befestigter Platz) versehen. Es ist die erste Erwähnung Brettens als Stadt. In einer weiteren Urkunde werden die Einwohner „cives in Bretheim“ (Stadtbürger von Bretten) genannt.

Im 13./14. Jahrhundert werden dann die umliegenden Orte Ruit (1244), Sprantal (1261), Büchig (1290) und Dürrenbüchig (1325) genannt.

Inzwischen hatten sich die Herrschaftsverhältnisse in Bretten erneut geändert. Seit 1210 war die Stadt im Besitz der Grafen von Eberstein, die ihren Sitz in Neueberstein bei Gernsbach hatten. Dies war eine sehr unruhige Zeit. Mehrere Verpfändungen erfolgten an den Markgrafen Rudolf IV. von Baden und an den Pfalzgrafen Ruprecht I. Nachdem die Brüder Ottmann und Berthold von Eberstein ihre Stadt Bretten nicht mehr halten konnten, verkauften sie den Besitz um 7900 Pfund Heller an Pfalzgraf Ruprecht d. Ä. (I.). Die pfälzische Zeit dauerte von 1349 bis 1803. In wenigen Jahren war Bretten fester Bestandteil der Kurpfalz geworden und nach Heidelberg die größte rechtsrheinische Stadt. Bereits 1359 wurde erstmals eine Urkunde mit einem eigenen Siegel der Stadt Bretten ausgestellt. Es zeigte die kurpfälzischen Rauten mit der Besonderheit, daß diese senkrecht und nicht schräg verliefen.

Im 14. und 15. Jahrhundert gewann Bretten durch seine verkehrsgünstige Lage an Bedeutung. Die Kraichgaustadt galt als Drehscheibe des zunehmenden Fernhandels. Wichtige Handelswege führten über Bretten nach Augsburg, Nürnberg, Konstanz, Frankfurt, Speyer und Straßburg. Diese herausragende Stellung hing sicher auch mit der Lage an der Landesgrenze zu Württemberg zusammen. Doch die Bedeutung als Verkehrsknotenpunkt brachte Bretten nicht nur Vorteile, sondern auch Nachteile. Die häufig benutzten Wege und Brücken mußten unterhalten

werden. Dies führte zu großen finanziellen Belastungen. Aus diesem Grund gewährte König Ruprecht von der Pfalz 1402 der Stadt Bretten ein Brücken- und Wegezollrecht. Die daraus resultierenden Einnahmen durften nur für den Brücken- und Wegebau verwendet werden.

Wie wichtig diese Stellung für Bretten war, zeigte sich zwischen 1410 und 1450, als der Verkehr zur Frankfurter Messe über die Heuchelbergroure und Sinsheim nach Wiesloch ging. Durch das Ausbleiben der Verkehrsströme mußte die Stadt wiederholt bei auswärtigen Geldgebern Kapital aufnehmen. Im gleichen Zeitraum wendeten sich die Bürger im verstärkten Maße der Landwirtschaft zu. Mit dem Wiedereinsetzen des Messeverkehrs über Bretten stieg der Anteil der im Handel tätigen Familien rasch an. Innerhalb weniger Jahre wurde Bretten wirtschaftlich so autark, daß Pfalzgraf Philipp im Dezember 1492 der Stadt 4 Jahrmärkte verlieh.

1497 wurde der zu Beginn erwähnte Philipp Melanchthon geboren.

Ein Markstein in der Geschichte Brettens ist das Jahr 1504. Im bayrischen Erbfolgekrieg belagerte Herzog Ulrich von Württemberg die Stadt. Gegen eine Überzahl von Belagern konnte die Brettener Besatzung, bestehend aus waffenfähigen Mannschaften von Bretten, Diedelsheim, Gölshausen, Rinklingen, Sprantal und Ölbronn, einen erfolgreichen Ausfall vornehmen. Am Peter-und-Paul-Festtag überraschte sie damit die württembergischen Truppen derartig, daß diese die Belagerung beendeten und abzogen. Aufgrund dieses Ereignisses entstand die bekannte Sage vom Brettener Hundle.

Dieser Erfolg ist auch der Ursprung des Peter-und-Paul-Festes, das als ältestes und traditionsreichstes Volks- und Heimatfest in ganz Südwestdeutschland gilt.

Dem Bauernkrieg stand man in Bretten skeptisch gegenüber. Als etwa 8000 Bauern aus bischöflich speyerischem Gebiet begannen, die Klöster Gottesau, Herrenalb und Frauenalb zu plündern, und die Städte Bruchsal, Dur-



*Heberer-Haus (Pforzheimerstr. 7)*



*Peter- und Paul-Fest, Ankunft der Fahnenmacher des Fanfarenzugs 1504 Bretten auf dem Marktplatz*

lach, Heilbronn u. a. ihre Tore den Aufständischen öffneten, weigerten sich die Stadtväter von Bretten, es den Genannten gleichzutun. Diese Maßnahme ersparte allen Männern der Stadt eine Geldbuße von 12 Gulden, die nach der Niederschlagung des Aufstandes von allen Teilnehmern bezahlt werden mußte.

Inzwischen hatte durch den Thesenanschlag Martin Luthers an die Schloßkirche in Wittenberg, im Oktober 1517, die Reformation begonnen, an der später auch Philipp Melanchthon einen nicht unerheblichen Anteil hatte. Mit besonderer Zustimmung des Kurfürsten Ottheinrich wurde 1543 in Bretten die Reformation eingeführt.

Daß die Stadt Bretten, die inzwischen schon über 200 Jahre der Kurpfalz angehörte, ganz in deren Herrschaftsbereich mit einbezogen war, zeigt die Aufstellung der Figur des Kurfürsten Friedrich II. von der Pfalz auf dem Marktbrunnen im Jahr 1555.

Von dem Entsetzenschrei „Die Pest geht um“, blieb auch die Stadt Bretten nicht verschont. In den Jahren 1564/65 wurden mehr als 600 Bürger Opfer dieser Seuche, darunter auch der jüngere Bruder von Philipp Melanchthon, Georg Schwarzerdt, der in Bretten Schultheiß und Kaufmann war.

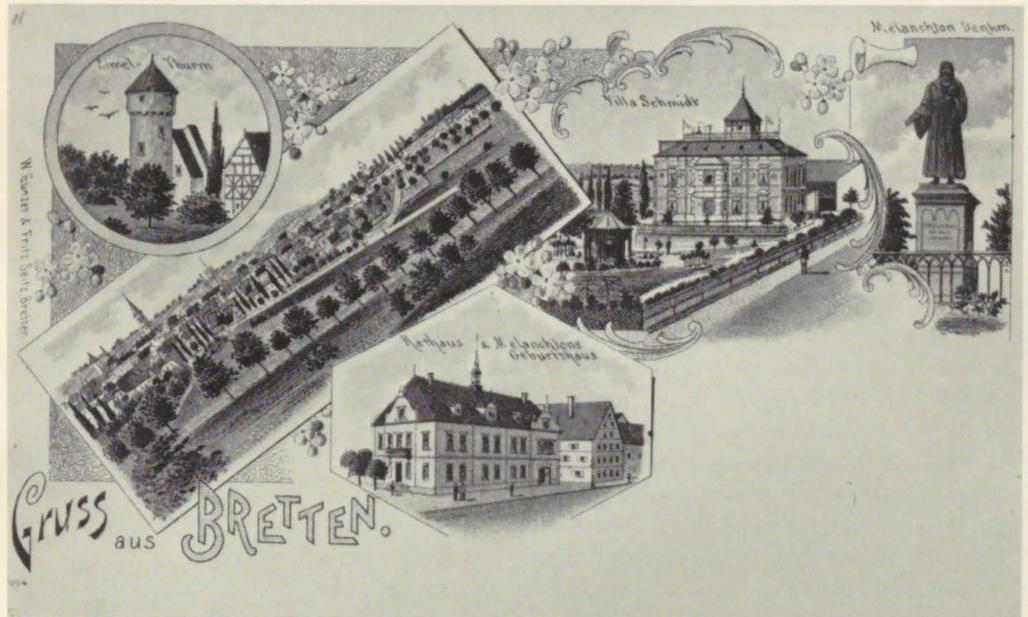
Zum berühmten Brettener wurde auch Johann Michael Heberer, ein Enkel des bereits erwähnten Melanchthon-Bruders, der als „Pfälzer Robinson“ in die Geschichte einging. Während einer Mittelmeerreise geriet er von 1585 bis 1587 in türkische Gefangenschaft, in deren Verlauf er auch Galeerensklave war. Wieder zurück in der Heimat, verfaßte er ein Buch über seine „Aegyptiaca servitus“, das 1610 in Heidelberg erschien und großes Aufsehen erregte.

Die wohl längste Leidenszeit für Bretten begann mit dem 30jährigen Krieg 1618. 1621/22 war der gesamte Kraichgau erobert. Alle Städte und Dörfer, außer Heidelberg, wurden von habsburgischen Truppen eingenommen und geplündert. Durch das Eingreifen von König Gustav Adolf von Schweden trat

1631 kurzfristig eine Wende ein, die aber durch dessen Tod im Jahre 1632 ein schlimmes Ende fand. Im August des gleichen Jahres wurde Bretten von kaiserlichen Truppen erobert, wobei das Leben der Einwohner nur durch „inständiges Flehen, Bitten und Weinen der Frauen und Kinder“ geschont wurde. Seltsamerweise zeigt eine Stadtansicht von Mathäus Merian aus dem Jahr 1645 diese ohne Zerstörungen, obwohl sie nach einem Augenzeugenbericht, durch Truppen der Generale Ossa und Montecuccoli von einem Heer von 8000—10 000 Mann beschossen, eingenommen und geplündert wurde. Es ist daher anzunehmen, daß der berühmte Kartograph die Ansicht bereits vor 1632 gezeichnet hatte. Die von einer Mauer umgebene Stadt Bretten hatte es trotz aller Kriegsfolgen besser als die umliegenden ungeschützten Orte. Nach dem Krieg waren bei der Huldigung für den Kurfürsten Karl Ludwig 130 Brettener Bürger vertreten, darunter auch solche, die in den letzten Kriegsjahren aus religiösen oder anderen Motiven nach Bretten gekommen waren. Viele neue Familien kamen aus der Schweiz; so z. B. die Familien Gillardon, Paravicini, Betsche, Amann, Hunzinger u. a. Hohe Steuern trieben die private Verschuldung in die Höhe und hemmten den Wiederaufbau der Stadt. Als 1650 der Geleitschutz für die Kaufleute wieder zustande kam, die zur Frankfurter Messe zogen, wurden diese aus Gründen der Kostenersparnis nur noch von 5 oder 6 Berittenen, gegenüber vorher 20 Geleitreitern, begleitet. Trotz aller Anstrengungen der Obrigkeit konnten bis 1680 die Menschenverluste des 30jährigen Krieges nicht aufgeholt werden.

Zum schwärzesten Tag in der inzwischen über 900jährigen Geschichte Brettens wurde der 13. August 1689.

Als die Simmerische-Linie der Pfalz durch den Tod des Kurfürsten Karl 1685 ausstarb, meldete der französische König Ludwig XIV. unberechtigte Ansprüche für seine Schwägerin Liselotte von der Pfalz vor allem auf beträchtliche Teile des pfälzischen Landes an.



Motivkarten von Bretten aus der Zeit vor 1897

Dies war der Anlaß zum Ausbruch des sogenannten pfälzischen oder Orléansschen Erbfolgekrieges, der von 1688 bis 1697 wütete. Dem Sonnenkönig ging es vor allem um die Ausdehnung seiner Macht, woran ihn die anliegenden Staaten, die sich zu einer großen europäischen Allianz zusammengeschlossen hatten, hindern wollten. Ende September 1688 wurde die Festung Philippsburg durch französische Truppen angegriffen und besetzt. Von dort drangen sie in den Kraichgau und in die Markgrafschaft Baden ein. Am 12. August des Jahres 1689 wurden die Verantwortlichen der Stadt Bretten von General Choiseul aufgefordert, die Stadt zu übergeben. Zum Nachdruck fuhren die Angreifer Geschütze auf, die zu erkennen gaben, daß die Lage der Eingeschlossenen aussichtslos war. Trotz des vorhandenen Verteidigungswillens hielten es die Verantwortlichen für ratsam, die Stadt zu übergeben, um vielleicht durch Verhandlungen weitgehend Schäden zu vermeiden. Der französische Befehlshaber Choiseul ließ sich jedoch auf nichts ein, sondern stellte ultimative Bedingungen. So mußte sich der württembergische Kommandant mit seiner Truppe auf dem Marktplatz ergeben, und die Bürger wurden mit Weib und Kind in die Stadtkirche eingesperrt. Am Sonntagmorgen, den 13. August, wurden die Eingeschlossenen herausgelassen, aber nicht ohne vorheriges Durchsuchen der Taschen durch die Schildwachen und aus der Stadt getrieben. „Mordbrenner“ zündeten alles an und zerstörten Brettheim bis auf die Kirche und einige Wohnhäuser.

Eine große Belastung bedeutete für Bretten die französische Besatzung. Nur langsam wendete sich das Kriegsglück auf die Seite der Alliierten. Obwohl der Türkenlouis im Winter 1695/96 die Eppinger Linie anlegen ließ, die von Neckargemünd über Sinsheim, Eppingen, Maulbronn nach Weißenstein bei Pforzheim führte und in deren westlichem Vorfeld alle möglichen Stützpunkte des Feindes ebengelegt wurden, gelang es den französischen Truppen immer wieder in den Kraich-

gau vorzudringen. Damit Bretten dem Feind nicht als Bollwerk dienen konnte, ließ man im Januar 1697, trotz aller Proteste der Kurpfalz, die Stadtmauern abbrechen und die Tortürme sprengen. Endlich im Oktober 1697 wurde in Rijswijk der Friede geschlossen. Daß wieder Frieden war, erfuhren die Brettener erst im Dezember. Die Not anfangs des 18. Jahrhunderts veranlaßte viele Einwohner, nach Nordamerika auszuwandern.

Rings um den Marktplatz entstanden neue Fachwerkhäuser. Die Wiederherstellung der Stadtmauer sowie der Wiederaufbau der lutherischen Kirche (Kreuzkirche) wurde vorangetrieben. Aus dem bisherigen Namen Brettheim wurde der im mundartlichen Gebrauch schon lange übliche Name Bretten. Nachdem seit 1685 wieder eine katholische Linie der pfälzischen Kurfürsten herrschte, verbreitete sich der Katholizismus wieder stärker. 1752 wurde an der Stelle der heutigen Hebelschule ein Kapuzinerkloster erbaut. Dieses wurde nach einem Zeitraum von 100 Jahren wieder abgerissen. An die Stadtkirche wurde 1787 ein katholisches Gotteshaus angebaut. Das heute noch bestehende Amtshaus wurde 1783 erstellt, und 5 Jahre später begann die Stadt mit der Errichtung des Rathauses anstelle des vor fast 100 Jahren zerstörten mittelalterlichen Gebäudes. Das Rathaus am Marktplatz ist mit den bereits erwähnten Fachwerkhäusern und dem Marktbrunnen noch heute stadtbildprägend für Bretten.

Als Folge des Reichsdeputationshauptschluß vom Februar 1803 kam Bretten zu Baden und wurde Amtsstadt. Durch das Anwachsen der Einwohnerschaft reichte die Siedlungsfläche innerhalb der schützenden Stadtmauern nicht mehr aus. Deshalb wurde außerhalb der Mauern gebaut. Somit hatten diese ihren Sinn verloren und die Stadt entschloß sich 1824, das Weißhofer Tor und 9 Jahre später das Gottesackerort abzubrechen.

1832 wurde die Höhere Bürgerschule gegründet, aus der später die Realschule bzw. das heutige Melanchthongymnasium hervor-



gegangen ist. Diese Schule setzte die Tradition der Brettener Lateinschule fort, die durch eine Erwähnung im Jahre 1457 belegt ist. Wie lange diese Vorgängerin bestanden hatte, ist nicht bekannt.

In die Zeit vor der badischen Revolution 1848/49 fällt die Gründung des Turnvereins 1846 Bretten e. V. und des Gesangsvereins Liederkrantz (1847). Hungersnot und politische Unzufriedenheit machten sich auch in Bretten bemerkbar. Am 10. Juni 1849 marschierten etwa 1000 Mann der mit Waffen versehenen Volkswehren unter dem Kommando des Brettener Posthalters Paravicini zunächst nach Karlsruhe und von dort in Richtung Philippsburg. Preußische und Badische Truppen brachten der gesamten Revolutionsarmee bei Waghäusel eine vernichtende Niederlage bei. Die Revolutionäre flohen über Sinsheim und Eppingen nach Bretten. Doch die Sieger verfolgten die Aufständischen und stellten sehr rasch die alte Ordnung wieder her. Unter den drakonischen Strafen hatten viele Beteiligten noch jahrelang zu leiden.

Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts brachte für Bretten einen gewaltigen wirtschaftlichen Aufschwung. Die Gründung der Sparkasse 1850 leitete die Industrialisierung ein.

Der Anbruch einer neuen Zeit wurde am 26. September 1853 mit der Einweihung der württembergisch-badischen Bahnlinie Mühlacker über Bretten nach Bruchsal deutlich. Seit 1844 hatte sich die Stadt bemüht, an das Eisenbahnnetz angeschlossen zu werden. Firmengründungen schufen Arbeitsplätze, so daß die in den sechziger Jahren des Jahrhunderts erneut einsetzenden Auswanderungswellen nach Nordamerika wieder abebbten. 1862 entstand die Firma Christian Beuttenmüller, die mit neuen Erdöllampen große Fortschritte auf dem Gebiet des Beleuchtungswesens erzielte. Auch die Metallwarenfabrik M. u. A. Lämle AG (MALAG) zählte zu den ersten Unternehmen. Im Jahre 1877 gründete Carl Neff die erste Herdfabrik in Bretten. Zusammen mit dem seit 1884 hier

angesiedelten Kühlerwerk Schmidt erlangten die genannten vier Firmen innerhalb kurzer Zeit Weltruf.

Eine weitere Eisenbahnstrecke wurde 1879 eingeweiht. Die Kraichgaubahn von Karlsruhe über Bretten nach Eppingen und Heilbronn machte die Stadt zu einem bedeutenden Schienenknotenpunkt. Damit war der Weg für die Weiterentwicklung Brettens frei. Binnen kurzer Zeit wurde der Fortschritt auch in der Stadt sichtbar: Zunächst entstand ein städtisches Gaswerk, dann wurde 1888 das Rathaus am Marktplatz vergrößert. In den Jahren 1891/92 wurde mit dem Bau der Wasserleitung begonnen.

Zur Erinnerung an den großen Sohn Brettens, Philipp Melanchthon, wurde an dessen 400. Geburtstag der Grundstein für das Melanchthon-Gedächtnishaus gelegt. Der Berliner Professor Dr. Nikolaus Müller wurde zum Initiator dieser Gedenkstätte. Die Idee dazu verfolgte er zusammen mit dem Stadtrat Georg Wörner. In den folgenden Jahren wurde an der Stelle des Hauses der Familie Schwarzerdt neben dem Rathaus das Melanchthonhaus errichtet. Das Gebäude konnte 1903 seiner Bestimmung übergeben werden. Es beherbergt wertvolle Schriften der Reformation und Dokumente von und über Philipp Melanchthon. Seitdem trägt Bretten den Beinamen „Melanchthonstadt“. Daß die Stadt Bretten inzwischen wirtschaftlich gesund war, kann man daran erkennen, daß in dieser Zeit viele öffentliche Einrichtungen geschaffen wurden. Am Zusammenfluß von Salzach und Weißach wurde 1907 ein städtisches Schwimm- und Sonnenbad errichtet. In den Jahren 1912/13 begann die Versorgung der Stadt mit Elektrizität durch den Anschluß an das Enzwerk.

Leider unterbrach der Erste Weltkrieg den wirtschaftlichen und kulturellen Fortgang. Von den 5000 Einwohnern mußten ca. 1200 Männer in den Krieg ziehen. Von ihnen sind 227 gefallen, darunter 11 kriegsfreiwillige jüdische Bewohner. Nach 4½ Jahren weltweiter Auseinandersetzungen kamen wieder



Postkarte (ca. 1915)



„Gruß aus Bretten“ mit Hundesbrunnen und Blick in die Melanchthonstraße

Notzeiten für die Bewohner. Die Stadt Bretten hatte 1932 400 Erwerbslose, also 7% der Einwohner.

Ein schwerer Schlag wurde der Stadt Bretten 1936 versetzt. Im Zuge der damals durchgeführten Verwaltungsreform wurde der Amtsbezirk Bretten aufgelöst und den Landkreisen Bruchsal, Karlsruhe und Pforzheim zugeordnet. Gegen diese Abwertung kämpfte man mit allen politischen Mitteln, blieb jedoch mit der Forderung, daß der Amtsbezirk Bretten bestehen bleiben muß, erfolglos.

Noch war Bretten ein seit Jahrhunderten beliebter Wohnort für jüdische Händler und Kaufleute. Bis zur Machtübernahme von Adolf Hitler hatten sie hier als badische Bürger ein weitgehend harmonisches Leben führen können und waren in vielen sportlichen und kulturellen Vereinen aktiv. Als die Nationalsozialisten ihre Hetze gegen jüdische Mitbürger begannen, wollte sich niemand daran erinnern, daß noch im Jahr 1929 gemeinsam die Renovierung der jüdischen Synagoge gefeiert wurde. Von 104 vor 1933 in Bretten lebenden Juden waren 1940 noch 18 Personen übrig geblieben. Alle anderen ahnten das herankommende Unheil, spätestens in der „Reichskristallnacht“, als auch die Brettener Synagoge ein Opfer der Flammen wurde, und wanderten aus. Am 22. Oktober 1940 erfolgte die Abschiebung der verbliebenen Männer, Frauen und Kinder mit rund 6500 Juden aus Baden, der Pfalz und dem Saarland ins Lager Gurs im unbesetzten Teil Frankreichs. Einige der Brettener Juden starben im Lager und 4 Personen wurden nach ihrer Verlegung im KZ Auschwitz vergast. Lediglich 5 Personen überlebten den mörderischen Holocaust.

Im Zweiten Weltkrieg verloren über 250 Brettener ihr Leben. Bei Kriegsende mußten viele deutschstämmige Bewohner aus dem Osten und Südosten Europas flüchten, oder sie wurden vertrieben. Bis April 1948 wurden in Bretten über 2300 Neubürger untergebracht. Hierdurch entstand überall eine empfindliche Wohnungsnot. Nach der Währungsreform am 21. Juni des gleichen Jahres

begann der eigentliche Wiederaufbau. Bretten entwickelte sich zum Mittelzentrum, wurde Schulstadt und Standort für das neue Kreiskrankenhaus (schon um 1460 wird das Spital in Bretten erwähnt).

Als die Bevölkerung 1967 die 1200jährige Wiederkehr der ersten urkundlichen Erwähnung Brettens festlich begehen konnte, war aus dem kleinen Ort eine Stadt mit über 10 600 Einwohnern geworden.

Im Rahmen der Gemeindereform wurden die umliegenden Dörfer Bauerbach, Büchig, Diedelsheim, Dürrenbüchig, Gölshausen, Neibsheim, Rinklingen, Ruit und Sprantal in die Stadt Bretten eingegliedert. Am 1. 1. 1975 wurde Bretten Große Kreisstadt und Untere Verwaltungsbehörde.

In den letzten Jahren hat sich in Bretten viel verändert. Zur Verkehrsentlastung wurde eine umfangreiche Flächensanierung vorgenommen, die nördlich der Innenstadt neuen Verkehrsraum schuf. Der Innerstädtische Ring im Bereich Sporgasse/Engelsberg war für die Weiterentwicklung des alten Stadtkerns von wesentlicher Bedeutung. Jetzt begann die Objektsanierung im Bereich der Altstadt und die Herstellung der Altstadtgassen. Hier entstand auch das neue Rathaus, in dem sämtliche Verwaltungsdienste nunmehr unter einem Dach untergebracht werden konnten. Trotz aller Bemühungen von seiten der Verantwortlichen blieben Rückschläge auf wirtschaftlichem Gebiet nicht aus. Der Konkurs der zwei größten Unternehmen Neff und Malag ließ die Arbeitslosenquote steil ansteigen. Durch gezielte Förderung von Gewerbe und Industrie konnte bald wieder der alte Beschäftigungsgrad erreicht werden, ja, Bretten geht es inzwischen wieder wirtschaftlich besser als dem Landesdurchschnitt.

Vor allem hat sich das Industriekarussell bewährt, bei dem Betriebe ins Industriegebiet Gölshausen ausgesiedelt werden, damit sich andere Firmen an ihrem Standort besser ausdehnen können.

Auf dem Gebiet des Nahverkehrs geht man neue Wege. Da Bretten und seine Stadtteile

ständig wachsen und für viele, die in Karlsruhe oder anderswo arbeiten, Wohngemeinde wurde, ist eine gute Anbindung an das öffentliche Verkehrsnetz unbedingt erforderlich.

Die Stadtbahn Karlsruhe—Bretten wird ab 1992 eine Verbindung zwischen dem Mittelzentrum Bretten und dem Oberzentrum Karlsruhe schaffen, wodurch der bisherige Individualverkehr allmählich zurücktreten wird.

Zwischen Bretten und Hemer im Sauerland wurde 1979 eine Städtefreundschaft besiegelt. Obwohl Bretten schon viele Jahre Förderer der europäischen Bewegung ist, kommt es erst 1981 zur Partnerschaft mit der französischen Stadt Longjumeau. Vier Jahre später, 1985, wird Condeixa-a-Nova in Portugal zweite Partnerstadt.

Zusammenfassend ist über die Melanchthonstadt Bretten zu sagen: Sehenswert ist das Melanchthonhaus mit Museum und Forschungsbibliothek, der historische Marktplatz mit Fachwerkbauten, Wehrtürme der mittelalterlichen Stadtbefestigung, das Amtshaus und Hebererhaus, die barocke Kreuzkirche, der Markt- und Hundlesbrunnen u. v. a.

An Festen und Kultur sowie an Marktveranstaltungen hat Bretten zu bieten: Das jährliche Peter-und-Paul-Fest am ersten Juliwochenende. Seit geraumer Zeit ist diese Veranstaltung mit der Darstellung vergangener Zeiten ein Besuchermagnet für Menschen aus nah und fern.

Das Marktplatzfest, „Treffpunkt Europa“, bei dem die ausländischen Mitbürger ein Fest

durchführen, wie es in ihrer Heimat üblich ist, gibt Einblicke in die jeweiligen Kulturen. Ein Kleinkunsthospital und Vereinsveranstaltungen sind weitere Höhepunkte.

Die Badische Landesbühne führt in Bretten regelmäßig Vorstellungen durch und vom „Gugg-e-mol“-Kellertheater wird Laienschauspiel in Mundart geboten. Der örtliche Kunstverein und andere kulturelle Einrichtungen runden das Angebot ab. Wochenmärkte, Geranien-, Wein- und Weihnachtsmarkt sind für die Stadt und das Umland gern genutzte Einrichtungen.

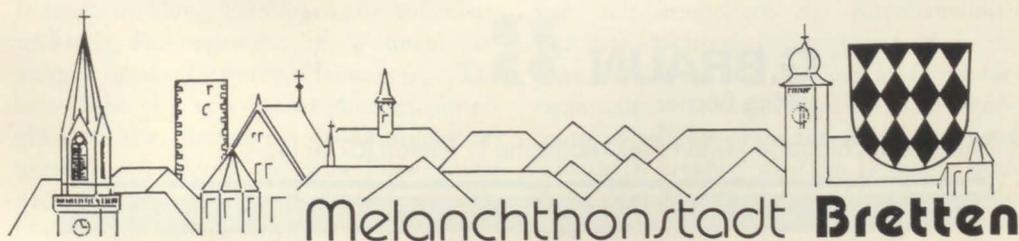
Bretten bietet viel für Sport, Erholung und Freizeit. Besonders das Freibad mit dem Spaßbecken, das Hallenbad, Tennisanlagen, Rad- und Wanderwege sind nur eine Auswahl der bestehenden Möglichkeiten.

Wenn im September 1990 in Bretten die Heimmattage Baden-Württemberg stattfinden, werden viele Besucher — hoffentlich! — nicht das letzte Mal in der Melanchthonstadt gewesen sein.

---

#### Literatur:

- Der Pfeiferturm. Beiträge zur Heimatgeschichte und Volkskunde Brettens und seiner Umgebung (1933—1942)
- Brettener Jahrbuch für Kultur und Geschichte Bd. 1—6 (1956—1982/3)
- Urkunden, Rechtsquellen und Chroniken der Geschichte der Stadt Bretten, bearbeitet von Dr. Alfons Schäfer, Bretten 1967
- Alfons Schäfer: Geschichte der Stadt Bretten von den Anfängen bis zur Zerstörung im Jahr 1689, Bretten 1977



# Sagenhaft



**Sagen rund um Karlsruhe**  
164 S., 40 Abb., geb., DM 32,-  
ISBN 3-7650-8051-9



**Sagen rund um Freiburg**  
192 S., 40 Abb.,  
geb., DM 32,-  
ISBN 3-7650-8062-4

Ludwig Vögely  
**Sagen des Kraichgaus**  
184 S., 45 Abb., geb., DM 32,-  
ISBN 3-7650-8050-0



**Sagen**  
vom Markgräflerland  
164 S., 45 Abb., geb.,  
DM 32,-  
ISBN 3-7650-8063-2



**S**agen sind kulturhistorische Zeugnisse und stammen aus einer vergangenen bäuerlichen Welt. Sie bevölkern die Landschaft mit einer Unzahl lokaler Dämonengestalten. Ludwig Vögely hat aus historischen Dokumenten zusammengetragen und nach Orten gegliedert, was es aus diesen Gegenden an Sagenhaftem zu übermitteln gilt.

**G. BRAUN** **B**  
Verlag Bücher

Karl-Friedrich-Straße 14 - 18 · 7500 Karlsruhe 1 · Telefon (0721) 165-0

# Perspektiven der Stadtplanung; Beispiel Bretten

Ulrich Braum

Leiter des Stadtplanungsamtes der Großen Kreisstadt Bretten

## **Bretten: Eine aufstrebende Stadt**

Der nachfolgende Beitrag unternimmt den Versuch, einen Abriss über aktuelle stadtentwicklungspolitische Aktivitäten aus dem Bereich der Brettener Stadtplanung zu geben. Hierbei wird keinesfalls der Anspruch auf Vollständigkeit verfolgt; auch kann der Beitrag aufgrund seines beschränkten Umfangs nicht in die Tiefe gehen.

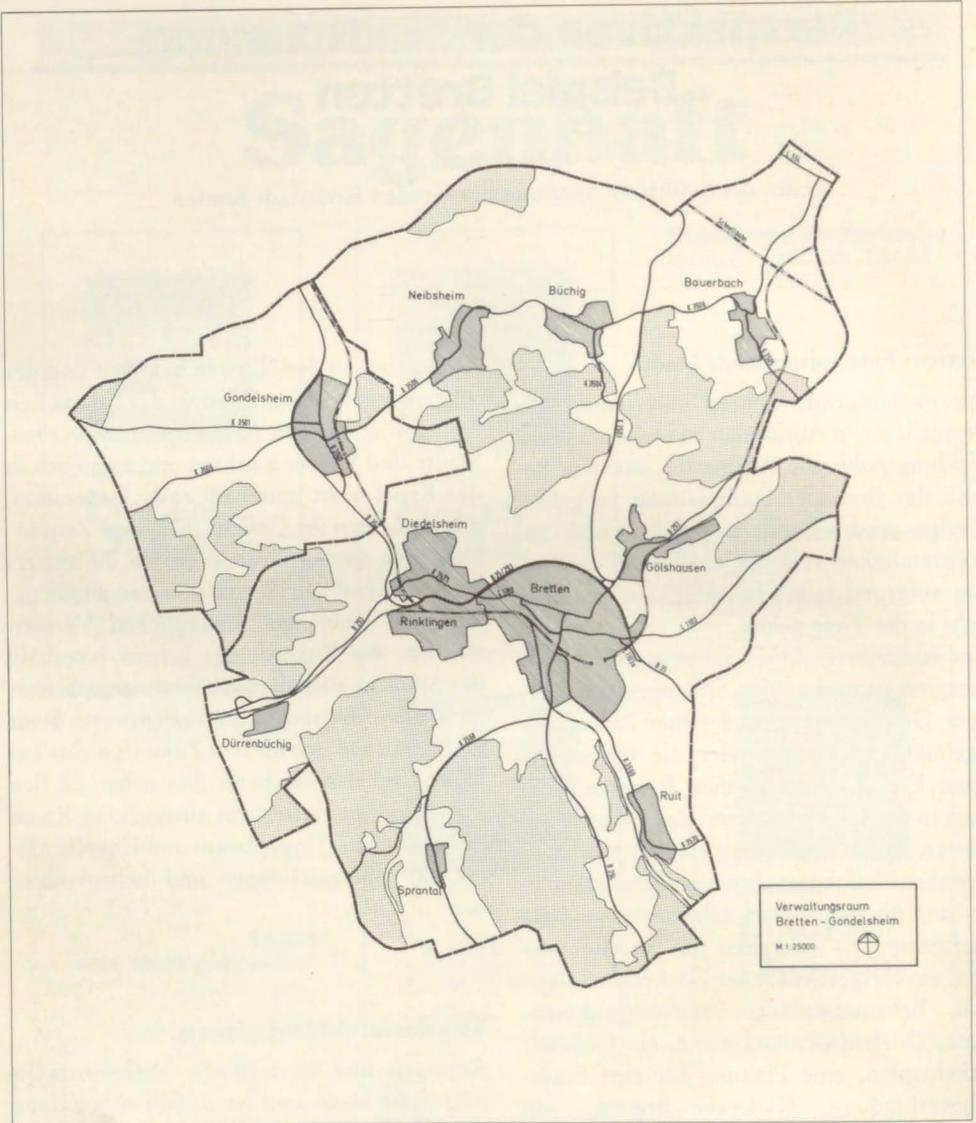
Wer kommunalpolitisch interessiert oder gar engagiert ist und an den Sitzungen des Brettener Gemeinderates und seiner Ausschüsse regelmäßig teilnimmt oder die tagespolitischen Ereignisse über einen längeren Zeitraum in der Lokalpresse verfolgt, erkennt unschwer, daß in Bretten seit einigen Jahren eine wahre Planungseuphorie ausgebrochen ist. Be- und überplant wird nahezu das gesamte Stadtgebiet. Es entstehen der Landschaftsplan, ein fortgeschriebener Flächennutzungsplan, Bebauungspläne, Sanierungsrahmenpläne, Dorfentwicklungspläne, ein Generalverkehrsplan, eine Planung für eine Stadtbahnverbindung Karlsruhe—Bretten, ein Konzept für die Neuorganisation des Öffentlichen Personennahverkehrs in der Stadt und im Mittelbereich, Planungen für Straßen- und Platzraumgestaltungen, Planungen zur Innenentwicklung, Planungen zur Außenentwicklung, Planungen für das Wohnen, Planungen für das Gewerbe, Planungen . . . Die Liste ließe sich verlängern, gliedern, untergliedern usw. Bretten ist in Aufbruchstimmung, Bretten denkt über seine Entwicklung nach, Bretten plant für die Zukunft und dies in einer Eile wie nie zuvor.

Doch trotz all der Notwendigkeiten und der scheinbar gebotenen Eile darf der Faktor Zeit nicht völlig aus den Augen verloren werden. Städte und Dörfer wachsen und entstehen in der Regel nicht innerhalb einer Generation. Sie verändern ihr Gesicht in langen Zeiträumen. Aus diesem Grunde dürfen die sicherlich notwendigen Konzepte der Stadtentwicklung nicht den untauglichen Versuch machen, die Zukunft des Lebens innerhalb der Stadt in allen Einzelheiten vorausplanen zu wollen. Bretten ist eine lebenswerte Stadt und daran soll sich auch in Zukunft nichts ändern! Und deshalb heißt dies neben all den Planungsaktivitäten auch ausreichend Raum zu belassen für Ungeplantes und Unvollendetes, für Überraschungen und Improvisationen.

## **Verkehrsentwicklungsplanung**

*Regionale und überregionale Verkehrsstraßen prägen die Stadt- und Landschaftsentwicklung*

Die Stadt Bretten liegt am Schnittpunkt dreier Bundesstraßen. Mehrere Kreis- sowie eine Landstraße ergänzen das regionale und überregionale Straßennetz. Darüber hinaus kreuzen sich in Bretten die Eisenbahnlinien Bruchsal—Mühlacker—Stuttgart und Karlsruhe—Heilbronn. Auf der inzwischen fast fertiggestellten Schnellbahnlinie Mannheim—Stuttgart, die Bretten auf der Gemarkung Bauerbach berührt, wird die Deutsche Bundesbahn in den 90er Jahren ebenfalls den Betrieb aufnehmen.



### 8 Übersichtsplan

Da sämtliche der o. g. Straßen- und Schienenwege das Stadtgebiet durchqueren oder tangieren und die Verkehrsstraßen die hügelige Kraichgaulandschaft um Bretten zerschneiden, bestimmen die Verkehrswege letztendlich stark die Stadt- und Landschaftsentwicklung und sind daher auch häufig Gegenstand politischer Diskussionen.

### *Straßenplanungen in der politischen Diskussion*

Während es bereits in den fünfziger Jahren gelang, die Bundesstraßen 35 und 293 aus dem Altstadtgebiet von Bretten auf eine damals wohl großzügig anmutende Nordumgehung zu verlagern, verläuft die Bundesstraße 294 Bretten—Pforzheim auch heute noch

über den historischen Marktplatz und zerschneidet somit die Altstadt in eine östliche und westliche Hälfte. Ebenso zweigeteilt ist der sich im Norden an das Stadtgebiet anschließende Stadtteil Gölshausen, der von der Bundesstraße 293 Bretten—Heilbronn durchquert wird.

Beide Ortsdurchfahrten sind seit vielen Jahren Gegenstand politischer Diskussionen und beschäftigen Planer, Bürger und Politiker gleichermaßen.

Zeichnete sich vor einigen Jahren zunächst eine isolierte Lösung für eine Ortsumgehung Gölshausen im Zuge der Bundesstraße 293 ab und versuchte man parallel dazu die Verkehrsprobleme der Brettener Altstadt durch einen im Altstadtrandbereich geführten Straßenring zu lösen, der im übrigen auch den Verkehr der Bundesstraße 294 aufnehmen sollte, scheiterte diese zunächst hoffnungsvolle Lösung mit zunehmender Konkretisierung an der politischen Durchsetzungsfähigkeit. Das ständige Infragestellen scheinbar überholter Verkehrskonzepte gab deshalb in den Jahren 1985/86 den Anlaß, zusammen mit dem Regierungspräsidium Karlsruhe die Fortschreibung des Generalverkehrsplanes Bretten einzuleiten. Nach einer umfassenden Verkehrserhebung sowie einer sich daran anschließenden Analysephase wurde eine beinahe unzählige Anzahl von mehr oder weniger denkbaren Möglichkeiten zur Lösung der Brettener Verkehrsproblematik untersucht und in vielen Sitzungen der politischen Gremien zusammen mit den Fachleuten und Bürgern diskutiert.

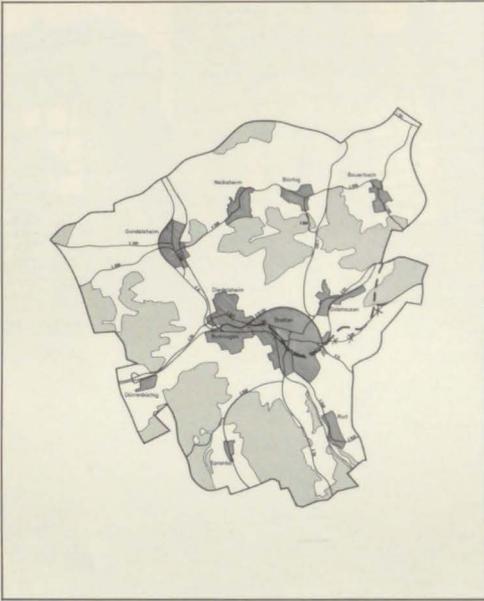
Im Vordergrund all dieser Diskussionen stand dabei die Forderung, die negativen Auswirkungen des motorisierten Individualverkehrs auf das Leben und Wohnen in der Stadt soweit als möglich zu mindern und gleichzeitig Natur und Landschaft weitgehend zu schonen. Um diesen Zielsetzungen näher zu kommen, wurde für die wesentlichen Straßenverkehrskonzepte eine Umweltverträglichkeitsprüfung durchgeführt, die den politischen Mandatsträgern sachliche Ar-



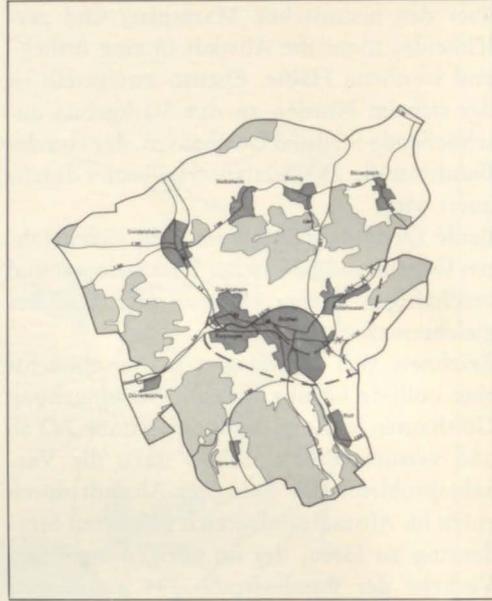
*Ein neuralgischer Punkt: Die Pforzbeimer Straße im Bereich des Hebererhauses*



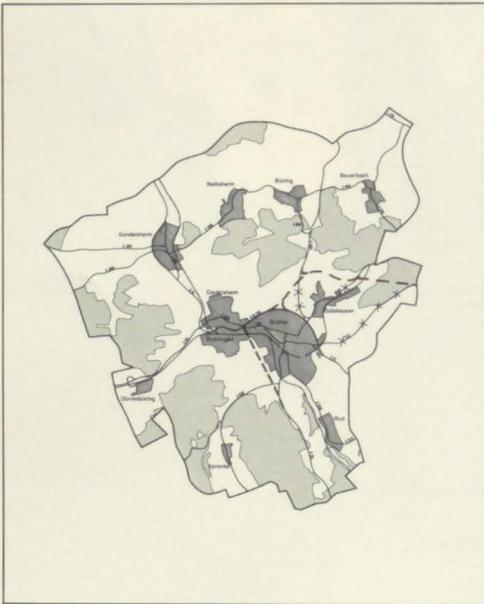
*Im weiteren Verlauf der B 294, die Weißhofer Straße*



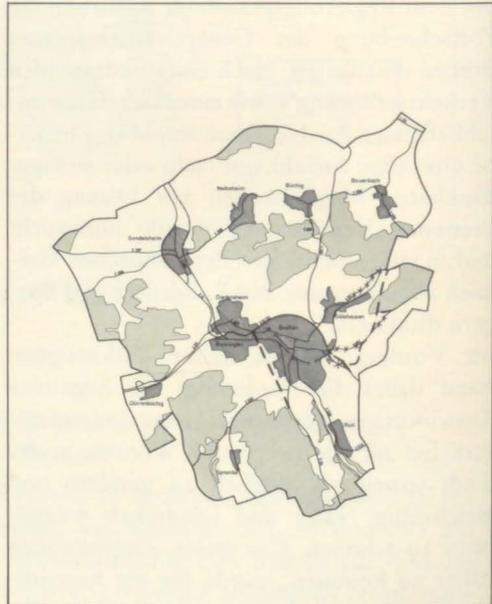
Die Ostumgebung von Gölshausen in Verbindung mit der sog. Bündelungstraße entlang der Kraichgaubahn



Die Ostumgebung von Gölshausen in Verbindung mit einer ortsfernen Südumgebung Bretten



Die Ostumgebung von Gölshausen in Verbindung mit einer Südwesttangente Bretten



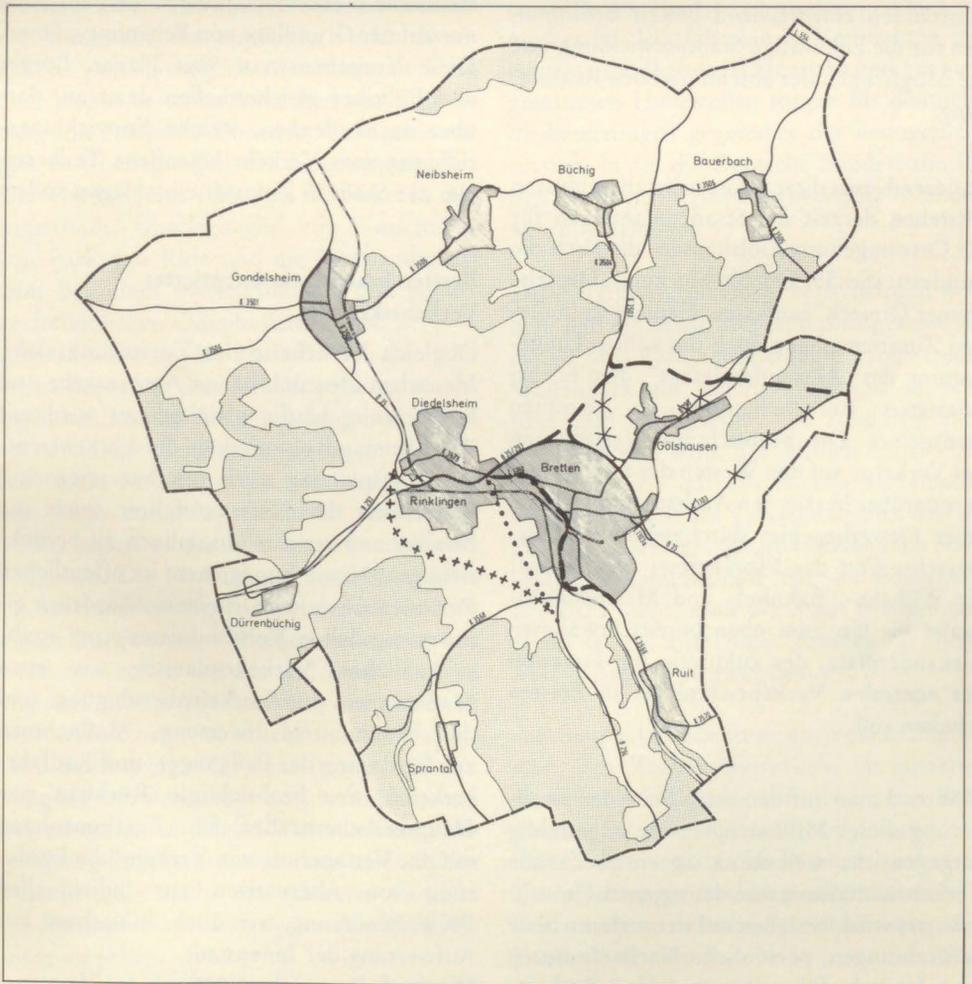
Die Nordwestumgebung von Gölshausen in Verbindung mit einer Südwesttangente Bretten

gumente für ihre zukunftsweisende Entscheidung liefern sollte. Untersucht und bewertet wurden

- eine Ostumgehung von Gölshausen im Zuge der Bundesstraße 293 in Verbindung mit einer innerstädtischen Führung der Bundesstraße 294 entlang der Kraichgaubahn und deren Verknüpfung mit der Bundesstraße 35 im Bereich des städtischen Schwimmbades im Osten der Stadt,
- eine Ostumgehung von Gölshausen im Zuge der Bundesstraße 293 in Kombination mit einer ortsfernen Südumgehung von Bretten und Rinklingen im Zuge der

Bundesstraße 35 und 293 bei gleichzeitiger Abstufung der heutigen Bundesstraße 35 im Norden von Bretten,

- eine Nordwestumgehung Gölshausen im Zuge der Bundesstraße 293 in Kombination mit einer Südwesttangente Bretten im Zuge der Bundesstraße 294 und gleichzeitigen Veränderungen in der Linienführung der Landesstraße 1103 aus Richtung Oberderdingen sowie
- eine Ostumgehung von Gölshausen im Zuge der Bundesstraße 293 in Kombination mit einer Südwesttangente Bretten im Zuge der Bundesstraße 294.



Generalverkehrsplan Bretten, 2000

## **Der neue Generalverkehrsplan weckt Hoffnungen und Befürchtungen**

Mit großer Mehrheit entschied sich der Gemeinderat im Sommer 1989 für eine Nordwestumgehung von Gölshausen bei gleichzeitiger Neuansbindung der Landesstraße 1103 an die Bundesstraße 293 nördlich des Industriegebietes Gölshausen. Zustimmung signalisierte man auch für eine Südwesttangente bzw. Südwestspange Bretten (Selbstbindungsbeschluss) im Zuge der Bundesstraße 294, wenngleich auch vor dem Hintergrund fehlender Finanzierungspläne. Nichtsdestotrotz sah man in diesem Konzept die den Umständen entsprechend besten Bedingungen für die zukünftige Stadtentwicklung und die Möglichkeit der abschnittweisen Realisierung.

Basierend auf diesen Grundsatzbeschlüssen entstehen derzeit die Straßenplanungen für die Ortsumgehung Gölshausen, die auch die Bundesstraße 35/293 bis hin zum „Diedelsheimer Dreieck“ umfassen. Geplant ist in diesem Zusammenhang auch die völlige Umgestaltung des „Alexanderplatzes“, dem höchst belasteten Verkehrsknoten im gesamten Stadtgebiet. Die beabsichtigte Verlagerung des Verkehrs auf den Westen der Stadt erfordert darüber hinaus den Ausbau der das Bretten-Gewerbegebiet durchziehenden Straßenachse von der Pforzheimer Straße über die Wilhelm-, Bahnhof- und Melanchthonstraße bis hin zum oben bereits erwähnten Alexanderplatz, der zukünftig die Funktion des zentralen Verkehrsverteilers in Bretten erhalten soll.

Während man auf der einen Seite der Realisierung dieser Millionenprojekte ungeduldig entgegenseht, weil damit die entsprechende Verkehrsentlastung vor der eigenen Haustür erwartet wird, bestehen auf der anderen Seite Befürchtungen, persönliche Nachteile durch neue Verkehrsführungen und Verkehrsbelastungen ertragen zu müssen. Wenngleich es

in der Straßenplanung und im Straßenbau einen gewissen Nachholbedarf in Bretten gibt, dürfen bei aller Planungseuphorie die städtebaulichen, sozialen und ökologischen Sekundärwirkungen des Straßenverkehrs nicht aus dem Auge verloren werden. Im Vordergrund aller Überlegungen darf deshalb nicht die isolierte Optimierung von denkbaren und prognostizierten Straßenverkehrsströmen stehen, anzustreben ist vielmehr die Integration der Verkehrsplanung in eine ganzheitlich betrachtete Stadtentwicklungsplanung.

Unter diesen Vorzeichen entstehen innerstädtische Verkehrsplanungen deshalb auch nur auf der Grundlage von Bebauungsplänen. Diese Vorgehensweise regt Planer, Bürger und Politiker gleichermaßen dazu an, darüber nachzudenken, welche Entwicklungsrichtung vom Verkehr betroffene Teilbereiche der Stadt in Zukunft einschlagen sollen.

## **Bretten braucht ein integriertes Verkehrskonzept**

Obleich Verkehr in der Vorstellung vieler Menschen identisch ist mit Autoverkehr und Entwicklung häufig gleichgesetzt wird mit Wachstum, gilt es innerhalb der Verkehrsentwicklungsplanung auch die Interessen und Bedürfnisse der Nichtautofahrer sowie die Belange anderer Fachdisziplinen zu berücksichtigen. Neues Engagement im öffentlichen Personennahverkehr ist ebenso Ausdruck eines gewandelten Verständnisses einer stadtverträglichen Verkehrsplanung wie etwa Maßnahmen der Verkehrsberuhigung und der Wohnumfeldaufwertung, Maßnahmen zur Förderung des Fußgänger- und Radfahrerverkehrs, der beabsichtigte Rückbau von Hauptverkehrsstraßen im Zusammenhang mit der Verlagerung von Verkehr, die Förderung von Alternativen zur individuellen PKW-Benutzung wie auch Initiativen zur Aufwertung der Innenstadt.

Die Stadt Bretten hat 1988 mit der Vertragsunterzeichnung den Einstieg in das Stadt-

bahnprojekt Karlsruhe—Bretten gewagt, die Stadt ist zusammen mit dem Landkreis daran interessiert, den regionalen Busverkehr im gesamten Mittelbereich aufzuwerten und auf die Stadtbahn abzustimmen, die Stadt hat in den letzten Jahren die Melanchthonstraße und den Marktplatz zur Fußgängerzone umgestaltet, die Stadt arbeitet an Überlegungen zu einem flächendeckenden Radwegenetz, die Stadt engagiert sich im Bereich der Verkehrsberuhigung und Wohnumfeldverbesserung im Zusammenhang mit der Stadt- und Dorfsanierung und darüber hinaus überall dort, wo Straßenbaumaßnahmen anstehen, die Stadt arbeitet an einem Parkleitsystem für die Innenstadt, um unnötigen Parksuchverkehr so weit als möglich zu minimieren. Darüber hinaus bestehen Initiativen zur Einführung von Tempo 30-Zonen in Wohngebieten, gibt es Überlegungen zur Neuordnung und Umverteilung des ruhenden Verkehrs in der Innenstadt, Überlegungen zur Einrichtung von Park and Ride und die Notwendigkeit zum Bau eines leistungsfähigen und benutzerfreundlichen Omnibusbahnhofes.

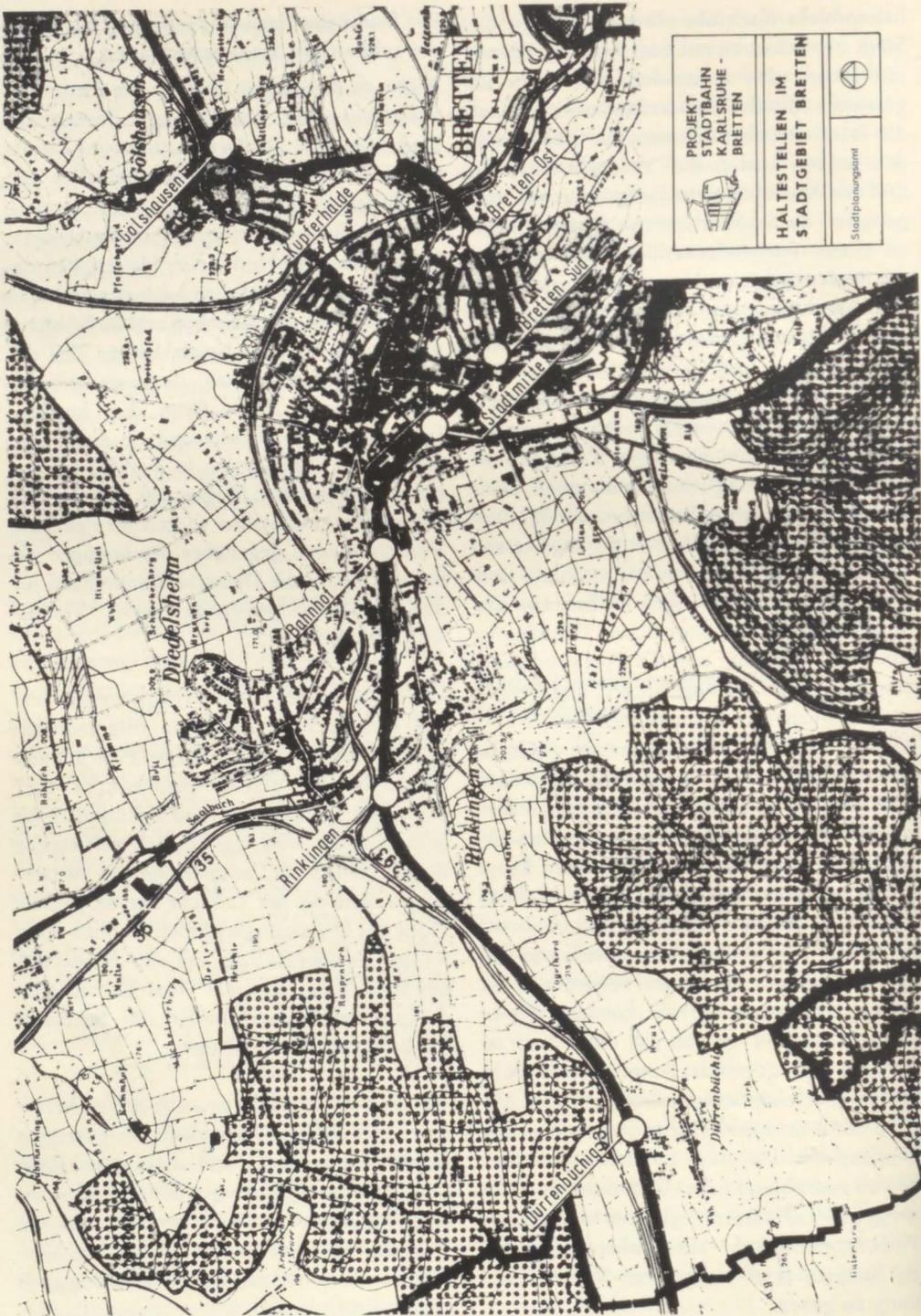
Alles in allem ist die Stadt Bretten damit in vielen Bereichen der Verkehrsplanung planerisch, baulich und finanziell tätig. Damit dieses vielfältige Engagement für ein finanzschwaches Mittelzentrum wie Bretten heute und auch zukünftig finanziell verkraftbar bleibt, bedarf es der Koordination all dieser Aufgaben. Die Maßnahmen müssen sorgfältig aufeinander abgestimmt werden und zu einem integrierten Verkehrskonzept vereint werden. Geplant werden soll dabei auch in Zukunft nicht gegen das Auto, doch bleibt es im Interesse einer wohnlichen und menschlichen Stadt dringender denn je geboten, den Umgang mit dem Auto zu überdenken und neu zu ordnen und dabei Wohnumwelt, Fußgängern, Radfahrern und dem öffentlichen Personennahverkehr ein stärkeres Gewicht im Rahmen einer integrierten Verkehrsplanung zu geben.

## **Die Stadtbahn Karlsruhe—Bretten als Stütze der zukünftigen Stadtentwicklung**

Wenn ab dem Jahre 1992 die Stadtbahn die Stadtzentren von Karlsruhe und Bretten verbindet, beginnt für Bretten ein neues Zeitalter. Neben den Vorteilen einer schnellen und streßlosen Verkehrsverbindung für Pendler, löst diese Bahn neue Impulse für die Stadt im Kraichgau aus. Fünf neue Haltestellen im Stadtgebiet ergänzen die vorhandenen drei in Dürrenbüchig, am Bahnhof und in Gölshausen. Damit liegt ein beträchtlicher Teil des Brettener Stadtgebietes im unmittelbaren Einzugsbereich dieser Bahn. Ein kundenfreundliches Tarifsystem und ein einfach zu merkender Taktfahrplan in Verbindung mit einem vorbildhaften Wagenpark und gut ausgestatteten Haltestellen sorgen für deutliche Verbesserungen gegenüber der heutigen Situation, in der die Deutsche Bundesbahn für den Schienenpersonennahverkehr Verantwortung zeichnet.

Dabei darf natürlich nicht verschwiegen werden, daß die Stadt Bretten das insgesamt mit ca. 80 Mio. DM veranschlagte Projekt samt Wagenpark mit einem Anteil von ca. 6,31 Mio. DM mitfinanziert und zukünftig auch gefordert sein wird, das jährlich auftretende Betriebsdefizit mit ausgleichen zu müssen. Schon allein aus der Tatsache heraus, daß die Höhe des Defizitausgleichs letztendlich in direktem Zusammenhang mit der Benutzung der Bahn steht, muß die Stadt Bretten alles daran setzen, zusätzliche Kunden für dieses Verkehrsmittel zu gewinnen.

Aus diesem Grunde ist sie auch daran interessiert, den Regionalbusverkehr im gesamten Mittelbereich Bretten auf diese neue Bahn auszurichten. Insgesamt soll damit ein ÖPNV-Konzept realisiert werden, das die Vorbehalte gegenüber dem öffentlichen Verkehr ausräumt und von der Bevölkerung auch angenommen wird.



## Entwicklungsplanung Wohnen

Nachdem in den sechziger und siebziger Jahren in der Stadt sowie in allen Stadtteilen großzügig Wohngebiete ausgewiesen wurden, um der starken Nachfrage nach Wohnraum gerecht zu werden, war die Situation in den achtziger Jahren eher durch die Innenentwicklung und eine äußerst zurückhaltende Außenentwicklung geprägt. Zum einen waren mit den damals geschaffenen Neubaugebieten genügend Reserven geschaffen worden, zum anderen wurden dem Zeitgeist entsprechend Sanierungen in der Kernstadt sowie in den Stadtteilen eingeleitet. Die Förderung der Wohnungssanierung und des Wohnungsbaus in den Altgebieten, verbunden mit wohnumfeldaufwertenden Begleitmaßnahmen im öffentlichen Raum bewirkten auch in Bretten und vieler seiner Stadtteile private Sanierungsmaßnahmen, die das Bild der Stadt wahrten.

**Die Innenentwicklung bestimmte die Baupolitik der achtziger Jahre und wird auch zukünftig dominierend sein**

In der Kernstadt Bretten wurde in 1979 das erste Sanierungsgebiet im Bereich westlich der Pforzheimer Straße und südlich der Oberen Kirchgasse ausgewiesen. Neben dem Neubau des Rathauses und der Einrichtung der städtischen Bücherei wurden hier bis heute Wohngebäude saniert bzw. nicht mehr benötigte Wirtschaftsgebäude zu Wohngebäuden umgebaut. Die Priorität der Maßnahmen lag u. a. auch auf dem Ausbau der Altstadtgassen zu verkehrsberuhigten Bereichen. Obgleich es Ende der achtziger Jahre mit der Auslagerung des Schlachthofes endlich gelang, das Gelände zwischen Schlachthausgasse und Gottesackerort für neue Nutzungen freizuräumen, ist das dort projektierte Stadthallenkonzept in der in einem Wettbewerb ausgelobten Art und Weise aus finanziellen



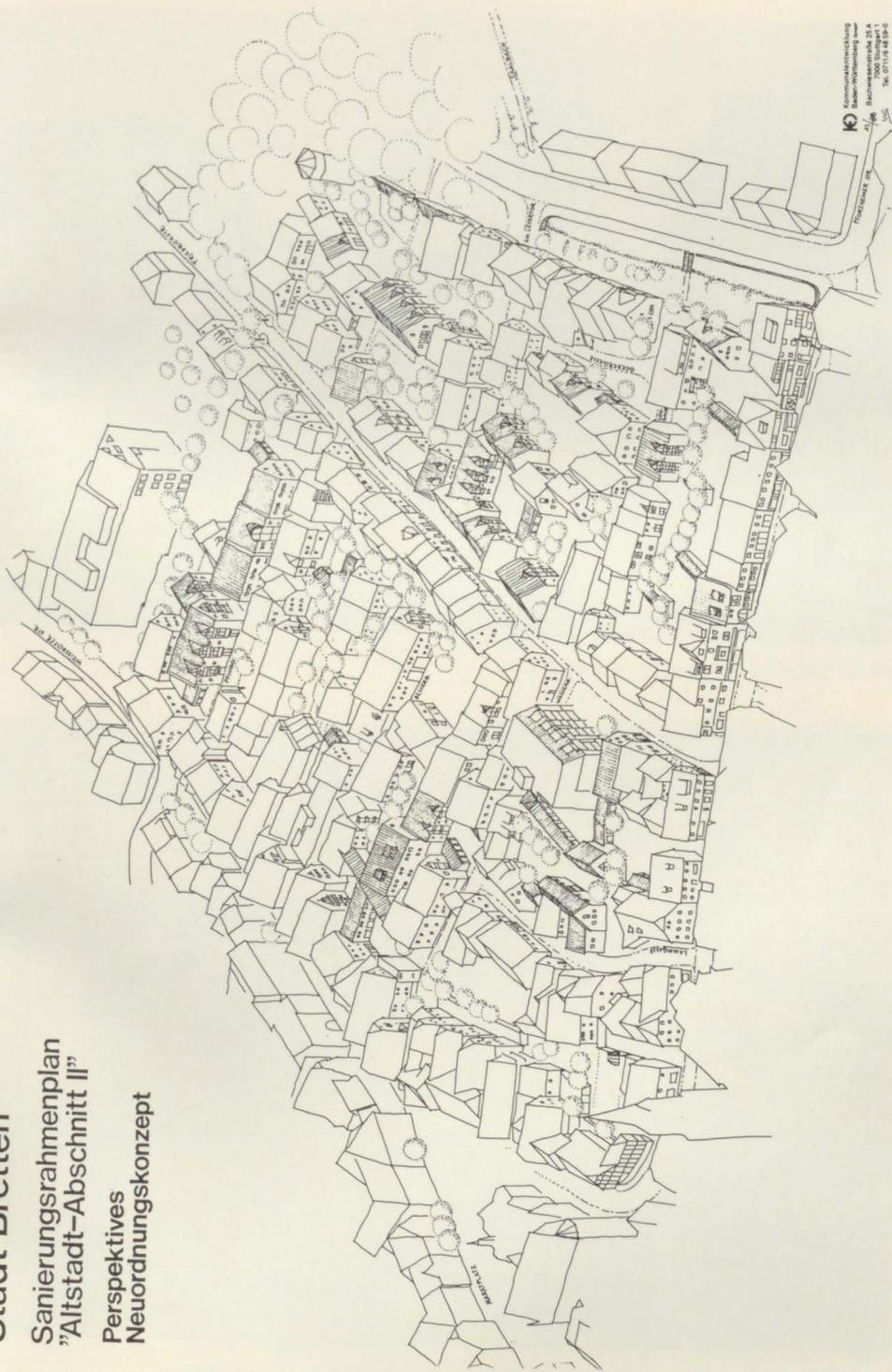
*Das neue Rathaus im Süden der Altstadt*



# Stadt Bretten

Sanierungsrahmenplan  
"Altstadt-Abschnitt II"

Perspektives  
Neuordnungskonzept





*Der zur Fußgängerzone umgestaltete Marktplatz*



*Am südlichen Altstadtrand entstandene Neubauten, die Altenwohnungen beherbergen*



*Die zur Fußgängerzone umgestaltete Melanchthonstraße*



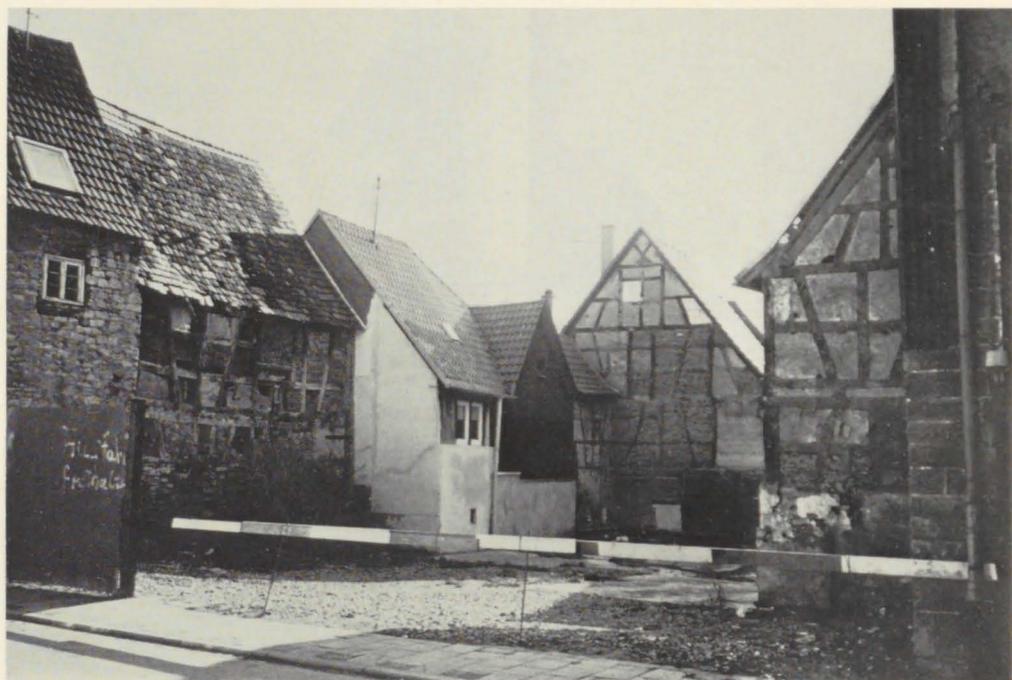
*Die Altstadtgassen wurden zu verkehrsberuhigten Bereichen umgestaltet*



*Ein saniertes Wohngebäude in der Brettener Altstadt*



*Nicht saniertes Gebäude in der Fußgängerzone. Hier bleibt für die Zukunft noch viel zu tun*



*Baulücken, die in den nächsten Jahren wieder durch maßstäbliche Neubauten geschlossen werden müssen*

Gründen heute nicht mehr realisierbar. Inwieweit private Investoren dort ähnliche Einrichtungen zukünftig ermöglichen, bleibt der Zukunft überlassen.

In 1985 erfolgte mit der Ausweisung des Bereiches östlich der Pforzheimer Straße der Einstieg in ein weiteres Sanierungsgebiet. Dieses wurde in 1988 um den Bereich der Fußgängerzone erweitert. Es umfaßt insgesamt ein Gebiet von ca. 9,1 ha und beherbergt innerhalb und außerhalb der Geschäftsstraßen Melanchthonstraße, Pforzheimer Straße und Weißhoferstraße eine große Anzahl von sanierungsfähiger und erneuerungsbedürftiger Bausubstanz. Auch hier ist es u. a. Ziel, das Wohnumfeld zu verbessern, um das Wohnen in der Altstadt wieder zu stärken. Aber auch außerhalb der Altstadt ist die Stadt Bretten an der Verbesserung des Wohnumfeldes interessiert. So wurden z. B. Teile der Siedlung im Hausertal in 1983 in das Wohnumfeldprogramm des Landes Baden-Württemberg aufgenommen. In diesem ca. 9,8 ha



*Das Gerberhaus: Es soll nach seiner Sanierung ein Gerbermuseum aufnehmen*

großen Gebiet, das heute nach dem Programm „Einfache Stadterneuerung“ gefördert wird, wurden Straßen umgestaltet, Parkplätze für die Anlieger geschaffen, das Straßengrün teilweise saniert und ergänzt sowie verkehrsberuhigende Maßnahmen durchgeführt. Diese Maßnahmen kommen zu einem nicht unwesentlichen Teil auch vielen Mietern der Gebäude der städtischen Wohnungsgesellschaft zugute, die parallel zu den öffentlichen Maßnahmen auch Gebäudemodernisierungen durchgeführt hat.

### **In fünf Stadtteilen sind Dorfentwicklungsmaßnahmen eingeleitet, weitere werden folgen**

Die Stadtteile Sprantal, Bauerbach, Büchig, Rinklingen und Diedelsheim werden im Rahmen des Dorfentwicklungsprogrammes des Landes Baden-Württemberg gefördert. Auch hier wurde der Schwerpunkt der Aktivitäten auf die Erhaltung und Erneuerung der Wohnsubstanz gelegt. Ergänzende Wohnumfeldverbesserungen und der Ausbau sowie die Erneuerung der dörflichen Infrastruktur haben den Wohnwert der alten Ortslagen in den letzten Jahren zunehmend angehoben. Straßenraumgestaltungen, ergänzendes Grün, Platzgestaltungen und verkehrsberuhigende Maßnahmen trugen zur Aufwertung der alten Ortskerne bei. Die Erneuerung der historischen Rathäuser und Schulen sowie der Neubau der Grundschule in der Ortsmitte von Rinklingen mit ihrer integrierten Mehrzweckhalle zeugen zusätzlich von dem Engagement in Sachen Innenentwicklung. Für die übrigen Stadtteile ist zukünftig ebenfalls die Aufnahme in das Dorfentwicklungsprogramm des Landes angestrebt. Als Voraussetzung hierfür werden kurz- und mittelfristig entsprechende örtliche Entwicklungskonzepte erarbeitet. Unabhängig davon werden notwendige Straßenerneuerungen in diesen Stadtteilen dorfgemäß durchgeführt und Hauseigentümer über das brettenspezifische Stadtbildpflegeprogramm beraten und unterstützt.



*Im Zusammenhang mit Kanalisationsarbeiten erfolgte die Umgestaltung der Heidelheimer Straße im Stadtteil Neibsheim*



*Eine Dorfentwicklungsmaßnahme: Der neu gestaltete Dorfplatz im Stadtteil Sprantal*



*Eine vorbildhafte private Dorfentwicklungsmaßnahme im Stadtteil Bauerbach: Die Sanierung des denkmalgeschützten Schäferhauses*



*Der Stadtteil Rinklingen verfügt wieder über eine Grundschule. Im Ortsmittelpunkt entstanden unter einem Dach Schule und Mehrzweckhalle.*



*Dorfentwicklung Diedelsheim: In der Ortsmitte entstanden in Privatinitiative ein Wohn- und Geschäftshaus, das auch die örtliche Poststelle mit aufnimmt*



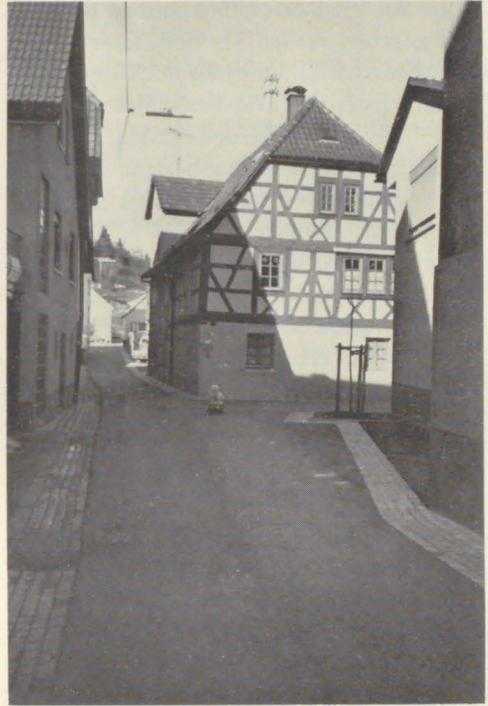
*Im Stadtteil Dürrenbüchig entstand am südlichen Dorfrand eine Teichanlage*



*Im Stadtteil Gölshausen wurde im Rahmen einer Kanalbaumaßnahme die Chance zur Umgestaltung der Mönchstraße genutzt*



*Im Rahmen der Dorfentwicklung entstand der 1. Teilabschnitt des Dorfplatzes im Stadtteil Büchig*



*Die Hintere Dorfstraße im Stadtteil Ruit wurde dorfgerecht umgestaltet. Die Sanierung des Fachwerkbauwerks im Hintergrund wurde durch das Stadtbildpflegeprogramm gefördert.*

### **Die Außenentwicklung erfolgt bescheiden, landschaftsverträglich und unter neuen Vorzeichen**

Die Erfassung der vorhandenen Baulücken in den einzelnen Stadtteilen und die jährliche Fortschreibung des Baulückenkatasters geben ein Bild von der zögernden Bebauung der Baugebiete aus den sechziger und siebziger Jahren. Die teilweise feststellbare Hortung von Bauland für Kinder, Enkel und Urenkel sowie das Zurückhalten von Bauland als Reserve für zukünftige Zeiten ließen Stadtverwaltung und politisch Verantwortliche aufhorchen. Vorhandene Bauplätze allein sind noch lange keine Garantie für die Verfügbarkeit von Bauland für tatsächlich Bauwillige. Aus diesem Grunde wurde vor wenigen Jah-

ren ein Grundsatzbeschluss gefasst, der die Neuausweisung von Wohngebieten in der Kernstadt und in den Stadtteilen von der Bereitschaft der Grundstückseigentümer zur Teilnahme am Verfahren einer „freiwilligen Umlegung“ abhängig macht. Hiernach werden Baugebiete nur noch dann geplant und erschlossen, wenn die Stadt zuvor in die Verfügung aller Grundstücke des zukünftigen Baugebiets gelangt. Die vertraglich zugesicherte Rückübertragung erfolgt mit der Verpflichtung innerhalb eines angemessenen Zeitraumes zu bauen. Dieses sinnvolle Vorgehen stellt eine Bebauung innerhalb eines überschaubaren Zeitraumes sicher und bringt die Stadt Bretten darüber hinaus in den Besitz zahlreicher Baugrundstücke, die dann

wiederum mit Bauverpflichtung an Bauwillige abgegeben werden. Damit bleibt insgesamt zu hoffen, daß zukünftig Baulücken schneller gefüllt werden und neue Baugebiete erst dann wieder erschlossen werden müssen, wenn die Nachfragen im Siedlungsbestand aufgrund des Bodenmarktes wirklich nicht mehr gedeckt werden können.

Ohne die Eigenentwicklung in den einzelnen Stadtteilen beeinträchtigen zu wollen, ist es darüber hinaus stadtplanerisches Ziel, neue Baugebiete in erster Linie dort auszuweisen, wo bereits entsprechende Infrastrukturangebote vorhanden sind. Eine wesentliche Stütze der zukünftigen Wohnsiedlungspolitik wird deshalb auch die Stadtbahnlinie Karlsruhe—Bretten sein, die das Kernstadtgebiet bandartig durchquert und ihre Endhaltestelle im Stadtteil Gölshausen hat. Bereits das in den nächsten Jahren entstehende Neubaugebiet „Kupferhölde“, zwischen Bretten und Gölshausen gelegen, wird mit einer eigenen Haltestelle Anschluß an die Stadtbahnlinie erhalten und somit Berufs- und Ausbildungspendler eine Alternative zum Auto bieten.

War in den letzten Jahren in erster Linie das Familienheim in Form eines freistehenden Wohngebäudes, einer Doppelhaushälfte oder eines Reihenhauses gefragt, werden im Rahmen des Neubaugebietes „Kupferhölde“ zukünftig auch andere Nachfragegruppen befriedigt. Bedingt durch den angespannten 'Wohnungsmarkt' wird es in diesem Baugebiet auch wieder ausreichende Angebote im Geschosßwohnungsbau geben, wo neben Eigentumswohnungen auch wieder Mietwohnungen angeboten werden. Im Anschluß an ein bestehendes Landschaftsschutzgebiet ist darüber hinaus eine Fläche für eine „ökologische Siedlung“ vorgesehen, um auch die Nachfrage nach alternativen Bauformen befriedigen zu können.

Insgesamt geht die Konzeption für dieses Neubaugebiet „Kupferhölde“ also davon aus, ein möglichst breites Spektrum Wohnungssuchender und Bauwilliger zu erfassen. Es wird angestrebt, sowohl den örtlichen Bedarf an

zusätzlichem Wohnraum zu befriedigen als auch auswärtigen Nachfragern Investitionsanreize zu bieten. Aus diesem Grunde müssen sowohl Flächen für freistehende Einfamilienheime als auch für Doppel- und Reihenhäuser zur Verfügung gestellt werden. Darüber hinaus sollen auch Angebote für kostensparendes Bauen, für das individuelle Bauen in der Verdichtung, für den Geschosßwohnungsbau und für das ökologische Bauen offeriert werden.

Unabhängig von der Art und der Lage zukünftiger Neubaugebiete steht stets das Ziel im Vordergrund aller Überlegungen, landschaftsgerecht, ökologisch verträglich und urban zu planen und zu bauen. Wengleich die Entwicklungen der letzten Monate auch nach schnellen und unbürokratischen Planungs- und Bauentscheidungen verlangen, dürfen diese Ziele nicht aus den Augen verloren werden. Bau- und Planungsfehler wirken lange nach und lassen sich in der Regel nur mit hohem finanziellem Einsatz beseitigen! Es liegt daher an der Verwaltung und an den politisch Verantwortlichen, sich die Zeit zu nehmen, die notwendig ist, um ein wohnenswertes Baugebiet „Kupferhölde“ mit einer Größe von ca. 18 ha aus dem Boden wachsen zu lassen.

Im Hinblick auf zukünftige Baugebiete in der Stadt und in den Stadtteilen ist die Stadtplanung derzeit damit beschäftigt, verschiedene Flächen auf ihre Eignung als Wohnbauland zu untersuchen. Bevor diese Siedlungsstudie in den politischen Gremien beraten werden kann, um anschließend Eingang in den fortzuschreibenden Flächennutzungsplan zu finden, müssen die verschiedenen Kriterien der Bewertung zusammengetragen und gewertet werden. Hierbei spielt auch der in Aufstellung befindliche Landschaftsplan eine entscheidende Rolle.

### **Gewerbeentwicklungsplanung**

Im Bereich der Förderung von Industrie und Gewerbe unternahm die Stadt Bretten in den letzten Jahren enorme Anstrengungen. Der

Niedergang zweier Brettener Traditionsfirmen in der jüngsten Vergangenheit erleichterte kommunalpolitisch umstrittene Weichenstellung zugunsten von Neu- und Umsiedlungen von Betrieben.

Waren es in der unmittelbaren Phase nach der sogenannten „AEG“ bzw. „Neff-Krise“ Firmenansiedlungen im neu entstandenen Industrie- und Gewerbegebiet Gölshausen und vollzog sich diese Ansiedlungspolitik vor dem Hintergrund eines politisch gewollten Abbaus der Monostruktur der Brettener Wirtschaft, so lag der Schwerpunkt in den letzten Jahren auf einem gewerblichen Sanierungs- und Entwicklungskonzept, dessen Zielsetzung in erster Linie in der Modernisierung, Neuordnung und Revitalisierung bestehender Industrie- und Gewerbeflächen lag.

### Das Brettener Industriekarussell

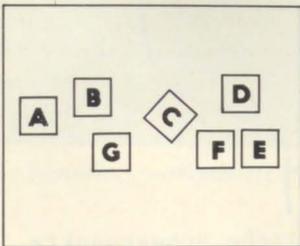
— Beispiele eines gewerblichen Sanierungs- und Entwicklungskonzeptes —

Zugunsten der Entwicklung und Modernisierung expandierender Betriebe war es in den letzten Jahren unumgänglich, sich von gewachsenen Gewerbestrukturen zu trennen, die den Anforderungen an heutige und zukünftige Erfordernisse nicht mehr gewachsen sind. Mit der Umsiedlung zahlreicher Firmen auf neue Standorte gelang es, bisherige, häufig extensiv genutzte gewerbliche Standorte für eine grundlegende Neuordnung freizumachen. Auf diese Weise konnten sowohl den verbleibenden als auch den umgesiedelten

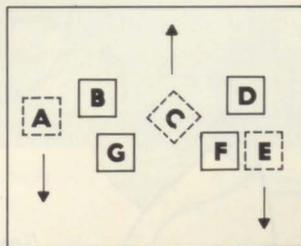
Firmen Wege der Modernisierung und Expansion aufgezeigt werden.

Einbezogen in diese strukturelle Neuordnung war und ist auch unmittelbar die Stadt Bretten, die neben dem Management dieser Verlagerungs- und Umsiedlungsaktion direkt betroffen ist durch die Verlagerung der Feuerwache, der Stadtwerke und des Asylantenheimes sowie durch die Neuordnung der Infrastruktur. Gleichzeitig trat und tritt die Stadt direkt oder indirekt über die stadteigene Kommunalbau als Zwischenerwerber der Industriebrachen auf, um sie neu zu ordnen und von nicht sanierungsfähiger Altbausubstanz zu befreien. Für die Stadt bedeutet dies hohe finanzielle Belastungen auf sich zu nehmen, Belastungen, die sich z. T. erst langfristig wieder auszahlen. Insoweit war und ist es erfreulich, daß das Land Baden-Württemberg über die Bereitstellung von Sanierungs- und Straßenbaumittel der Stadt hilfreich unter die Arme greift.

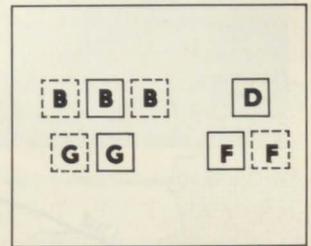
Mit den Sanierungsgebieten „Pforzheimer Straße“ und „Bahnhofstraße“ liegen zwei der insgesamt fünf Brettener Sanierungsgebiete voll im Bereich erneuerungsbedürftiger Gewerbegebiete, in denen es zugleich auch erschließungstechnische und verkehrsplanerische Defizite auszugleichen gilt. Während im Bereich des Sanierungsgebietes „Pforzheimer Straße“ die grundsätzlichen Neuordnungsmaßnahmen weitgehend abgeschlossen sind bzw. unmittelbar vor dem Abschluß stehen, liegt der Schwerpunkt der Aktivitäten im Bereich des Sanierungsgebietes „Bahnhofstraße“



vorgefundener Zustand: Betriebe in einer Gemengelage



Sanierungs- und Entwicklungskonzept: Auslagerung von verschiedenen Betrieben



Zustand nach der Sanierung: verbleibende Betriebe können sich geordnet weiterentwickeln

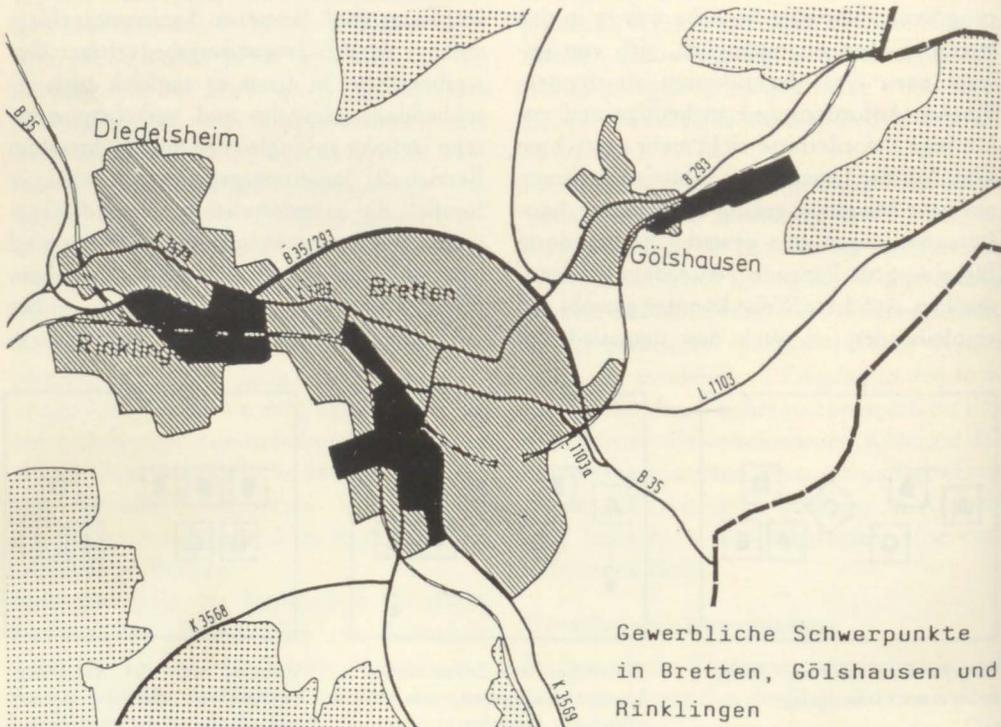
ße“ derzeit auf der planerischen Ebene. Hier geht es vornehmlich darum, die ehemaligen Firmenareale Neff und Malag neu zu ordnen. Beide Areale befinden sich im Eigentum der Stadt Bretten bzw. der stadt-eigenen Kommunalbau, müssen von eingemieteten Zwischen- bzw. Altnutzern freigemacht und für die zukünftige Nutzung der Areale als Gewerbehof bzw. Innovationszentrum vorbereitet werden.

### Neue Aufgaben für die Zukunft

Lag der Schwerpunkt kommunalen Engagements in der Vergangenheit mehr oder weniger in der Sicherung, Erhaltung und Schaffung von Arbeitsplätzen und stand im Vordergrund der Überlegungen die Erhaltung, Neuansiedlung oder Verlagerung von Betrieben, so muß es zukünftiges stadtentwicklungspolitisches Ziel sein, auch die Qualität dieser Anlagen und Gebiete merklich zu verbessern. Hierbei geht es in erster Linie um die stadt- und umweltverträgliche Einbindung der Betriebe in das stadträumliche Gesamtge-

füge. Die Nähe vieler Betriebe zu den Wohnbereichen und zur Altstadt, die Kleinstadtstruktur und die geographischen und klimatischen Bedingungen in der kleingliedrigen Kraichgaulandschaft erfordern hier zukünftig alle Anstrengungen, um die stadtökologischen Erfordernisse mit den ökonomischen Rahmenbedingungen in Einklang zu bringen. Hierzu werden Konzepte und bis ins Detail reichende Planungen benötigt, um mittelfristig die knapp zur Verfügung stehenden finanziellen Mittel gezielt einsetzen zu können.

Diese Aufgaben der qualitativen Nachbesserung von bestehenden Betriebsbereichen können nur eingeschränkt von der Stadt wahrgenommen werden. Hier ist in erster Linie die Bereitschaft und das Engagement der Firmen selbst angesprochen. Vordringliches Ziel ist es hierbei, werkspezifische Strukturkonzepte zu erstellen und durchzuführen, Ausgleichsmaßnahmen für den hohen Versiegelungs- und Bebauungsgrad der gewerblich





*Das Brettener Gewerbegebiet (Luftaufnahme)*

(Freigegeben Regierungspräsidium Stuttgart Nr. 120-27218)

und industriell genutzten Grundstücke zu schaffen sowie in vielen Fällen Maßnahmen der qualitativen Verbesserung der Fassaden- und Freiflächengestaltung in die Wege zu leiten.

Neben den qualitativen Verbesserungen bzw. Nachrüstungen im Bestand wird sich die Stadt Bretten zukünftig auch wieder verstärkt mit der Neuausweisung von gewerblichen Flächen beschäftigen müssen. Trotz allem Engagement in der Revitalisierung von Gewerbebrachen und in der Intensivierung von bestehenden Gewerbe- und Industrieflächen kann die Entwicklung an der Erschließung neuer Gebiete nicht völlig vorbeigehen. Bretten hat in den letzten Jahren die Chance genutzt und die vorhandenen Reserven sukzessive genutzt, steht allerdings heute vor der dringend zu lösenden Frage der Befriedigung weiterer Nachfragen. Die Stadtplanung steht deshalb vor der Aufgabe, Konzepte für Flächenausweisungen zu erstellen und den Flächennutzungsplan entsprechend fortzuschreiben. Dem wird parallel dazu bereits die Erstellung eines Bebauungsplanes folgen müssen, um möglichst kurzfristig wieder über Flächenangebote verfügen zu können. Trotz aller Schwierigkeiten, die den Standort des Industrie- und Gewerbegebietes in Gölshausen insbesondere aus wasserwirtschaftlicher Sicht kennzeichnen, hält die Stadt daran fest, den Standort Gölshausen weiter auszubauen, bevor sie an anderer Stelle an eine Neuausweisung von Flächen denkt. Ob es langfristig überhaupt Alternativen zu diesem Standort gibt oder geben kann, wird die Diskussion im Zusammenhang mit der Beratung des Landschaftsplanes sowie des fortzuschreibenden Flächennutzungsplanes zeigen.

### **Entwicklungsplanung Natur und Landschaft**

Die Lage Brettens im Kraichgau, mit seinem reichen und interessanten Landschaftspoten-

tial, fordert die Planung zusehends auch im nicht besiedelten Bereich. Die große Gemarkung mit ihren Acker-, Wald- und Wiesenflächen und ihrer hügeligen, von Bachläufen durchzogenen Landschaft, erfordert eine äußerst differenzierte Betrachtung, gilt es doch die ökologischen Funktionen der Landschaft mit den sozialen und ökonomischen in Einklang zu bringen. Um die hierfür erforderlichen Grundinformationen zusammenzutragen, zu analysieren und um schließlich und endlich Aussagen über die zukünftige Landschaftsentwicklung treffen zu können, hat der Gemeinderat in 1986 den Auftrag zur Erstellung eines Landschaftsplanes erteilt. Dieses, den Verwaltungsraum Bretten/Gondelsheim umfassende Planwerk, das in 1990 zum Abschluß gebracht werden soll, wird Eingang in den forzuschreibenden Flächennutzungsplan finden und damit Leitlinie für zukünftige Entscheidungen sein.

Unabhängig von diesem Planwerk, aus dem sich mit Sicherheit ein umfangreicher Katalog an landschaftspflegerischen Maßnahmen ableiten wird, ist in den letzten Jahren auch in Bretten vieles zur Erhaltung und Pflege von Natur und Landschaft getan worden. Neben zahlreichen kraichgautypischen Baumpflanzungen entlang von Straßen, Wegen und Gewässern, einer äußerst zurückhaltenden Siedlungsentwicklung und der kostenlosen Abgabe von Obstbäumen sei beispielhaft die Ausweisung von mehreren Landschaftsschutzgebieten genannt, auch wenn dies im einen oder anderen Fall auch nicht immer die Zustimmung der Bevölkerung und der Stadt fand. Äußerst umstritten war und ist vor allem die Ausweisung des Landschaftsschutzgebietes „Rechberg“, auch wenn vom Grundsatz her Einigkeit über die Schutzwürdigkeit dieses Bereiches zwischen Bretten und Rinklingen herrscht.

# Kraichgau und Hanauerland- Variationen einer Ähnlichkeit

Michael Ertz, Bretten

In seiner Trilogie „Das Erbe am Rhein“ läßt René Schickele Claus von Breuschheim, der sich kurz zuvor in Rheinweiler, auf der badischen Seite am Rhein, niedergelassen hatte, aber vom Schicksal seiner elsässischen Heimat nicht loskommt, geradezu beschwörend sagen — wir zitieren diese Passage in ihrer ganzen epischen Breite: „... Und Ada“ — das ist die Schwester von Claus, des alten Breuschheims Tochter, mit einem Graf Breisach in Deutschland verheiratet gewesen und nun von ihm geschieden, in ihrer Haltung einem elsässischen Opportunismus huldigend, darin das Gegenteil von Claus — „hatte tausendmal recht! Das Land der Vogesen und des Schwarzwaldes war wie die zwei Seiten eines aufgeschlagenen Buches, ich sah deutlich vor mir, wie der Rhein sie nicht trennte, sondern vereinte, indem er sie fest zusammenhielt. Die eine der beiden Seiten wies nach Westen, die andre nach Osten, auf jeder stand der Anfang eines verschiedenen und doch verwandten Liedes. Von Süden kam der Strom und ging nach Norden, er sammelte in sich die Wasser aus dem Osten und die Wasser aus dem Westen, um sie als Einziges, Ganzes ins Meer zu tragen... Dieser vereinende Strom mitsamt seinen Ländern, die sich an seinen Flanken dehnten, dies war Europa, hauptsächlich dies, und jedenfalls konnte es nie ein Europa geben ohne diese Länder, wie sie der Rhein mit seiner Naht zusammenhielt, eine Naht, die ewig im Fluß blieb, damit sie nicht reißen konnte oder verfaulen... Ich erkannte es in dieser Minute — wie die Gegenwart eines unendlichen Wesens, das sich mit mir vermischte und zugleich mit diesem Land, auf das der goldklare Schatten eines Abends herabsank.“ Es ist das eine dichterische, fast eine mythische Schau, in der

uns eine zeitlose Deutung des Landes am Oberrhein entgegentritt. Die Länder, um die es hier geht, sind zum einen das Elsaß, das zu Frankreich, und zum anderen das Land Baden, das zum Deutschen Reich gehört. In der Einheitlichkeit der zwei Seiten am Rhein sieht René Schickele Europa vorgebildet.

Bei aller geistigen Schau der Dinge bleibt aber René Schickele immer an der Realität des Lebens orientiert, er verliert sich nie an das Irrrationale. Kurz vor dieser Stelle hatte die gleiche Ada zu Claus, der nicht von der Heimat loskommt, schon gesagt: „... Hier ist ebenso Heimat wie dort“, womit sie die beiden Seiten am Rhein ansprach. Wir wollen aber noch über diese geographische Reminiszenz hinausgehen und zurückgehen zum geologischen Ursprung der Oberrheinlande: das ist das Tertiär, von uns aus gesehen sechzig Millionen Jahre nach rückwärts, als sich aus einem einheitlichen Gebirgsmassiv in der Mitte ein Graben gebildet hat und auf diese Weise die Zwillinge, der Schwarzwald und die Vogesen, entstanden sind, was dann mit sich brachte, daß ab diesem Augenblick der Strom des Rheins nicht mehr nach Süden durch die Burgundische Pforte, dem Mittelmeer zu, floß, sondern sich nach Norden wandte und damit schicksalhaft eine spätere weltgeschichtliche Entwicklung einleitete. Konnte man in jener Zeit aber schon voraussehen, daß die Richtung des Stroms und die Teilung des Landes später einmal entweder zur Brücke oder zur Abgrenzung führen sollte?! Auch Geologie und Geographie können bestimmend sein. Der Schwarzwald und die Vogesen, die elsässische und die badische Seite diesseits und jenseits des Rheins, je nachdem, verlaufen parallel. Das gilt aber nicht nur für den südlichen Teil der Oberrheinlande mit

seinen höheren Bergen, diese Anordnung erstreckt sich noch weiter nach Norden, dem Rhein entlang, wo dann die Parallelität links des Rheins in die Hardt und rechts in das Enz-, Pfinz- und Kraichgauerhügelland einmündet. Präzis formuliert entspricht die Zaberner Senke, links des Rheins, in die das Hanauerland, jener Landstrich zwischen Hagenau im Osten und Zabern im Westen, und das Kocherbergerland eingebettet sind, der Landschaft des Kraichgaus, rechts des Rheins, auch wenn diese nach Norden zu versetzt ist und, vom Breitengrad her, nicht auf der gleichen Höhe liegt: es ist das die Landschaft, in deren Mitte Sinsheim liegt, bei der Wiesloch im Nordwesten, Eppingen im Süden und Bretten im Südwesten die Richtpunkte bilden. Über den Graben des Rheins hinweg gleichen und ergänzen sich die beiden Landschaften nach ihren natürlichen Gegebenheiten, womit in erster Linie die geologischen und geographischen Strukturen angesprochen sind.

Nicht allein der wissenschaftlich Vergleichende ist über diese Ähnlichkeit verblüfft, auch der naive Betrachter kann sein Erstaunen darüber nicht verbergen. Auch hier können wir von den beiden Seiten sprechen, die der Rhein nicht trennt, sondern zusammenordnet, die in ihrer Art gleich sind, wobei die eine nur nach Westen, die andere nach Osten weist. Links sind es die Wasser der Zorn mit der nördlichen Zinsel und die der Moder mit der südlichen Zinsel, rechts die des Kraichbachs, die sich direkt in den Rhein, und die der Elsenz, die über den Umweg des Neckars sich in den Fluß in der Mitte ergießen und in ihm als Ganzes sich sammeln und dann nach Norden fließen! Es ist das ein Gleichklang, der über politische und staatliche Abgrenzung hinausreicht. Muß nicht noch anderes hinzukommen?

## II

Geologische und geographische Entsprechung muß nun nicht zwangsläufig zu einer

Einheitlichkeit und damit zu einem gegenseitigen Verstehen hinführen, hinzukommen muß immer die menschliche Komponente und diese im weitesten Sinn. Hierbei denken wir an die Art der Besiedlung, an die des Wohnens, an die Lebensweise, an die Traditionen der Menschen und ihre Sitten, an das Spezifische in der Sprache, an die Einstellung zum Leben und dessen Bewältigung bis hin zum metaphysischen Bezug, um nur einiges anzudeuten, was alles zur kulturellen Sphäre gehört. Haben wir hier auch eine Ähnlichkeit oder eine Entsprechung? Und wie weit reichen diese? René Schickele hat in seiner visionären Metaphorik vor allem die Landschaft eingefangen — es ist das immer bei ihm der Ausgangspunkt —, er wußte aber nur zu gut auch viel vom menschlichen Schicksal einer Landschaft, über deren Eros.

Um zu dieser Ähnlichkeit oder dieser Entsprechung eine authentische Aussage machen zu können, dazu bedurfte es persönlich eines weiten Weges, eines Weges, der, um es ganz genau zu sagen, aus dem Hanauerland in den Kraichgau führte. Erst in der Retrospektive kann man diesen Weg erkennen und erschließen. Stimmt es — so fragt man sich —, was René Schickele so beschwörend als Bekenntnis von sich gibt? Inwieweit stimmt es? Sind nicht Gegensätze genug, sogar sich Ausschließendes, vorhanden, wenn wir vergleichen und genau hinsehen?

Wie bei allem im Leben ist es erst das menschliche Experiment, das die Verifizierung ermöglicht. Es war ein Weg, der von weither kam, der im Unbewußten begann, damals, als der Vater den heranwachsenden Knaben an das Ufer des Rheins auf der Höhe von Straßburg führte, ein Vater, der das unmittelbar gegenüberliegende Ufer nicht kannte, der nur aus der Erinnerung seiner Soldatenzeit in Potsdam und Berlin positiv schöpfte, hatten ihn doch damals die Hohenzollern zutiefst angerührt und innerlich erfüllt. Von den Höhen des südlichen Vogesenkamms, zwischen dem Weißen See und dem Hohneck, ging dann der Blick des Jünglings Mitte der dreißi-



Talzone; Gewinn Forst, Diedelsheim. Typische Kraichgaulandschaft der 50er Jahre (vor der Flurbereinigung)

Foto: Plogstert

ger Jahren über den Rhein hinweg in die geheimnisvolle Welt des Schwarzwalds und der badischen Ebene. Da ahnte er noch nichts von dem, was ihm bevorstand, daß sich ihm einmal die andere Seite — und hier wiederum der Kraichgau — erschließen sollte, der ihm damals nicht einmal dem Namen nach bekannt war. Erst Jahrzehnte danach, 1968, wurde ihm bei der Begehung des Schwarzwaldes von Pforzheim nach Basel die Zwillingschaft von Schwarzwald und Vogesen handgreiflich vor Augen geführt, eine Zwillingschaft, in die in der Verlängerung auch hineingehört die Ähnlichkeit von Kraichgau und Hanauerland.

Im Falle Kraichgau haben Geographie und Geschichte bei der Namengebung Pate gestanden: der Kraichbach, der unterhalb von Sternenfels im Württembergischen seinen Anfang nimmt, lieferte dabei die Grundlage, die fränkische Gaueinteilung und die Gewichtigkeit der Reichsritterschaft vom

Kraichgau taten das Übrige, aber erst in unseren Tagen ist diese Landschaft richtig aus dem Schattendasein herausgetreten. Der Name „Hanauerland“ hängt mit der dynastischen Geschichte zusammen: das Geschlecht der Lichtenberger gab der Burg den Namen; ein Graf, der einheiratete, Mitte des 15. Jahrhunderts, der aus dem Hessischen rechts des Rheins kam, ließ die Herrschaft zu der von „Hanau-Lichtenberg“ werden, eingebürgert hat sich dann — und das gilt bis in unsere Tage hinein — der Name Hanauerland. Es war ein mächtiges Geschlecht, das seine Herrschaft auch rechts des Rheins ausdehnen konnte. Dem Lichtenberg spürt man heute noch den alten Glanz ab, Buchsweiler, das Residenzstädtchen, birgt unter der Patina der Jahrhunderte noch manches städtebauliche Kleinod, das Kenner beeindruckt. Im Kraichgau breitet sich an manchen Orten noch das Fluidum herrschaftlicher Tradition in Burgen und Herrenhäusern aus. Abgesehen von der

Burgenherrlichkeit, ist davon im Hanauerland nichts mehr anzutreffen, das ist dort vom Geist und der Realität der Französischen Revolution überholt. Ist im Hanauerland die Spur des Feudalismus aus der Öffentlichkeit verschwunden, so konnte man im Kraichgau bis in unsere Tage hinein noch etwas im Denken und Verhalten älterer Menschen verspüren.

### III

Mag sich im Laufe der Jahrzehnte und Jahrhunderte seit 1648, bedingt durch eine gegenläufige staatliche und politische Entwicklung, im Kraichgau und im Hanauerland vieles auseinandergelebt haben und mögen infolgedessen auf kulturellem Gebiet andere Akzente gesetzt worden sein, so sind die einfachen Strukturen des Lebens in beiden Landschaften gleichgeblieben, wie sie einer agrarisch ausgerichteten Lebensweise entsprechen. In beiden Fällen ist es die Landschaft, die diese beeinflusst.

Kraichgau und Hanauerland sind keine großen Landschaften, wie wir es von anderen kennen, wir finden in ihnen keine spektakulären Akzente gesetzt und auch die Spannungen fehlen in ihrem Gefüge. In beiden Räumen begegnen wir einem großen Reichtum an schönen Formen, als Ganzes ist die Landschaft von Kraichgau und Hanauerland abwechslungsreich und freundlich, es ist auch alles gut gegliedert in der Ausprägung: Ackerland und Wiesengelände — letzteres im Kraichgau in der Relation weniger vorhanden — ergänzen sich auch in der Farbtonung. Größere oder kleinere Waldpartien bilden einen kontrastreichen Rahmen zum bebauten Land, zusammen schaffen sie romantische Ecken. Kleinere Bachläufe mit ihrem Baum- und Heckenbestand lockern die strenge Linienführung in der Flur, wohlgeordnete Rebberge fügen sich gut ein und geben dem Bild die besondere Note. Wer das Bild der heranwachsenden Saat, die der Wind hin- und herwegt, im Frühjahr in beiden Räumen erlebt

hat, der wird es nicht aus der Erinnerung verlieren. „Land der tausend Hügel“ nennt man den Kraichgau auch noch, immer ist es ein neues Bild, das um die Ecke kommt, auch die Dörfer fügen sich adrett in die Landschaft ein. Von Johann Wolfgang Goethe, der auf dem Weg nach Heilbronn 1797 den Kraichgau durchquerte, haben wir ein Zeugnis, das das unterstreicht: . . . „Mauer liegt freundlich. . . Meckesheim artig an einem Kalksteinhügel . . . Sinsheim, hat das Ansehen eines nach der Landesart heiteren Landstädtchens . . . hat schöne Wiesen und Felder, viel Kleebau . . . Kirchartd. Der Weg geht wieder auf- und absteigend . . .“

Es kommt einem im Kraichgau und im Hanauerland so vor, als ob die Landschaft insgesamt in sich ruhen würde: sie lieben nicht das Laute und Hektische. Weil scharfgeschnittene Formen fehlen, strahlt alles Freundlichkeit und Abgerundetheit aus. Publicity ist beiden Räumen abhold, das Seelische im Menschen wird hier angesprochen. Wenn wir diese beiden Landschaften mit einem Stichwort kennzeichnen müßten, dann könnten wir jedesmal von einem Land des Übergangs, von einem Zwischenland sprechen, das wird vor allem deutlich, wenn wir die Umgebung heranziehen. Beim Kraichgau sind es der Kleine Odenwald im Norden, das Vorgebirge vor dem Nördlichen Schwarzwald im Süden, nach Westen zu der Bruhrain mit seinen Rheinauen und nach Osten der Abfall zum Flußlauf des Neckars, die ihm die Profilierung geben. Von der Schwemmlandschaft der Rheinriede geht es links des Rheins in die sanfte Hügelkette des Hanauerlandes und des Kocherberges über. Beeindruckend ist es, wie sich dieses hügelige Land vom schwarzen Kamm der Nördlichen Vogesen abhebt, furchterregend kann das Erlebnis werden, wenn ein Gewitter mit Blitz und Donnerrollen über den Kamm kommt. An manchen Tagen sind die sagen- und legendenumwobenen Burgen, die sich auf dem Kamm der Vogesen aneinanderreihen, zum Greifen nahe. Alles in allem kommt uns diese Zaberner Bucht mit

den lehmigen Böden, den fetten Matten und den vereinzelt Rebhalden wie ein freundliches Arrangement vor, das dem Sonnenkönig, Ludwig XIV, als er, von der Zaberner Steige herunterfahrend, das alles wahrnahm, den Ruf entlockt haben soll: „Quel beau jardin!“ (Welch schöner Garten!). Auch beim Hanauerland könnte man vom Land der „tausend Hügel“ sprechen. Es gibt darin Gleichklang, daß ähnliche Gefühle sich einstellen, wenn wir die beiden Landschaften erleben.

Beide Landschaften haben auch ihren markanten Mittelpunkt: es sind zwei Berge, die man von weither erblickt, sie lassen einen, hat man sie gesehen, nicht mehr los: wie magnetische Kräfte ziehen sie einen an. Es ist im Kraichgau der Steinsberg, den man schon früh mit einem Kompaß verglich, und der Bastberg im Hanauerland, jener Solitärberg, der, verschieden vom Buntsandsteingebirge der Hardt, sich majestätisch von diesem abhebt. Was noch auffällt: beide Berge sind gleich hoch, der Steinsberg erstreckt sich kegelförmig 333 Meter in die Höhe, der Bastberg hingegen kommt nur auf 332 Meter. An beiden Berghängen wächst ein Wein mit besonderem „bouquet“. Der Steinsberg gleicht mit seiner Burganlage einem Luginsland, um den und vor dem sich eine Teppichlandschaft ausbreitet; steht man oben auf dem Turm, so hat man den Eindruck von konzentrischen Kreisen, die sich um den Turm herum legen und dann in der Ferne eines verschwindenden Horizontes sich langsam auflösen. Goethe, der 1770 als Straßburger Jurastudent, von Buchweiler aus, anlässlich einer Elsaßreise mit Freunden, die aus der Gegend stammten, den Bastberg bestieg, und dort im Muschelkalk zu seinem Entzücken Fossilien fand, hat diesen Aussichtspunkt als „paradiesisch“ bezeichnet, was in der Tat dem ganzen Lande schmeichelt — in „Dichtung und Wahrheit“, Band X, 2. Teil, hat der Dichter davon Kunde gegeben. Wenn man nicht wüßte, wo im Elsaß die Burg Nideck, der „Sage nach wohlbekannt“ liegt, hier zwischen Bastberg und

der schräg gegenüberliegenden Zaberner Steige könnte man die Szene aus dem „Riensenspielzeug“ Adelbert von Chamisso lokalieren und sich das Schauspiel ausmalen.

Naturverbunden kam es einem vor, vergleicht man es mit heute, wenn man zur Erntezeit vom Bastberg aus — vom Steinsberg war es nicht anders — in der Zeit vor dem 2. Weltkrieg den Blick schweifen ließ und die endlosen Getreidehaufen sehen konnte, die sich in der Ferne am Horizont verloren. Einen solchen Blick trägt man im Herzen weiter, die Welt schien damals noch in Ordnung zu sein. Seit jenen Jahren haben sich in beiden Landschaften einige Dinge eingeschlichen, die das Bild verändert haben: es sind das die Flurbereinigungen allerorten, denen fast alle lebenspendenden Bäume und das Heckenland zum Opfer gefallen sind, was nun eine große Monotonie hervorruft. Extensive Landwirtschaft, vor allem im Hanauerland, hat viel Weideland entstehen lassen, was der Freundlichkeit der Landschaft auch nicht immer zuträglich ist. Kraichgau und Hanauerland sind aber auch heute noch Bauernland — auch wenn wir den allmählichen Wandel nicht übersehen können, der zu einer rein agrarökonomischen großen Fläche tendiert —, sie bieten auch heute noch eine reiche Palette menschlich-natürlicher Eindrücke. Mit Fug und Recht darf man darüber staunen, wie die Landschaft und der Mensch aufeinander eingegangen sind. Durchquert heutzutage ein Mensch diese beiden Landschaften, so wird er immer noch eine besondere Freundlichkeit und Ausgewogenheit verspüren und diese auf ihn übergehen.

#### IV

René Schickele, dessen metaphorische Schau der Oberrheinlande uns den Einstieg zum Vergleich der beiden Landstriche vermittelte, hat auch immer und überall, wo er lebte, dem Eros der Landschaft, die ihn umgab, nachgespürt und sein Erlebnis in Worte gefaßt. Das Höchste in seinen Gefühlen war der „Blick auf die Vogesen“, dabei konnte er angesichts

der Dreiländerecke um Badenweiler von der „Himmlichen Landschaft“ sprechen. Aber genauso wußte René Schickele davon, daß der gleiche Eros auch den Geist bei den Menschen prägt. In seinem Essay „Erlebnis der Landschaft“ — wir sind der Meinung, daß diese Worte für alle Landschaften, für die großen und die weniger großen, Geltung haben dürften — kann er schreiben: „Um das Maß der Unschuld, der Glücksfähigkeit in sich zu ermessen, trete man vor die Landschaft. Selbst bei Künstlern, die keine oder nur eine geringe Beziehung zur Landschaft zu haben scheinen, etwa (um zwei Gipfel und Gegensätze zu nennen) Dostojewski und Raffael, stellt sich das Werk auf seinem Höhepunkt als geheimnisvoll verwandelte Landschaft dar, oder, mit einem Wort von Novalis: das Äußere, das Werk ist ihr 'in Geheimniszustand erhobenes Innere', das Innere aber wieder unbedingt das Abbild einer Landschaft, nämlich der Kindheit. Andere, die so beschaffen sind, daß die Landschaft unmittelbar zu ihnen spricht und denen der Umgang mit ihr zur zweiten Natur geworden ist, empfinden sie als ein lebendiges Wesen, lesen ihr Leben in ihren Zügen ab, hören sie für sie sprechen . . . Am tiefsten gestaltet sich diese Zwiesprache, wenn es sich um die Heimat handelt, das heißt die naturgewordenen Worte und Gebärden der Vorfahren, die mütterliche Form, die uns gebildet (hat)“.

Es wird uns bei allem Nachdenken über Landschaften, in unserem Fall über Kraichgau und Hanauerland, deutlich geworden sein, daß eine bestimmte Landschaft und die Heimat etwas miteinander zu tun haben, und daß uns das Geheimnis einer Landschaft nur ganz aufgehen wird, wenn wir in ihr die Heimat finden, die wirkliche und die geistige. Was meint René Schickele mit dem „vor die Landschaft treten“? Es ist das, was über die „Landschaft an sich“ hinausgeht, zu der Landschaft müssen immer Menschen hinzukommen, sie beleben. Ausgangspunkt ist die Landschaft, das Hinzukommende aus dem geistigen Bereich des Menschen, das Schöp-

ferische oder Kreative, ist dabei aber entscheidend. Die „innere Schau“ im Menschen erhält sein Abbild aus der Kindheit, aus der Zwiesprache mit „den naturgewordenen Worten und Gebärden der Vorfahren“, aus „der mütterlichen Form, die uns gebildet hat“. Werden wir bei unserem Vergleich bei diesem Hinzukommenden des Geistes „ein lebendiges Wesen empfinden“, werden wir „ihr Leben von ihren Zügen“ — den Zügen der jeweiligen Landschaft — ablesen können? An dieser Stelle wird unser Thema interessant, ja erregend.

Geologie und Geographie und mit ihnen zusammen der Atem einer Landschaft nach ihren bestimmten Strukturen und Formen wirken sich im Geistigen aus, die einen mehr, die anderen weniger günstig. Am Geistigen wird das Wesen der Landschaft erst ganz deutlich. So heißt es, in den Vergleich die Geschichte miteinzubeziehen — als aus dem Elsaß stammend wissen wir um die Macht der Geschichte. Und mit der Geschichte zusammen müssen auch die politischen Geschehnisse beachtet werden, weiter auch das soziale Milieu und die wirtschaftliche Entwicklung und das, was zur Kultur und Kunst gehört. Und nicht zu klein ansetzen dürfen wir das, was sich in der Schule abspielt und das, was den religiösen Bezug ausmacht.

## V

Zweifellos dürfen der Kraichgau und das Hanauerland ein Bewußtsein in sich tragen, von lange her etwas zu sein. In einem Land des Übergangs oder in einem Zwischenland, wie es der Kraichgau und das Hanauerland gleicherweise sind, wird zugleich ein Wille zur Selbsthaftigkeit und zum Aufbruch der Menschen vorhanden sein. Da die Voraussetzungen in beiden Räumen ähnlich sind, ist auch der geschichtliche Verlauf in ihnen konform. Die Entdeckung des Unterkiefers des homo heidelbergensis in Mauer, 1907 — man spricht hier vom ältesten Fund eines Menschenteils in Europa und setzt seine Existenz in der Zwi-

scheneiszeit an —, jene jungsteinzeitliche Keramikart, die ihren Namen nach dem Fundort, dem Michelsberg bei Bruchsal, hat, aber auch dieses, daß der Bastberg in christlicher Zeit zu einem „zweiten Brocken“ umfunktionierte, auf dem die Hexen ihren Schabernack trieben, was wohl darauf hindeutet, daß hier ein vorchristlicher Kultplatz existierte, das alles weist hin auf tiefere menschliche Bedürfnisse im Rahmen der Kultur und der Religion in sehr früher Zeit. Daß die Römer in geschichtlicher Zeit ihr Straßennetz in beiden Regionen anlegten und ausbauten, zeigt die Bedeutung auf, die man diesen Räumen beimaß. Wege und Straßen wurden hier ausgebaut, die noch lange nachher die Richtung im Verkehr angeben sollten — wir denken dabei an die Römerstraßen, die rechts des Rheins von Stettfeld und Wiesloch aus nach Osten gingen, und an jene, die links des Rheins, vom Kastell Straßburg/Argentoratum über Brumath/Brocomagus nach Zabern/Tres Tabernae (Drei Schenken) nach Westen führte. Diese Straßen machten es dem römischen Feldherrn, dem nachmaligen Cäsar Julian, dem man den Beinamen „Apostata“ (der Abtrünnige) beilegte, möglich, mit dem Sieg über die Alemannen bei Oberhausen in der Nähe Straßburgs, 357 n. Chr., auch Tres Tabernae/Zabern zu zerstören und 358 im Kraichgau, möglicherweise im Raum Sinsheim, eine „rigorose Tribunal-Schau“ gegen die alemannischen Heerscharen abzuhalten, wovon uns der römische Schriftsteller Ammianus Marcellinus berichtet. Eine Entsprechung bildet auch die Landnahme in diesem nördlichen Oberrheinraum, wenn sich im Kraichgau vornehmlich Franken niederlassen und im Hanauerland Alemannen und Franken Besitz vom Land nehmen. Der intensive Burgenbau diesseits und jenseits des Rheins zu Beginn des Mittelalters legt auch wieder Zeugnis ab für die Paralleltät der Entwicklung in den beiden Landstrichen. Der Steinsberg ist um 1200 mit dem Auftreten des Spruchdichters Sperrvogel ein Zentrum des Minnesangs. Ob zur gleichen

Zeit Reinmar von Hagenau der Ältere auch auf den Burgen der Nördlichen Vogesen und im Raum des Hanauerlandes auftrat, dort dichtete und sang, ist nicht verbürgt, aber doch wahrscheinlich. Einige Sakral- und Profanbauten aus dem Mittelalter, die wertvoll sind, wie etwa Teile der Abteikirche in Neuweiler, die Oberkirche in Buchweiler, im Hanauerland, die staufischen Bauten in Wimpfen am Berg und im Tal, die Klosteranlage in Lobenfeld, im Kraichgau, um nur einige Beispiele zu nennen, untermauern den Gleichklang im Geist der Zeit. Höhepunkt in einer gleichlaufenden geistlichen Ausrichtung ist die Errichtung des Zisterzienserklosters in Maulbronn, Mitte des 12. Jahrhunderts, immerhin die besterhaltene Anlage dieses Reformordens nördlich der Alpen, das eine Filiation zu Neuburg im Elsaß am Rande des Hanauerlandes darstellt. 87 Adelsfamilien haben zum Ende des Mittelalters und zu Anfang der Neuzeit Besitzrechte im Kraichgau, lange ist dieser ein Eldorado des kleinen Landadels geblieben, heute üben noch einige von ihnen Patronatsrechte in den Kirchengemeinden aus. Von einem herrschaftlichen Glanz wissen noch einige bauliche Überreste und vor allem die Erinnerung im ehemaligen Residenzstädtchen Buchweiler zu berichten, der Schloßplatz dort gibt dafür noch Zeugnis. Hier hat um die Mitte des Jahrhunderts Karoline von Hessen-Darmstadt, die man ehrfürchtig die „Große Landgräfin“ nennt, eine beachtliche Hofhaltung ausgeübt. Das Fürstentüchlein in der Buchweiler Stadtkirche kündigt von dieser Epoche, die in beiden Räumen einander ähnlich war.

Aber nicht allein in den oberen Schichten der Gesellschaft des Kraichgaus und des Hanauerlandes gab es Gleichklang, auch auf der unteren Ebene scheint alles aufeinander abgestimmt gewesen zu sein: wir haben dabei im Auge die Bauernaufstände zu Anfang des 16. Jahrhunderts, hier und dort endeten sie auf grausame Art und Weise. Was am Anfang wie eine gerechte Sache sich anließ, ist zuletzt zu einer Katastrophe geworden und hat für

spätere Geschlechter innere Narben hinterlassen. Im Kraichgau ist es der Pfaffe Anton Eisenhut aus Eppingen, der als Rädelsführer der Aufständischen Brandschatzungen nicht verhindern konnte, in Bruchsal hat er auf Geheiß des Pfalzgrafen bei Rhein durch den Henker sein Ende gefunden. Viel brutaler noch als im Kraichgau war die Rache des Herzogs von Lothringen, der vor den Toren Zaberns, in Lupstein, den großen Bauernhaufen niedermetzeln ließ, die Totenschädel im Gebeinhaus dort künden noch von diesem makabren Geschehen. Auch beim Glaubenswechsel etwa im gleichen Zeitraum gibt es auffällige Parallelen. Im Kraichgau ist es die Reichsritterschaft, anschließend an die Disputation Martin Luther 1518 in Heidelberg und an den Reichstag von Worms, 1521, die in dieser Sache aktiv wird: man darf zu Recht sagen, daß der Kraichgau auf diese Weise eines der ersten Gebiete im damaligen Deutschen Reich gewesen ist, das der neuen Lehre sich aufschloß. Die Grafen von Hanau-Lichtenberg hingegen haben erst 1571 den endgültigen Übertritt zu einem integralen Luthertum vollzogen. Wer die Quellen der beiden Gebiete aus jenen Jahrzehnten studiert, wird dort den Ausgangspunkt für ein konfessionelles Verhalten finden, das nachher bei den Menschen vorherrschend wurde. Daß die Kurpfalz sich der reformierten Lehre zurechnete, war, insgesamt gesehen, kaum ins Gewicht fallend.

Nicht uninteressant ist es, was wir von Philipp Schwarzerdt, der seinen Namen später, dem Geschmack der Zeit folgend, in Melanchthon = schwarze Erde, was eine griechische Übersetzung ist, änderte. Von diesem, der 1497 in Bretten geboren worden ist, der eigentlich gar kein Theologe war und doch für die Reformation so wichtig geworden ist, gibt es eine seltsame Kunde im unteren Elsaß, dicht am Herrschaftsgebiet der Grafen von Hanau-Lichtenberg, die berichtet, daß an einigen Stellen Philipp Melanchthon die Reformation gepredigt hätte: in Weißenburg, wo später der Sohn des Bruders Georg Bürgermeister

wurde und den elsässischen Zweig der Schwarzerdt begründete, am Bredenstein, der an der Straße von Bitsch nach Ingweiler liegt; in Domfessel ging bis vor kurzem noch die Fama, daß dort in der Kirche ein Melanchthonbild hing, das an dieses Ereignis erinnerte, und Predigten von ihm erhalten geblieben wären. Fest steht, daß Melanchthon einige Male in Hagenau, von Tübingen aus, weilte, um den Druck seiner frühen Schriften voranzutreiben, von diesen sind dort auch einige gedruckt worden. Für das alles haben wir keine Zeitangaben und auch keine biographischen Belege, warum aber sollte an diesem allem nichts dran sein? Und warum sollte Melanchthon diese Gegend nicht besucht haben, nachdem wir doch wissen, daß er intensive Kontakte zum französischen Hof hatte und sogar an die Sorbonne berufen werden sollte?! Dazu reimt sich ganz gut, daß Philipp Melanchthon in der elsässischen protestantischen Kirche immer einen guten Ruf hatte, nicht zuletzt im lutherischen Hanauerland. Parallelität gibt es in den Jahrhunderten des Humanismus und der Reformation im Kraichgau und im Hanauerland auch auf schulischen Gebieten: Lateinschulen entstehen im Kraichgau, ein namhafter Schulmann aus Württemberg, der zugleich auch als humanistischer Dichter hervortritt, Leonhard Engelhart, wirkt im 16. Jahrhundert an der Lateinschule in Eppingen; 1612 wird in Buchweiler für die protestantische Grafenschaft Hanau-Lichtenberg eine Höhere Schule ins Leben gerufen, die später zu einem illustren Gymnasium, zum zweiten protestantischen im Elsaß, avanciert. Der 30jährige Krieg beschert beiden Landstrichen einen desolaten Zustand und eine große Entvölkerung; Einwanderer aus der Schweiz vor allem, darunter auch Mennoniten, füllen sie wieder auf, sie führen die Dreifelderwirtschaft und die Stallfütterung ein. Nach 1648 nehmen die Gemeinsamkeiten immer mehr ab, beide Landstriche haben nun getrennte staatliche Zuordnungen. Im Pfälzer Erbfolgekrieg, der fast die ganze Pfalz zerstört, der

Sinsheim und Bretten in Schutt und Asche sinken läßt, haben die französischen Truppen wohl auch in Orten des Hanauerlandes ihre Ausfallquartiere gehabt. Und die Französische Revolution und die „gloire“ des ersten Napoleon lassen die beiden Räume auseinanderdriften. Wir sehen daran, wie Geschichte Änderungen schaffen kann, die sich dann auch im Verhalten der Menschen auswirken. Im Bild der Landschaft im Elsaß und darum auch im Hanauerland fügen sich nun einige Dinge ein, die wir heute noch registrieren können, die dem Land ein besonderes Gepräge geben. In der napoleonischen Zeit sind im Elsaß und auch in der linksrheinischen Pfalz, so weit sie unter französischer Herrschaft stand, anlässlich der Geburt des Kaisersohnes, des Königs von Rom, 1811 im Abstand von sechs Kilometern an den Départementsstraßen die sogenannten „Ruhebänke“ aufgestellt worden: das sind Steinbänke, die zum Sitzen einladen, in Schulterhöhe sind sie mit einer Steinplatte überdeckt, an der die Jahreszahl steht, sie haben die Frauen, die zum Markt gingen, veranlaßt, ihre Körbe, die sie auf den Köpfen trugen, dort abzustellen, darum dann auch die Bezeichnung. Aus der Zeit des 18. und 19. Jahrhunderts stammen auch die zahlreichen Baumalleen, die wir zu unserem Leidwesen im Kraichgau vermissen. Und zumeist ist auch im Hanauerland in der Mitte des Dorfes die Freiheitslinde auch heute noch anzutreffen, sie erinnert an die „Freiheit“, die die Große Revolution 1789 brachte. Es sind das nur Kleinigkeiten, aber sie lassen doch das Land links vom Rhein von dem rechts abheben. Das Storchennest von früher — es ist auch im Hanauerland im Schwinden — rundet das Bild der Verschiedenheit ab.

Geschichte spricht immer eine beredte Sprache, sie ist auch in ihrer Erscheinung untrüglich und darin den Charakter einer Landschaft sekundierend. Die Landschaft können wir sehen, der geschichtlichen Entwicklung können wir nur nachspüren. Es fällt uns bei diesem Vergleich auf, wieviel Gemeinsamkeiten wir im Kraichgau und im Hanauerland im

Bereich der Landschaft haben, wie sie sich auch im elementaren Lebensbereich ergänzen, aber auch wie vieles geschichtlich und kulturgeschichtlich parallel verläuft. Darum erkennen wir auch umso besser die Abweichungen und die Differenzen.

## VI

Geschichte aber wird nur lebendig aus der Gegenwart heraus, ihr können wir etwas vom Geheimnis in den Dingen abspüren. Und sie kann auch wieder Fingerzeig sein, um das Wesen dessen, was ist, zu verstehen. Bei einem Vergleich können wir der Sache nur gerecht werden, wenn wir ihn aus dem Heute heraus anstellen. Nur auf diese Weise werden wir das „in Geheimniszustand erhobene Innere“ oder, um es wieder mit den Worten René Schickeles zu sagen, das „lebendige Wesen empfinden“, das dem Kraichgau und dem Hanauerland heute noch zu eigen ist. Wir übersehen dabei ganz und gar nicht, daß vieles in unseren Tagen ganz anders geworden ist, nicht nur in äußeren Dingen, auch der innere Bereich des Lebens ist erfaßt worden dabei. Wir haben heute überall viel mehr Uniformität als in früheren Zeiten, vor allem in dem, was wir als modern bezeichnen. Trotzdem wollen wir versuchen, durch die Oberfläche hindurch zum eigentlichen Wesen durchzustoßen, um den Geist und die Seele der beiden Landschaften, wie sie heute noch sind, zu erfassen. Dabei könnte uns dann auch etwas von der nie aufgehörenden Kindheit begegnen, die ja die Heimat ausmacht.

Städtchen und Dörfer bilden mit den Menschen, die dort wohnen und wirken, erst die Landschaft. Die Städtchen in den beiden Gegenden gleichen sich sehr in ihren alten Vierteln: wir treffen dort zumeist fränkisches, seltener alemannisches Fachwerk an, dazu Renaissance-Werke und malerische Arrangements bei den Marktplätzen und den Patrizierhäusern. Die Dörfer spiegeln in ihrer Ausstattung die jeweilige Wohlhabenheit wider, wobei nicht zu übersehen ist, daß die Hanauer Ackerbauern in dieser Hinsicht den

Vogel abschießen. Der hanauische Bauernhof ist wie ein abgeschlossenes Reich im Kleinen. Mag die fromme Inschrift über dem Eingangstor in beiden Gegenden anzutreffen sein, so genügen doch nur die Höfe im Hanauerland mit ihren imposanten Durchfahrten und den hochgegiebelten Wohnhäusern mit ihren zierlichen Dächlein und Vorkragungen einem bescheidenen künstlerischen Anspruch.

Wenn wir den Menschen nach seinem Wesen in den beiden Landschaften auf einen Nenner bringen, so können wir ihn als von Grund auf konservativ bezeichnen: es ist die bäuerliche Mentalität, die in beiden Fällen dominant ist, auch darin, daß man das Innerste der Seele nicht nach außenhin preisgibt, aber auch in der Art des Verhaltens Fremden gegenüber. Konservativ ist auch die Frömmigkeit der beiden Landstriche, sie äußert sich aber nur selten konkret zu Fragen des Glaubens, wenn schon, dann auf indirekte Art und Weise. Streitigkeiten in Familien und Sippen werden nicht so schnell vergessen, es kann vorkommen, daß eine Versöhnung über Jahrzehnte hinweg auf sich warten läßt. Das macht dann auch die Ortspolitik so zähflüssig und für Außenstehende manchmal unverständlich. Patriarchalische Ordnung steht wohl hoch im Kurs, aber doch nehmen in vielem Frauen die Führungsrolle wahr. Es fällt einem Beobachter auf, daß in den beiden Gegenden die Intelligenzreserve schon früh beansprucht wurde und darum viele Menschen aus den beiden Gegenden im Lande führende Aufgaben übertragen bekamen.

Das Evangelium, das man in beiden Gegenden mit großer Nüchternheit ins Leben umsetzt, wird wie ein kategorischer Imperativ bäuerlicher Provenienz praktiziert, dabei überwiegt aber nicht die Moral, wiewohl diese nicht übersehen wird, Antriebskraft in allen Lebenslagen ist das Pflichtbewußtsein; auch ältere Menschen wollen sich noch nützlich machen, denn darin, so ihre Meinung, bestehe ihr Wert. Das alles zusammenaddiert, ergibt Verlässlichkeit als Charakterzug bei die-

sen Menschen. Den Segen der Erde und der Arbeit weiß man zu schätzen, man hält „sein Sach“ zusammen und es wird auch nichts leichtfertig ausgegeben. Wenn man der Freude Ausdruck gibt, so geschieht das immer auf verhaltene Art und Weise, auch beim Feiern ist man zurückhaltend, in die Wirtshäuser ist man früher nicht allzuviel gegangen, eigentlich hat man nur an Markttagen dort Einkehr gehalten. Die Gemeinschaft in den Dörfern hat man in früheren Zeiten im Hanauerland in der Form des „Maiens“ (auch Kunkelstab genannt) und im Kraichgau in den sogenannten „Vorsätz“ gepflegt.

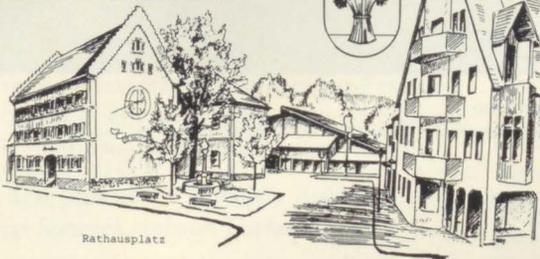
In beiden Regionen kann man noch altertümlichen sprachlichen Ausdrücken begegnen, im Hanauerland, weil dort in der Mundart sich das alles noch besser erhalten hat, mehr als im Kraichgau, wo das Gebrauchsdeutsch nach und nach überhand genommen hat. Die sprachliche Ausformung ist in beiden Fällen bildhaft, der Ausdruck in der Redeweise herzlich, manchmal sogar drastisch, die gelungene Pointe schafft Genugtuung. Auch bei den Sitten ist man überaus traditionell geblieben und nur zögernd gibt man gewachsene Bräuche auf. Im Hanauerland gibt es in einigen Dörfern noch Trachten, die Frauen und Männer — meistens sind es ältere, aber auch einzelne jüngere — zum Besuch des Gottesdienstes anlegen, es ist schön anzusehen, wenn die Schlupfkappen der Frauen — in den protestantischen Dörfern sind diese schwarz, sie werden von bunten Tüchern ergänzt —, vom Winde umfächelt, leise flattern wie leichte Vogelscheuchen. Für die Volkskunde gibt es in beiden Räumen noch einiges zu entdecken, man muß sich aber hier beeilen, denn es paßt sich in unseren Tagen alles an, auf keinen Fall sollte es in Folklore ausarten. Da gibt es im Hanauerland den „Brautführer“ und den Bräutigam mit den „Nächsten“, auf dem Weg zur Kirche. Im Kraichgau reicht man bei Beerdigungen dem Pfarrer, dem Organisten und dem Dirigenten des Chors vor Beginn der Feier eine Zitrone; als es diese im Krieg nicht gab, ersetzte man es durch ein

Sträußchen Rosmarin. Beide Sitten haben noch einen tiefen Sitz im Leben von langer Dauer. Auch die „Scheidung“ oder das „Scheidzeichen“ ist noch an manchen Orten üblich. Ganz spezielle Feiertage — auch Erinnerungstage an Hagelwetter — sind noch im Volk verankert. In beiden Regionen spielte der Gründonnerstag eine wichtige Rolle, die Älteren halten diesen Feiertag noch mancherorts.

Vor einigen Jahren war es, als Männer und Frauen, ältere und jüngere, aus dem Kraichgau und dem Hanauerland, zum ersten Mal zusammenkamen, was sich dann viele Male wiederholt hat. Dabei war es frappierend, wie die Art des Sichgebens bei den Menschen die-

ser beiden Regionen übereinstimmte, auch das gegenseitige Verstehen war ohne Probleme. Das haben beide Seiten besonders hervorgehoben und betont. Darin äußerte sich Freude, aber noch mehr Staunen über die Ähnlichkeit, der Entsprechung in der Übereinstimmung, innerlich und äußerlich. Auch bei dem, der diese Zusammenkunft zustandegebracht hatte, der in einem doppelten Sinn daheim ist, dort, wo er seine eigentlichen Wurzeln hat, aber auch dort, wo er sich entfalten konnte und durfte. So ist dieser Vergleich ein Zeugnis — und darin liegt auch eine Verheißung — dafür, daß man aus räumlich, sogar staatlich verschiedenen Regionen zusammenfinden und eins werden kann. Dazu kann doch auch ein Heimattag Mut machen.

## Gondelsheim



Rathausplatz

eine attraktive Kraichgaugemeinde

### **Besondere Einrichtungen:**

Rathausplatz mit Rathaus, Alte Schule als Vereinshaus und Saalbachhalle, Sportzentrum „Schloßstadion“, Turnhalle, Tennisanlage und -halle, Schießanlage, Grillplatz, Kraichgausternwarte.

### **Sehenswürdigkeiten:**

Schloß mit „Altem Kirchturm“ und Schloßpark.

Bürgermeisteramt Gondelsheim, Bruchsaler Str. 32, 7519 Gondelsheim, Tel. (07252) 1061



*Bretten im Kraichgau, Marktplatz mit Melanchthonhaus*

Copyright by Foto Robert Häusser GDL, DJV Mannheim-Käfertal, Ladenburger Str. 23

# „Melanchthon und Bretten“. Ein literarischer Streifzug

*Stefan Rhein, Bretten*

*Für Katja und Wolfgang Neuser*

## 1. Zum Auftakt: Hans Magnus Enzensberger

„Ich dagegen versuche mir den jungen Melanchthon vorzustellen. Das ist gar nicht so einfach. Geboren ist er in Bretten, einem Nest im Kraichgau, damals Kurpfalz, heute Baden. Ein paar alte Fachwerkhäuser sind noch übrig, das meiste haben die Franzosen in irgendeinem Krieg verbrannt.“ Diese Sätze stehen in dem Essay „Über die Ignoranz“, den Hans Magnus Enzensberger in seinem 1988 erschienenen Sammelband „Mittelmaß und Wahn“ als ersten Beitrag abdrucken ließ.<sup>1)</sup> Von den historischen Saloppheiten abgesehen — die französischen Truppen unter General Choiseul äscherten im Pfälzischen Erbfolgekrieg 1689 die gesamte Stadt ein und nur die Stiftskirche blieb erhalten — greift der bekannte Essayist einen Konnex auf, der in den letzten Jahrhunderten zu einer stehenden Formel geworden ist: Bretten — das ist die Stadt, in der Melanchthon geboren wurde. Melanchthonstadt Bretten: so firmiert sie heute auch offiziell auf den städtischen Briefbögen. Was von Melanchthons Leben und Werk im gegenwärtigen Bretten kündigt: die Namen einer Straße, einer Glocke, von Geschäften, Inschriften, Denkmäler und vor allem das 1903 eingeweihte Melanchthon-Gedächtnishaus mit Museum, Bibliothek und Forschungseinrichtung, all dies hat Eckehard Uhlig in einer kürzlich zusammengetragenen „Spurensuche“ ausführlich dokumentiert.<sup>2)</sup>

## 2. Das „Brettener Hündle“: Brüder Grimm, Karl Simrock, Johann Fischart

Die Verbindung Melanchthon — Bretten hat den Namen des kurpfälzischen Städtchens

weithin bekannt gemacht. Der literarische Ruhm Brettens — diese hyperbolische Formulierung sei im Rahmen eines Bretten-Hefts gestattet — gründet sich aber nicht nur auf den größten Sohn der Stadt. Nicht weniger emblematisch ist das „Brettener Hündle“, das an eine zentrale Episode der Stadtgeschichte erinnert (und das — dies nur nebenbei — auch der Grund ist, weshalb der vorliegende Artikel in der Badischen Heimat und nicht etwa in der Zeitschrift *Suevica* erscheint): Als im Jahr 1504 der württembergische Herzog Ulrich Bretten belagerte, gelang es den Bewohnern, durch ein gut gefüttertes Hündchen, das sie über die Stadtmauern warfen, den Feinden die schlechte Versorgungslage zu verschleiern, so daß die Belagerung aufgegeben wurde. Ein Soldat schlug voller Wut dem Hündchen seinen Schwanz ab und schickte es in die Stadt zurück. Bretten blieb — weniger dank dieses legendären Ereignisses als vielmehr dank eines sehr realen Ausfalls am 28. 6. 1504 — kurpfälzisch. Die zweite Fassung der Legende besitzt ein bürgerliches, konfessionelles Kolorit und wird von den Brüdern Grimm in den „Deutschen Sagen“ unter der Überschrift „Das Hündlein von Bretta“ erzählt: „In dem Städtchen Bretten lebte vorzeiten ein Mann, welcher ein treues und zu mancherlei Dienst abgerichtetes Hündlein hatte, das pflegte er auszuschicken, gab ihm einen Korb ins Maul, worin ein beschriebener Zettel mit dem nötigen Gelde lag, und so langte es Fleisch und Bratwurst beim Metzger, ohne je einen Bissen davon anzurühren. Einmal aber sandte es sein Herr, der evangelisch war, an einem Freitag zu einem Metz-

ger, der katholisch war und streng auf die Fasten hielt. Als nun der Metzger auf dem Zettel eine Wurst bestellt fand, hielt er das Hündlein fest, haute ihm den Schwanz ab und legte den in den Korb mit den Worten: „Da hast du Fleisch!“ Das Hündlein aber, beschimpft und verwundet, trug den Korb getreulich über die Gasse nach Haus, legte sich nieder und verstarb. Die ganze Stadt trauerte, und das Bild eines Hündlein ohne Schwanz wurde, in Stein gehauen, übers Stadttor gesetzt.“<sup>3)</sup>

Karl Simrock (1802—1876), der Übersetzer des Nibelungenlieds, der Gedichte Walthers von der Vogelweide und anderer Minnesänger, beschäftigte sich bei seinem Interesse für mittelhochdeutsche Dichtung auch mit altem Lied- und Sagengut und versifizierte „Das Brettener Hundle“, und zwar die zweite Variante.<sup>4)</sup> Ein weiterer Rezipient von literarischem Rang ist Johann Fischart (1546—1590), der in den Literaturgeschichten als der größte Satiriker des 16. Jahrhunderts geführt wird.<sup>5)</sup> In drei seiner Werke ist bislang der Verweis auf das Brettener Hundle entdeckt worden; dabei ist nicht zu erkennen, an welche Fassung oder Quelle sich Fischart anschließt, sondern vorherrschend ist die sprichwörtliche Verwendung: Schon im Laufe des 16. Jahrhunderts war also der historische Hintergrund, der Anlaß für die Legendenbildung, völlig zurückgetreten. Dies ist deutlich sichtbar bei der Zitierweise in dem Tierepos „Flöh Haz, Weiber Traz“, das erstmals 1573 und stark erweitert 1577 erschien: Ein junger Floh wird von Sehnsucht nach dem süßen Blut eines jungen Mädchens ergriffen; als sie ihn abweist, klagt der junge Floh vor Jupiter, wird aber mit dem Urteilspruch beschieden, sich nunmehr ausschließlich mit Tierblut zu begnügen. Nur in der zweiten Auflage kommt der Vers mit dem Brettener Hundle vor, das hier als Vergleich für die Größe eines Schadens herangezogen wird:

„Das ist weit ain anderer schad,  
Als den das hündlin von Bretten that.“<sup>6)</sup>

In der „Aller Praktik Großmutter“, einer iro-

nischen Verhöhnung der damals beliebten Jahreskalendarien mit ihren auf astrologischer Basis erstellten Voraussagen für Krieg, Wetter, Krankheiten etc., erscheint das Hundle nicht in der Erstausgabe von 1572, sondern wiederum erst in der stark erweiterten Ausgabe von 1574 — vielleicht (zusammen mit der oben skizzierten Überlieferungslage des Flohhatz) ein Beleg dafür, das Fischart nach 1573 mit dem Brettener Legendenstoff bekannt wurde.<sup>7)</sup> Das bekannteste Werk Fischarts, die „Geschichtsklitterung“, eine „absurde Sprachorgie“ (H.-J. Bachorski), erwähnt das „Hündlein von Bretta“ in einem sexuellen Kontext: „Insumma er ließ nie kein Nieren [= Hoden], noch anders, wie das Hündlein von Bretta dahinden, von frembes genäsch wegen: dann sein ehr ihr war ihm lieber, wie der Jungfrauen, die band die Aer an ein Seidenen faden beim Kuschwantz am Hurendantz.“<sup>8)</sup>

### 3. Melanchthon und Brettens Belagerung von 1504

Das Brettener Hundle, das erstmals 1541 in einem Volkslied auftaucht, hat Melanchthon übrigens an keiner Stelle zitiert. Er erwähnt es auch nicht, als er bei einem Tischgespräch im Hause Luthers auf die Belagerung seiner Vaterstadt zu sprechen kommt. Diese Stelle sei hier mitgeteilt, da sie der einschlägigen Forschung über „Melanchthons Beziehungen zu Bretten“ unbekannt geblieben ist.<sup>9)</sup> In der Zeit zwischen dem 2. und 17. September 1540 kommt die Runde auf den „bonus bellator“, auf den guten Feldherr, zu sprechen, der von Melanchthon durch einige historische Beispiele illustriert wird. Ein guter Feldherr zeichnet sich insbesondere dadurch aus, daß er seine Soldaten nicht ohne wichtigen Grund gefährdet und die Bürgerschaft schont. Auch Herzog Ulrich von Württemberg hat nach Melanchthon bei der Belagerung Brettens diese Tugend bewiesen: „Als der Württemberger meine Vaterstadt bestürmen wollte, fragte er, mit welchem hohem Verlust an Soldaten die Stadt erobert werden könne; man ant-



*Melancthonhaus in Bretten*

(Aus: Philipp Melanchthon 1497–1560 — Sein Leben, Bretten 1978)

wortete ihm: Etwa 500 Leute. Aber er wollte nicht so viele Soldaten verlieren.“<sup>10</sup>) Eine unerwartete Variante, zumal für das mit starken anti-württembergischen Affekten ausgestat-

tete Grenzstädtchen Bretten: Herzog Ulrich als Menschenfreund! Eine Sichtweise, die wohl nur aus der abgeklärten Distanz Wittenbergs zu verstehen ist.

#### 4. Zwei Zwischenspiele: Schiller in Bretten und Hebels „Schneider in Pensa“

Wir wollen das Brettener Hundle nicht zum literarischen Nabel Deutschlands stilisieren, aber seine legendäre Tat zur Befreiung Bretten hat auch einem der Olympier die ersehnte Freiheit zumindest vorbereitet: Friedrich Schiller. Als dieser nämlich 1782 vor dem württembergischen Herzog Karl Eugen und den pädagogischen Zwängen der Karlsschule die Flucht ergriff, erreichte er am 23. September zusammen mit seinem Begleiter Andreas Streicher in Bretten freien — kurpfälzischen — Boden. Hermann Kurz hat diesem Grenzwechsel einige dramatische Zeilen gewidmet: „Der Wagen donnerte am alten Kloster Maulbronn vorüber, das noch im leichten Morgenschlafa lag, durchfuhr das württembergische Grenzstädtchen, das den Zauberer Faust geboren haben soll, und näherte sich der Heimat Melanchthons, die dem rheinischen Nachbarlande angehört. Mit jedem Schritt der Pferde vermindert sich der Raum. Der Genius des Mutterlandes streckt immer ferner, hilfloser die Arme nach dem Lieblingssohne aus. Er kann ihn nicht erreichen. Ein Zug der Rosse, ein letzter Seufzer — und Schwaben hat seinen Dichter verloren.“<sup>11)</sup>

„Und ich bin von Bretten“, mit solch lapidaren Worten gab sich im Jahre 1812 Franz Anton Egetmeier deutschen Kriegsgefangenen aus der Armee Napoleons zu erkennen, als diese in der russischen Stadt Pensa ankamen: Egetmeier, angesehener Schneidermeister in seiner neuen Heimat, „gebürtig aus Bretten im Neckarkreis, Großherzogtum Baden“, so Johann Peter Hebel in seinem „Rheinländischen Hausfreund“. Hebel hat ihm unter dem Namen „Der Schneider in Pensa“ ein literarisches Denkmal gesetzt und ihn als Vorbild landsmannschaftlicher Hilfsbereitschaft gefeiert.<sup>12)</sup> Baden ist der regionale Rahmen der einzelnen Kalendergeschichten, eine sehr bewußte Wahl, wie sich an Hebels Ablehnung gegenüber Justinus Kerner, ein württembergisches Pendant zu verfassen, deutlich able-

sen läßt. Das Großherzogtum Baden war durch die Integration der katholischen (österreichischen) Gebiete um Freiburg ein konfessionell disparates Land geworden. Es gehörte zu den Absichten Hebels, auf beide Konfessionen in gleicher Weise aufklärerisch zu wirken.<sup>13)</sup> Die konfessionellen Unterschiede werden deshalb an keiner Stelle ausdrücklich erwähnt: vielleicht für Hebel der Grund, Bretten nicht mit seinem reformatorischen Sohn zu verknüpfen.<sup>14)</sup>

Der Schneider von Pensa wird übrigens von Ludwig Eichrodt (1827—1892) in dem Buch „Biedermaier“ mit einem Gedicht gewürdigt („Josef Egetmaier war's, /im Gedächtnis du bewahr's; /Aus Bretten vor langer Zeit/War gezogen er nach Pensa hin“).<sup>15)</sup> Der von Eichrodt geprägte Name „Biedermaier“ ruft die Erinnerung wach an den Flehinger Dorfschulmeister Samuel Friedrich Sauter (1766—1846), an das Urbild des Biedermeier: Auch dieser hat seine Feder zum Lobe Bretten geschwungen, und zwar in seinem Gedicht „Melanchthonfest in Bretten (25. Junius 1830)“, in dem Sauter die Festlichkeiten, vor allem Lehrerchor, Reden und Festmahl, schildert („Der Edle, der aus Bretten war, /Und trefflich hat gelehret, /Ward heut von einer großen Schar/Dahier mit Glanz verehret“).<sup>16)</sup>

#### 5. „Bretheim nobilis, patria scilicet Philippi Melanchthonis“

Mit diesen Worten stellt Marquard Freher (1565—1614), der bekannte Heidelberger Jurist und Rat am kurpfälzischen Hof, in seinen „Origines Palatinae“ (1599, [2. Aufl.] 1612/13) Bretten vor. In der weitgespannten Materialsammlung, durch die Freher zum Vater der pfälzischen Geschichtsschreibung avancierte, werden die einzelnen Landschaften der Pfalz eigens gewürdigt. Der Kraichgau wird nur mit wenigen knappen Worten vorgestellt, wobei Bretten und Melanchthon in den Vordergrund rücken. Ein Katalog der Kraichgau-Siedlungen schließt sich an, in

dem Bretten in verschiedenen Namensformen vorkommt: „Bretteheim. Brethaheim. Bretheim. patria Phil. Melanchthonis.“<sup>17)</sup>

Die Knappheit seiner Ausführungen begründet Freher mit dem Vorliegen der „elegantioratio Davidis Chytraei“. Und in der Tat: Die Kraichgau-Rede des David Chytraeus gibt einen erschöpfenden Überblick über die Landschaft und Kultur zwischen Neckar (im Norden und Osten), Heuchelberg, Pforzheim und Rheinebene. Der 1530 in Ingelfingen geborene und in Menzingen aufgewachsene und deshalb dem Kraichgau eng verbundene Chytraeus hat diese Rede 1558 in Rostock gehalten und sie 1561 erstmals in Druck gebracht. Zwei Persönlichkeiten stehen von Beginn der Rede an im Vordergrund: Peter von Menzingen, der in einem einführenden Gedicht und auch in der Widmung („In honorem nobilis et clarissimi viri Petri a Menzingen, ut Moecenati de se optime merito, mentis gratiae testimonium declararet“) als Wohltäter und Vorbild in Frömmigkeit und Tugend gepriesen wird, und Philipp Melanchthon, einflußreicher Lehrer des jungen Chytraeus seit dessen Wittenberger Studienjahren (1544–1550). Nach historischen und landschaftlichen Darlegungen erweitert sich die Rede zu einer eindrucksvollen Aufzählung berühmter Kraichgauer: Unter ihnen ragt Melanchthon weit hervor, — als Erwecker der wahren evangelischen Lehre, der Wissenschaften und Methoden (ein Hinweis auf die epochalen „Locis Communes“). Mit traditioneller Bescheidenheitstopik fühlt sich Chytraeus unfähig, ein ausführliches Lob auf seinen herausragenden, treuen und reichbegabten Lehrer („excellentem, fidum et felicem doctorem“) zu verfassen. Glanz vom Ruhme Melanchthons fällt auch auf Bretten: Um Homers Heimatrecht kämpfen sieben Städte (eine antike Debatte, vgl. etwa Anthologia Palatina 16, 295 ff.), doch Bretten allein kann für sich beanspruchen, Melanchthon hervorgebracht zu haben — so schreibt Chytraeus und nennt dabei in einem Atemzug nicht nur den größten Dichter Griechenlands zusam-

men mit dem deutschen Reformator und Humanisten, sondern verbindet Bretten mit den berühmtesten Städten der Antike. Mag Bretten auch durch andere Erfolge bekannt sein, sein größter Ruhmestitel ist für David Chytraeus ohne Zweifel, Melanchthons Heimat zu sein.<sup>18)</sup>

Matthäus Chytraeus, der im Jahr 1559 verstorbene evangelische Pfarrer von Menzingen, hatte zwei wissenschaftlich und literarisch herausragende Söhne: David (1530–1600) und Nathan (1543 in Menzingen — 1598 in Bremen). Nathan Chytraeus ist als produktiver neulateinischer Dichter bekanntgeworden.<sup>19)</sup> Zu seinem poetischen Oeuvre gehören auch Reisegedichte („Varia Itinera Nathanis Chytraei“); die versifizierten Reisen führten ihn nach Italien, in die Niederlande und nach Paris, nach London, in die Schweiz und nach Danzig. Auf seinem Weg nach Augsburg („Iter Augustanum“) kommt er 1565 von Paris, Metz und Speyer (Besuch der Kaisergräber) auch in seine alte Heimat, das einzige Mal, daß der Reisedichter den Kraichgau erwähnt. Hermann Wiegand hat in seiner erschöpfenden Studie: *Hodoeporica. Studien zur neulateinischen Reisedichtung* (Baden-Baden 1984) die entsprechenden Verse abgedruckt und übersetzt (auf S. 253). Wir geben im folgenden den lateinischen Text nicht nach der Ausgabe „*Varia Itinera Nathanis Chytraei*“ (Bremen 1616), sondern nach dem Sammelwerk lateinischer Reisege-dichte, die Nikolaus Reusner erstmals 1580 veröffentlichte:

„Non procul hinc locus est, pingues ubi  
fertilis agros

Cultaque vitiferos aperit Graigoia colles,  
Graiorum veteres quos incoluisse nepotes  
Et nomen Graiusque monet, qui perfluit  
amnis.

Hic ego vitales tetigi puer editus auras,  
Spectat ubi gravidas circum Mencingia vites  
Piscososque lacus et iunctas montibus arces.  
Ergo aliquot cupidis lucas coniunctus amicis,  
Cum lacrymas patris tumulo titulumque  
dedissem,

Et Mencingiaci celebrassem funera Petri:  
 Proxima cura fuit patriae vicina videre  
 Oppida magnificasque domos. ad moenia  
 Brettae,  
 Saltus ibi brevis est: doctißimus ille  
 Melanthon,  
 Qua genitus parvae magnum decus  
 attulit urbi.  
 Capnio nec procul hinc triplicis nova gloria  
 linquae  
 Prodiit in lucem Phoebos carißimus  
 infans . . .<sup>20)</sup>

„Nicht weit von hier liegt ein Ort, wo der fruchtbare und wohlbebaute/Kraichgau seine Felder öffnet und die Reben tragenden Hügel./Daß hier einst Nachkommen der Griechen gesiedelt haben,/ zeigt der Name und auch der Kraich, der ihn durchfließt./ Hier habe ich einst das Licht der Welt erblickt,/ wo Menzingen ringsum auf schwere Reben,/fischreiche Teiche und Burgen auf den Hügeln schaut./Hier verbrachte ich einige Tage im Kreis der erfreuten Freunde,/weinte Tränen am Grabe des Vaters und setzte ihm eine Inschrift/ und feierte das Totengedächtnis des Peter von Menzingen./ Danach wollte ich die Orte und großartige Bauten in der Nähe meiner Vaterstadt sehen <und ging> nach Bretten,/dorthin ist es nur ein Sprung. Der große hochgelehrte Melanthon/hat seinem Geburtsort großen Ruhm eingetragen,/nicht weit von hier kam Reuchlin zur Welt, der Ruhm dreier Sprachen,/ein dem Apoll besonders liebes Kind . . .“

Die beiden Ausgaben unterscheiden sich — abgesehen von graphischen Nebensächlichkeiten — vor allem durch den Vers über den Tod Peters von Menzingen, der nur in Reusers Edition erscheint.<sup>21)</sup> Wiegand hat vermutet, daß Nathans Kraichgau-Lob von der Kraichgau-Rede seines Bruders David beeinflusst sei (S. 253). Drei Parallelen lassen sich beobachten:

1. Bei der Herleitung des Namens Kraichgau ziehen die Brüder jeweils zwei Möglichkeiten heran: die Besiedlung durch die Griechen

(Graion gaia) und den Flußnamen Kraich (bei David Chytraeus vgl. O. Becher [wie Anm. 18], S. 70—72). 2. In beiden Texten strukturiert sich der Preis des Kraichgaus durch die Abfolge der großen Söhne der Landschaft. 3. Peter von Menzingen erhält bei David und auch bei Nathan Chytraeus einen hervorragenden Platz.

Ein weiterer Reisedichter, der seine Schritte nach Bretten lenkte, ist David Sigemundus, der 1560 in Kaschau (heute Kosice, CSSR) geboren wurde und in Wittenberg, Heidelberg und Tübingen studierte. Seine Reise von seiner Heimatstadt über Wittenberg nach Süddeutschland, die von Mai 1577 bis nach Oktober 1579 dauerte, hat er in einem „Iter Germanicum et Sarmaticum“ poetisch dargestellt. Hermann Wiegand hat in seinem oben genannten Buch über die Hodoeporica die Reise nachgezeichnet (S. 270—271). Die Station Bretten war für den protestantischen Studenten ein besonderes Anliegen, hatte er doch schon in Wittenberg das Grab Melancthons gesehen und wollte nun den Geburtsort erleben. Über Worms und Speyer kommt er nach Heidelberg; dort kann er sich nur schwer von den Freunden verabschieden:

„At neque tam cara me longius urbe morari:  
 Tristia crudeli sidere fata sinunt:  
 Cogimur ignotas iterum transmittere silvas:  
 Fataque perpeßis asperiora pati:  
 Ergo Palatinis abiturus finibus hospes:  
 Ut patriam uidi, magne Philippe, tuam:  
 Parua salutari non dignis tecta Comoenis:  
 lumina quae uitae dedere tuae.  
 Inde petens alto positam sub monte  
 Tubingam:  
 Sueuorum subij moenia clara Ducum.“<sup>22)</sup>

„Aber daß ich in der so freundlichen Stadt noch länger verweile,/läßt trauriges Geschick unter grausamem Stern nicht zu./Wir werden gezwungen, wiederum unbekannte Wälder zu durchqueren/und noch härteres Schicksal als das schon erlittene zu bestehen./Auf dem Weg, von den pfälzischen Landen als Freund



*Melanchthon besucht seine Heimatstadt in Bretten*

(Wandgemälde im Melanchthonhaus von August Groh)

zu scheiden:/Sobald ich deine Vaterstadt, o  
großer Philippus, erblickte,/grüßte ich mit  
meinem unwürdigen Gesang das kleine  
Haus,/das deinem Leben Licht verlieh./Von  
dort strebte ich nach dem am Fuße eines ho-  
hen Bergs liegenden Tübingen/und betrat

die berühmten Mauern der schwäbischen  
Herzöge.“

Die landeskundliche Literatur<sup>23)</sup> und die neu-  
lateinische Reisedichtung sind nicht die einzi-  
gen Zeugen eines literarischen Lobs Bretten  
im Rahmen der Melanchthon-Panegyrik.

Zwei Beispiele sollen den Streifzug durch das 16. Jahrhundert abschließen:

Auf den bekanntesten Lobpreis, Ulrich von Hutten's Distichen auf Bretten, will ich nur hinweisen. Die Verse („In honorem Brettiae Philippi Melanchthonis patriae“) sind oft abgedruckt worden — zuletzt bei Eckehard Uhlig (wie Anm. 2), S. 91. Michael Heberer hat sie ins Deutsche übersetzt, als er zu Beginn seines Reiseberichts einen großen Lobpreis auf seine Vaterstadt Bretten formulierte: Auch von Heberer wird Bretten vornehmlich durch seinen größten Sohn herausgehoben: „Wie viel mehr hat die Stadt Brettia ein ewiges lob, das in dero Philippus Melanchthon geboren, der allen Kirchen und Schulen in gantz Teuschland mit seiner geschicklichkeit als mit einem liecht vorgeleucht hat?“<sup>24)</sup>

„Luge Brettia“ („Trauere Bretten“): Mit diesen Worten könnte man die große Zahl von Trauergedichten nach Melanchthons Tod überschreiben, in denen Bretten Erwähnung findet. Die zitierte direkte Aussprache an die Geburtsstadt eröffnet das Gedicht eines Anonymus, das in der großen Sammlung der „Orationes, Epitaphia et Scripta, quae edita sunt de morte Philippi Melanchthonis“ (Wittenberg 1561/62) mitaufgenommen wurde (fol. V3v).<sup>25)</sup> Joachim Camerarius (1500—1574), der übrigens in seiner „Vita Philippi Melanchthonis“ Bretten ausführlich würdigt (ed. 1777, p. 1-2), soll den Abschluß bilden: In seinem Trauergedicht läßt er die wichtigsten biographischen Stationen seines engsten Freundes vorbeiziehen, darunter auch Bretten:

„Bretta hunc vitales natum produxit in oras,  
Bretta Palatini limes amoenus agri.“<sup>26)</sup>

„Bretten hat diesen Sohn ins Leben geführt,  
Bretten, die liebliche Grenzstadt der Pfalz.“

## 6. Melanchthon — das „Büblein“ aus Bretten: Historische Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts

Bei der Belagerung von 1504 war Melanchthon erst sieben Jahre alt, also zu jung, um

aktiv in das Geschehen einzugreifen. So war es nur mit dem Kunstgriff, den Buben älter darzustellen, möglich, Melanchthon als eine Hauptperson bei der Dramatisierung der Ereignisse auftreten zu lassen. Alberta von Frey-dorf, geborene Baronin von Cornberg, hat dies in ihrem geschichtlichen Festspiel „Ein Siegeszeichen“ ausdrücklich getan (S. 60: „Philipp Schwarzerd (geb. 16. 2. 1497) [ist] mit dichterischer Freiheit etwas älter als 7 Jahre gedacht“). In einem Kranz von 5 Szenen („Römer im Zehntland“, „Bei den Franken“, „Grafschaft Eberstein“, „Aus Melanchthons Jugendjahren“, „Bis zum Jubeljahr“) zieht Bretten's Geschichte bis 1903, dem Jubeljahr der hundertjährigen Zugehörigkeit Bretten's zu Baden, vorüber. In Szene 4 beginnt die personifizierte „Brettania“ einen (bisweilen weihnachtlich tönenden) Lobgesang auf ihren größten Sohn:

„Es hat meine Stadt in der pfälzischen Zeit  
Sich blühend erhoben, doch auch viel Leid  
Und Krieg, Pestilenz und Verwüstung  
erfahren,

Wie's eben so geht in den wechselnden  
Jahren.

Die Pfalzgrafen waren ihre gute Herrn,  
Wenn oft auch zur Hilfe zu schwach und zu  
fern.

Schon will das Mittelalter sich neigen,  
Da soll über Bretten ein Stern aufsteigen,  
Der es aus seiner Niedrigkeit  
Ueber viele Städte der Christenheit  
Zu Deutschland erhebt für alle Zeit.

Da wurde allhier ein Büblein geboren,  
Das war vom Himmelsherrn auserkoren,  
Ein Licht und Lehrer der Deutschen zu  
werden

Und hohen Ruhm zu ernten auf Erden.  
Aus seiner Kinderzeit ein Tag  
Euch nun vor Augen treten mag.“<sup>27)</sup>

Im Verlauf der Handlung zeigt Philipp eine ausgeprägte Friedensliebe und Lernbegierde (S. 33: „Möchte wohl auch mehr Sprachen verstehen/Doch nicht mit solchen Kriegsleuten gehn,/Die überall Schrecken und Mord



*David Chytraeus (1530–1600), Verfasser der  
„De Creichgoia oratio“*

verbreiten“), mißbilligt das unfrome Kriegstreiben (S. 33 f.: „Denk' Vater, das hat mich im Geist gequält:—/Der Kaiser doch auch zum Vaterland zählt;/Und Ulrich, der Württemberger, ist/Doch auch unser Nächster, und auch ein Christ;/Und die sich in gleicher Sprache verstehn,/Die sollten nicht feindlich gegenüber sich stehn!/Die sollten in Frieden zusammenehn!“) und bekommt schon erste Zweifel an der Ablasspraxis der Mönche (S. 38: „S' ist zwar, ich weiß, von Euch nicht recht,/Daß Ihr um Geldlohn Gebete sprecht“). Die Szene, die vor allem von den geschäftigen Vorbereitungen der Haupt-

leute und Soldaten zum Ausfall belebt ist, wird durch einen weiteren Monolog der Bretania beendet; sie erzählt von der Begegnung Melanchthons mit seiner Mutter, als Melanchthon, nunmehr Wittenberger Professor, Mitarbeiter Luthers und berühmter Humanist (S. 47: „Heute grüßt ihn jubelnd sein Heimatland“), im Jahr 1524 seine erste Urlaubsreise in seine Heimat unternahm. Die Mutter Barbara geht ihm entgegen, der Sohn steigt vom Pferd, kniet und küßt die Erde, „dankend dem Herrn, der ihm Gutes getan“, und beteuert auf eine zweifelnde Frage seinen lebendigen christlichen Glauben.<sup>28)</sup>

Der Brettener Aufenthalt im Mai 1524 gehört zu den beliebtesten Sujets der historisierenden Melanchthon-Festspiele des 19. Jahrhunderts. Geschichtliche Überlieferung und Mythifizierung gehen dabei nahtlos ineinander über. So besitzt schon die Ankunftszone, die auch Alberta von Freydorf nicht ausläßt, eine merkwürdige Entstehung. Melanchthons Absteigen vom Pferd, sein Knien auf dem Boden und das Gebet zu Gott finden sich als feste Erzählmuster in den meisten Melanchthon-Biographien; zitiert wird überdies der exakte Gebetswortlaut: „O Vaterlandserde! Wie danke ich dir, Herr, daß ich sie wieder betreten darf!“ Der Ausruf Melanchthons vor den Toren seiner Vaterstadt gehört zu den Merkwürdigkeiten der Melanchthonforschung. In allen biographischen Darstellungen lassen sich die anscheinend so präzisierten

überlieferten Worte lesen, doch findet sich nie ein Hinweis auf die Quellenlage. Joachim Camerarius, damaliger Reisebegleiter und erster Biograph Melanchthons, berichtet von der Reise nach Bretten, mit keinem Wort aber von der Ankunftszeremonie. Auch in Melanchthons Briefen, Anekdoten und Reden findet sich kein Hinweis darauf. Wer sich der Mühe unterzieht, alle Lebensbeschreibungen Melanchthons (von 1566 bis 1978) auf dieses biographische Detail hin durchzuschauen, wird feststellen, daß die frühen Darstellungen von Camerarius (1566), Melchior Adam (1615), Caspar Ulenberg (1622) und des Holländers Abraham van de Corput (1662) den Ausruf Melanchthons nicht kennen, auch nicht die zahlreichen Abhandlungen des größten Melanchthonforschers des 18. Jahrhunderts, Georg Theodor Strobel (1736–



„Brettener Hundle“



Johann Fischart

(Bildnis aus dem „Philosophisch Ehzuchtbüchlin“ von 1578)

1794). 1795 scheint das Geburtsjahr der ausgeschmückten Ankunftszone zu sein, Johann Friedrich Wilhelm Tischer war der Erfinder. Tischer, der seine Lebensbeschreibung Melanchthons als „Lesebuch für den Bürger“ verstanden wissen will, zeigt oft erstaunliche Phantasie, nicht nur bei der Reisebeschreibung („Ihre Reise ging übrigens auch deswegen sehr langsam, weil ihre Pferde nicht die besten waren“), sondern eben auch bei der Erzählung der Ankunft: „Endlich kamen sie nach Bretten und da Melanchthon diese Stadt in der Ferne erblickte, wurde er so gerührt, daß er von seinem Pferde abstieg, auf seine Knie niederfiel und ausrief: „O vaterländischer Boden! Ich danke dir es Herr, daß du mich ihn wieder sehen liessest.“ Die gegenseitige Freude, welche er und seine Verwandten hatten, ist keiner Darstellung fähig.“<sup>29</sup>) In diesem phantasievollen Plauderton geht die Erzählung weiter. Daß Tischer nicht nur in dieser Episode seiner erzählerischen Imagination keine Zügel anlegte, sondern auch sonst in der Behauptung von Quellenmaterial mehr als leichtfertig vorging, hat Nikolaus Müller festgestellt: Zwei Briefe Melanchthons an den Bruder Georg Schwarzerdt, die Tischer aus dem Original übersetzt haben will, entlarvt er als Fälschungen.<sup>30</sup>)

Auch Albrecht Thoma übernimmt in seinem Melanchthon-Spiel von 1896 die farbig ausgemalte Ankunft Melanchthons in Bretten. In sieben Szenen wird das Leben Melanchthons von der Jugend („Pforzheim 1509“) bis ins hohe Alter („Friede“) aufgeführt. Bretten ist Bühnenort von Szene 3 („Der Besuch in Bretten 1524“). In einer Art „Mauerschau“, d. h. aus dem Fenster blickend, erfahren die Angehörigen von der Ankunft ihres hochberühmten Familienmitglieds: „Der Bruder kommt!“ „Er steigt vom Pferde.“ „Er grüßt gerührt die Heimaterde.“ „O spür’ des Vaterlandes Segen!“<sup>31</sup>) Im weiteren Verlauf wird Melanchthons reformatorisches Anliegen in der Auseinandersetzung mit den katholischen Würdenträgern Campeggi und Nausea her-

ausgearbeitet. Der Ruhm des jungen Professors erstrahlt bei dem Besuch einer Gesandtschaft der Universität Heidelberg, die ihm einen Ehrenpokal überreicht.

Eine ungewöhnliche Perspektive nimmt das zum 400. Todestag 1960 aufgeführte Stück von Albrecht Wolfinger ein. Das „Spiel um Melanchthon“ spielt tatsächlich „um Melanchthon herum“, da die Hauptfigur überhaupt nicht auftritt. Die 3 Szenen berichten von den Stunden vor Melanchthons Ankunft in Bretten 1524; die Ankunft ist zugleich das Ende der dramatischen Handlung. Die verschiedenen Gespräche unter den in einer Brettener Gaststube verweilenden Bürgern und Studenten drehen sich vor allem um die aktuellen Begleiterscheinungen der Reformation: Bauernkrieg und die tiefgreifenden Differenzen zwischen radikalen Schwärmern, die eine unmittelbare Geistverkündigung ohne institutionelle Vermittlung und bedingungslosen Kampf gegen die Obrigkeiten propagieren, und moderaten Lutheranern. Der Diener Melanchthons kommt mit der Kunde vom Kommen seines Herrn; die bekannte Ankunftszone verlegt er an die Grenze der Kurpfalz:

„Kaum lag die Grenz’ der Kurpfalz hinter uns, stieg er vom Pferde, beugte sein Knie und rief:

O Erde meines Herren Heimatlandes!  
Wie dank ich Dir, mein Gott und Herr,  
daß Du dies Wiedersehen mir gnädigst  
gönnt!“<sup>32</sup>)

Es ist hier nicht die Möglichkeit, die umfassende Melanchthon-Belletristik und die darin ausgeführten Bretten-Schilderungen vorzustellen. Die auflagenstarken Romane von Theodor Walter Elbertzhagen (Die große Kraft, Hamburg 1934) und von Eva Hoffmann-Aleith (Anna Melanchthon, Berlin 1954; Herr Philippus, Berlin 1960) müßten bei der noch zu schreibenden Geschichte der „schöngestigen“ Rezeptionen Melanchthons

einen wichtigen Teil beanspruchen. Elbertzhagens Kunstfigur Claus Butzlekäs, der häßliche, einsame und wunderliche Bläser vom Pfeiferturm, blickt mit seinem jungen Freund Philipp auf Bretten und die umliegende Landschaft hinunter: „Die Welt ist bunt und lokkend, Philipp, aber die Heimat, die Pfalz und der Kraichgau, steck dein Nas' in eine Handvoll ihrer Ackerkrume, und dir hüpf das Herz wie eine Bachstelze“ (S. 36).

## 7. Epilog

„Das badische Landstädtchen Bretten ist bekannt als Geburtsort des Reformators Philipp Melanchthon und weil in seiner Geschichte das Hündlein mit dem abgehauenen Schwanz eine Rolle spielt. Aber um die Zeit vor fünfzig Jahren wurde beider Ruhm weit übertroffen durch den ihres Landsmannes Karl Rösch, genannt der Müllerskarl.“ Nach der Lektüre der zusammengetragenen Literaturerzeugnisse über Bretten — vielleicht auch schon vorher? — dürfte die Widerlegung der unterschiedenen Behauptung von G. A. Zipperer unproblematisch geworden sein. Die Erlebnisse des Müllerskarl, seine Brautschau und seine Schlägereien mit den Sprantaler Bauern, sind nachzulesen in dem Sammelband „Lachende Heimat“, den Hans W. Fischer 1933 herausgegeben hat (auf S. 120—123).

Das „sichtbarste“ Rezeptionszeugnis, das die Stadt Bretten ihrem größten Sohn geweiht hat, ist gewiß das Melanchthonhaus, das 1903 festlich eröffnet wurde. Die beiden Bretten-Gedichte, die in der Anthologie „topographia lyrica“ Aufnahme gefunden haben, lassen das Melanchthonhaus nicht aus. Während Friedrich Zonsius eine touristische Ortsbeschreibung bietet:

„Zum Beispiel grad's Melanchthonhaus  
direkt am Rothaus dranne,  
de Brunne, wu em Marktplatz steht,  
muß doch a jedem gfall“

klingt in Eugen Stezenbachs „Alt Brettheim“ ein leichter Unwillen über die Musealisierung Melanchthons an:

„Melanchthon, der Genius, dieser Stadt entsprossen  
ist im Museum eingeschlossen.“<sup>33)</sup>

„Der eingeschlossene Melanchthon“: hofentlich nicht das letzte Wort in der langen Reihe der literarischen Auseinandersetzungen mit Person und Werk des großen Brettener . . .<sup>34)</sup>

---

## Anmerkungen

<sup>1)</sup> Hans Magnus Enzensberger: *Mittelmaß und Wahn. Gesammelte Zerstreungen*, Frankfurt/M. (2. Aufl.) 1988, S. 13. Der Essay ist erstmals in *TransAtlantik* (1982/9) erschienen; einige Anmerkungen zum intellektuellen Stil dieser Zeitschrift, die durch die Verbindung von literarischer Schriftstellerei und journalistischer Reportage geprägt ist, bei Frank Dietschreit/Barbara Heinze-Dietschreit: Hans Magnus Enzensberger, Stuttgart 1986, S. 129 ff. Zu Enzensberger (geb. 1929) und seiner Entwicklung vom linken, politisch engagierten Gesellschaftskritiker hin zum verbindlichen, ironischen, beobachtenden Essayisten, vgl. Karla L. Schulz, in: *Literaturlexikon. Autoren und Werke deutscher Sprache*. Bd. 3, hrsg. W. Killy, Gütersloh 1989, S. 268—270.

<sup>2)</sup> Eckehard Uhlig: *Melanchthon und Bretten — eine Spurensuche*, in: *Melanchthonpreis. Beiträge zur ersten Verleihung 1988*, hrsg. St. Rhein, Sigmaringen 1988 (= *Melanchthon-Schriften der Stadt Bretten*. Bd. 1), S. 89—99. Zum Plan und Bau des Melanchthonhauses vgl. jetzt auch Willi Bickel: *Aus der Vor- und Baugeschichte des Melanchthonhauses in Bretten*, in: *Kraichgau. Beiträge zur Landschafts- und Heimatforschung* Bd. 11 (1989), S. 200—211.

<sup>3)</sup> In: *Deutsche Sagen*, hrsg. von den Brüdern Grimm, Darmstadt 1959, S. 132 f. (laut Register aus mündlicher Quelle).

<sup>4)</sup> Abgedruckt zuletzt bei Edmund Jeck: *Geschichte(n) um das Brettener Hündlein*, in: *Hierzuland 1990* [im Druck]; zum Balladendichter Simrock — mit Hinweis auch auf den „Schwank“ vom Hündchen von Bretten — vgl. Hugo Moser: *Karl Sim-*

rock. Universitätslehrer und Poet. Germanist und Erneuerer von „Volkspoesie“ und älterer „Nationalliteratur“. Ein Stück Literatur-, Bildungs- und Wissenschaftsgeschichte des 19. Jahrhunderts, Bonn 1976, S. 60. Simrocks Übersetzung der Gedichte Walthers ist jetzt leicht zugänglich in einer Insel-Taschenbuchausgabe von 1987.

<sup>5)</sup> Zu Fischart, vor allem in der Perspektive der Autorrolle im Rahmen der oberrheinischen Städte (räumliche Nähe zu Bretten!), vgl. Erich Kleinschmidt: Stadt und Literatur in der Frühen Neuzeit, Köln 1982, S. 300 ff. Zu Fischart vgl. zuletzt Hans-Jürgen Bachorski, in: Literaturlexikon (wie Anm. 1), S. 384–387.

<sup>6)</sup> In: Dichtungen von Johann Fischart, genannt Menzer, hrsg. K. Goedeke, Leipzig 1880, S. 7 V. 139/140.

<sup>7)</sup> Das Zitat in: Das Kloster. Weltlich und geistlich. Meist aus der älteren deutschen Volks-, Wunder-, Curiositäten, und vorzugsweise komischen Literatur. Bd. 8, hrsg. J. Scheible, Stuttgart 1847, S. 565. Zu Fischart als Astrologiegegner vgl. Wolf-Dieter Müller-Jahncke: Astrologisch-magische Theorie und Praxis in der Heilkunde der frühen Neuzeit, Stuttgart 1985, S. 192.

<sup>8)</sup> Johann Fischart: Geschichtsklitterung. Text der Ausgabe letzter Hand von 1590, Darmstadt 1967, S. 86.

<sup>9)</sup> Vgl. etwa Wilhelm Heinsius: Philipp Melanchthons Beziehungen zu seiner Vaterstadt Bretten, in: Ein Leben für die Kirche. Gedächtnisschrift J. Bauer, hrsg. F. Hauß/E. Roth, Karlsruhe 1960, S. 145–159.

<sup>10)</sup> „Cum Vircenbergensis vellet oppugnare patriam meam Brettam, interrogavit, quanta clade militum urbs capi posset; respondit: Ad 500. Sed noluit perdere tot milites.“ In: D. Martin Luthers Tischreden. Bd. 5, Weimar 1919 (Graz 1967), S. 30 f. Nr. 5256.

<sup>11)</sup> Hermann Kurz: Schillers Heimatjahre. Die Wanderungen des Heinrich Roller, (1843) Göttingen 1986, S. 850 f.; zu dem historischen Hintergrund und auch zu Schillers zweitem Aufenthalt in Bretten (22. bis 25. November 1782) vgl. Herbert Meyer: Schiller in Bretten, in: Brettener Jahrbuch für Kultur und Geschichte 1967, S. 117–123. Zu Hermann Kurz vgl. Albert Ludwig: Schiller und die deutsche Nachwelt, Berlin 1909, S. 312, und – allgemein – den Ausstellungskatalog zu seinem 175. Geburtstag (Reutlingen 1988), rez. in Suevica 5 (1989), S. 161–165.

<sup>12)</sup> Abgedruckt in: Johann Peter Hebel: Erzählungen und Aufsätze des Rheinländischen Hausfreunds, hrsg. W. Zentner, München 1985, S. 524–531 (auf S. 672–674 Anmerkungen). Die Erzählung hat Hebel nicht in sein aus den Lesestücken des rheinländischen Hausfreunds zusammenge-

stelltes und 1811 erschienenes „Schatzkästlein des rheinischen Hausfreunds“ aufgenommen.

<sup>13)</sup> Vgl. Hannelore Schläffer: Johann Peter Hebel: Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreunds. Ein Werk in seiner Zeit, Tübingen 1980, S. 266 f.

<sup>14)</sup> Es gibt gleichwohl einen Anschlußpunkt der Hebelschen Kalendergeschichten mit Melanchthon: Jan Knopf führt aus, daß die von Hebel gewählte Weltchronologie von 6000 Jahren auf protestantische Gedanken zurückgreift, und zwar insbesondere auf das von Melanchthon bearbeitete *Chronicon Carionis* und den dort formulierten Spruch des Elias, in dem die Weltzeit auf  $3 \times 2000$  Jahre berechnet wird; vgl. Jan Knopf: Geschichten zur Geschichte. Kritische Tradition des „Volks-tümlichen“ in den Kalendergeschichten Hebels und Brechts, Stuttgart 1973, S. 87.

<sup>15)</sup> Ludwig Eichrodt: Gesammelte Dichtungen. Bd. 2, Stuttgart 1890, S. 66–68.

<sup>16)</sup> Ich zitiere nach: Samuel Friedrich Sauter: Ausgewählte Gedichte, hrsg. E. Kilian, Heidelberg 1902, S. 8

<sup>17)</sup> Die Bretten-Passage lautet: „(. . .) pagus Creichgoviensis, inter alia oppida Bretheim nobilis, patria scilicet Philippi Melanchthonis: in quem virum non minus convenit illud elogium, quam in quem scriptum est: Scilicet hoc uno meruit Germania, quidquid Laudis habet Latinum, Graecia quidquid habet.“ In: *ORIGINUM/PALATINARUM/Pars Secunda./MARQUARDO FREHERO/Consiliario Archi-Palatino/Auctore./(. . .)/TYPIS GOTTHARDI VOEGELINI./MDCXII.* [Ex.: UB Heidelberg Cod. Heid. 365, 304 a], p. 13 et 15. Zu den „Origines Palatinae“ vgl. *Biblioteca Palatina.* Textband, hrsg. E. Mitzler, Heidelberg 1986, S. 262 f.; biographischer Überblick und weiterführende Literatur zu Freher in: *Parnassus Palatinus. Humanistische Dichtung in Heidelberg und der alten Kurpfalz*, hrsg. W. Kühlmann/H. Wiegand, Heidelberg 1989, S. 270 f.

<sup>18)</sup> Das Brettenlob steht auf fol. C8v–D1v in: *DE/CREICHGOIA,/ORATIO./DAVIDIS CHYTRAEI./VITEBERGAE/EXCUDEBAT IOHANNES/CRATO./ANNO MDLXII* [Ex. Melanchthonhaus Bretten L 164]; in der deutschen Übersetzung von Otto Becher: Das Kraichgau und seine Bewohner zur Zeit der Reformation, Karlsruhe 1908, auf S. 140–144. Zu Chytraeus und seiner Kraichgaurede informiert umfassend Walter Thüringer: David Chytraeus. Aus dem Leben eines dem Kraichgau verbundenen Theologen und Historikers, in: *Kraichgau 6* (1979), S. 161–173. Eine ähnliche Argumentationsstruktur (Homer-Melanchthon, griechische Städte – Bretten) zeigt ein heute nur handschriftlich überliefertes Gedicht, das früher auf der Außenwand von Melanchthons Ge-

burtshaus angebracht gewesen sein soll; das letzte Distichon lautet: „Tu tibi Bretta magis gaude, quod fama Philippi/Facta sit aeternum vel sine lite tua“

(„Umso mehr freue du dich, Bretten, weil der Ruhm des Philippus sogar ohne Hader auf ewig dein ist.“); vgl. E. Uhlig (wie Anm. 2), S. 91 Anm. 5.

<sup>19)</sup> Zu Nathan Chytraeus vgl. die wenigen Angaben in: Lateinische Gedichte deutscher Humanisten, hrsg. H. C. Schnur, Stuttgart 1966, S. 425 f., und – ausführlich – Hermann Wiegand, in: Literaturlexikon. Autoren und Werke deutscher Sprache. Bd. 2, hrsg. W. Killy, Gütersloh 1988, S. 417 f.

<sup>20)</sup> *Hodoeporicorum/sive/ITINERUM/totius fere Orbis/LIB. VII./Opus Historicum, Ethicum,/Physicum, Geogra-/phicum/A NIC. REUSNERO Leorino I. C./iam olim collectum:/nunc demum/IEREMIAE REUSNERI/Fratri cura ac studio editum./BASILEAE/AD PERNEAM LECYTHUM./ MDXXC. [Ex.: UB Heidelberg A 528], p. 345.*

<sup>21)</sup> Peter von Menzingen starb am 31. Januar 1565. Ob Nathan Chytraeus an den Beerdigungsfeierlichkeiten selbst teilgenommen hat, scheint fraglich, da er von Bretten aus nach Heidelberg zog und dort den Winter 1565/66 verbrachte, also wohl im Herbst 1565 die Kraichgauer Tage erlebte. „Funus celebrare“ bedeutet im antiken Latein „zum Leichenbegräbnis gehen“, doch bewegt sich eine Übersetzung wie „das Totengedächtnis feiern“ ebenfalls im Rahmen der lateinischen Semantik.

<sup>22)</sup> Abgedruckt in der Reisegedichtsammlung von Nikolaus Reusner (wie Anm. 20), p. 597. In dieser Sammlung sind auch die Reisegedichte von Joachim Camerarius, des engen Melanchthonfreundes, editiert. In dem auf Dezember 1557 datierten „Iter Hyemale“ berichtet Camerarius ausführlich von seinem Treffen mit Melanchthon im Oktober 1557. In diesen Heidelberger Oktobertagen sah Melanchthon zum letzten Mal seinen Bruder Georg Schwarzerdt, der aus Bretten herbeigekommen war. Zu dem schon bekannten Bericht in der 1566 erstmals veröffentlichten Melanchthon-Vita des Camerarius tritt die poetische Fassung hinzu; Bretten wird im folgenden Distichon genannt: „Venerat e patria quoque Brettide frater eodem,/Quo mihi nil potuit gratius accidere.“ „Aus der Heimat Bretten war auch der Bruder ebendort hin (sc. Heidelberg) gekommen;/nichts hätte mir lieberes passieren können.“

<sup>23)</sup> Marquard Freher und David Chytraeus sind als exemplarische, keinesweg erschöpfende Angaben zu verstehen. So hat z. B. Franciscus Irenicus in seinen „Germaniae exegeseos volumina duodecim“ (1518), einer historischen Landesbeschreibung Deutschlands, ausführlich seinen Lehrer „Philippus Brettanus“ gelobt; vgl. Heinz Scheible: Melanchthons Pforzheimer Schulzeit. Studien zur huma-

nistischen Bildungselite, in: Pforzheim in der frühen Neuzeit, hrsg. H.-P. Becht, Sigmaringen 1989, S. 33.

<sup>24)</sup> Michael Heberer von Bretten: *Aegyptiaca Seruitus* (1610), hrsg. K. Teply, Graz 1967, S. 5 f. (hier auch die Übersetzung der Huttenverse, sowie bei Uhlig, S. 91). Ein Preisgedicht des Johannes Posthius beginnt mit dem Vers: „Bretta dedit magnum ingenio & pietate Philippum“ („Bretten hat den mit Begabung und Frömmigkeit ausgezeichneten Philipp hervorgebracht“); es steht in der Schrift von Johannes H. Andreae: *Bretta Creichgoviae illustrata*, [Heidelberg] 1769, p. 21, die außerdem weitere Epigramme auf Melanchthon abdruckt (Hutten, Heberer, Lotichius, Taubmann, Boeck). Zu Posthius (1537–1597) vgl. *Parnassus Palatinus* (wie Anm. 17), S. 286 f.

<sup>25)</sup> Benutztes Exemplar: Melanchthonhaus Bretten M 223 a; weitere Literatur zum Tode Melanchthons bei Joseph B. Dallett: *Melanchthoniana funebris in the Cornell University Library*, in: *The Cornell Library Journal* 1968, Nr. 4, S. 13–71.

<sup>26)</sup> Ich zitiere nach der Ausgabe der Gedichte Melanchthons, herausgegeben von Petrus Vincentius, Wittenberg 1563, fol. T1r [Ex.: Melanchthonhaus Bretten M 345].

<sup>27)</sup> Alberta von Freyrdorf: Ein Siegeszeichen. Geschichtliches Festspiel, Bretten 1903, S. 31.

<sup>28)</sup> Eine Erzählung über die Belagerung von 1504 mit dem kleinen Philipp als Zentralfigur hat Albrecht Thoma 1897 verfaßt: Die Belagerung von Bretten. Eine Geschichte aus Melanchthons Jugendzeit, in: *Evangelischer Volksbote* 8 (1897), S. 15–23.

<sup>29)</sup> Johann Friedrich Wilhelm Tischer: *Phil. Melanchthons Leben*, (1795) Leipzig (2. Aufl.) 1801, S. 46.

<sup>30)</sup> Nikolaus Müller: Georg Schwarzerdt, der Bruder Melanchthons und Schultheiß zu Bretten, Leipzig 1908, S. 201. Zweifel an der Authentizität der plastisch beschriebenen Ankunftsszene schon bei Heinz Scheible: Philipp Melanchthon, der bedeutendste Sohn der Stadt Bretten, in: *Alfons Schäfer: Geschichte der Stadt Bretten von den Anfängen bis zur Zerstörung 1689*, Bretten 1977, S. 265 Anm. 28.

<sup>31)</sup> Albrecht Thoma: Melanchthon-Spiel. Mit Bildnissen und Spielanweisung, Karlsruhe 1896, S. 25.

<sup>32)</sup> Albrecht Wolfinger: Spiel um Melanchthon, Mscr. [1960], S. 15 [Ex.: Melanchthonhaus Bretten MMA 63].

<sup>33)</sup> Beide Gedichte in: *topographia lyrica. Gedichte über Dörfer und Städte in Baden-Württemberg*, hrsg. G. Mahal, Vaihingen/Enz 1987, S. 75 f., 77 f.

<sup>34)</sup> Für Literaturhinweise danke ich sehr herzlich D. Dr. Otto Beutenmüller, Hugo Böhm, Michael Ertz und Edmund Jack.

# Gedichte in Brettener Mundart

von Friedrich Zonsius, Reutlingen †

## *Mei Brette*

E jedes, wu sei Hoimortort  
vun Jugend uff dut kenne,  
kann sich am Alter, in der Fremd,  
vun Hoimatsproch un Brauch net trenne.

Wie mancher Stadtdail dut noch heit  
sei Aigename trage;  
s'sten net all an de Bücher drinn'  
un hen doch viel zu sage.

Do isch vor allem d'Rehhütt drauß  
un's Hauserdal zu nenne,  
de Gaisberg, d'Hohschtätt, s'Insele  
un d'Lausgaß muß mer kenne.

's Hohkreiz, de Stiegel, 's Obbeloch  
un d'Villa Bixeranze,  
mer kennt sogar no weiter geh'  
bis naus en Sattehannse.

Wer kennt die Seifzerallee, net,  
wer kennt net d'Kaiserlinde?  
Bei dene Name denkt vielleicht  
manch's an sei Jugendsünde!

's gibt a in unsre scheene Stadt  
gar manch's, wu mer kann zaige  
dem Fremde, wu uff Brette kommt,  
als Sehenswürdigheite.

Zum Beispiel grad's Melanchthonhaus  
direkt em Rothaus dranne  
de Brunne, wu em Marktplatz steht,  
muß doch a jedem g'falle.

De Simmel- un de Pfeiferturm  
dun heit es noch bezeige,  
daß Brette mit so manchem Feind  
hat dapfer misse streite.

Un's Hundle, unserer alte Stadt  
ehrwürdigs, liebs Wahrzaiche  
daß mer deß hoch in Ehre halt,  
deß muß a jed's begreife.

Em Brunne un an de Kerchewand  
do kann mer's no entdecke,  
Un' jeder, wu die Gegend kennt,  
waiß a vom Hundle vun Brette.



*Luftbild von Bretten und nähere Umgebung. Freigegeben von Reg.-Präsidium Stuttgart Nr. 2/45837*



(Foto: Alfred Brugger, Postfach 23 02 09, 7000 Stuttgart 23)

# Die Sage vom Brettener Hundle

Irgendwann im Mittelalter wurde die Stadt Bretten von Feinden belagert. Ihre Lage war schon recht verzweifelt, weil die Lebensmittel zu Ende gingen und die Stadt schwerlich in der Lage war, einen Ansturm abzuwehren. In dieser höchsten Not ersann einer von ihnen eine List, die auch sofort die Zustimmung des Rats der Stadt fand. Trotz der Knappheit an Eßwaren rannte im Oppenloch immer noch ein bestens gefütterter Mops herum, dem man die Not nicht ansah. „Den schigge ma denne Feind ins Lager naus, daß se sehe kenne, daß mir no gnung zum Esse henn.“

Der Hundebesitzer war zwar nicht begeistert, daß er sein „Möpsle“ hergeben sollte. Um aber der Not der Stadt zu steuern, war er zu diesem Opfer bereit.

In aller Eile fütterte er daher seinem Hund in den nächsten Tagen, was er noch auftreiben konnte. Dann ließ er mit dem Stadtbüttel zusammen diesen durch das Tor hinausrennen.

Um die Ecke kam gerade eine feindliche Streife, die den Hund sofort einfing. „Do haißt allfort, die hette in ihrem Brette drin nix me z'fresse“, sagte der eine zum anderen. „Wenn die sich awer no so an fette Hund laiste kenne, no henn se sicher no gnung Lebensmittel. Des miëße ma glei unserm Owerst verzehle.“

Der war in seinem Zelt nicht weniger überrascht als seine Kriegsknechte. „Do pfeife die no lang net aussem letzte Loch. Do hat an Sturm uff d'Stadt no koi Wert. Awer schneidet dem Hund sein Schwanz ab unn setzt en uff d'Stadtmauer nuff.“ Die Brettener staunten nicht wenig, als sie ihren Hund wieder erblickten. Aber ohne Schwanz! Noch größer war ihre Verwunderung, als sie von weitem beobachteten, wie der Feind seine Zelte abbrach und abrückte. „Des henn ma alles unserm Möpsle zu verdanke. Dem miëße mir a Denkmal setze, weil er uns aus so großer Not befreit hat.“ Wesentlichen Anteil an dieser Sage hat zweifellos der steinerne Hund auf einem Strebepfeiler an der Südseite der Stiftskirche und auch das Brunnendenkmal, das dem Brettener Hundle 1880 in der Melanchthonstraße errichtet wurde. Erst durch diese Abbilder wurde der Hund das Wahrzeichen Bretzens.

Wie groß war aber die Überraschung, als Heinrich Schlörer 1936 mit einer Feuerwehrlleiter das Hundedenkmal an der Stiftskirche untersuchte. Der Hund, der da oben thronte, war kein echtes Hundedenkmal. Vielmehr trägt er auf dem Rücken eine Wasserrinne. Er wurde also früher einmal an einer anderen Stelle der Kirche als Wasserspeier verwendet.

Aus: Das pfälzisch-fränkische Sagenbuch, gesammelt und herausgegeben von P. Assion, R. Lehr, P. Schick  
Badenia Verlag Karlsruhe

## „Der unterthänigst Unterzeichnete“

Zum Briefwechsel zwischen Nicolaus Müller und Großherzog Friedrich von Baden über Planung und Bau des Melanchthon-Gedächtnishauses in Bretten

*Eckehard Ublig, Bretten*

Die wenigen neueren Publikationen, die auf die Entstehungsgeschichte des Melanchthon-Gedächtnishauses in Bretten eingehen, so auch der kleine Museumsführer<sup>1)</sup> und Willy Bickels aus einer Rede hervorgegangener Aufsatz „Aus der Vor- und Baugeschichte des Melanchthonhauses“<sup>2)</sup>, halten sich eng an die seinerzeit vom Initiator und Begründer des Hauses, Professor Nicolaus Müller, verfaßte „Festschrift“<sup>3)</sup> zu den Einweihungsfeierlichkeiten, die vom 19. bis 21. Oktober 1903 in Bretten stattfanden. Verständlicherweise kommen die heutigen Autoren an dieser faktenreichen Schrift als der hauptsächlichsten authentischen Quelle nicht vorbei, war doch während der Planungsphase und der sechsjährigen Bauzeit zwischen 1897 und 1903, teilweise noch darüber hinaus, der „Professor der Kirchengeschichte und Christl. Archäologie an der Kgl. Friedrich-Wilhelm-Universität zu Berlin“ nicht nur Spiritus rector des Unternehmens. Von ihm stammen Konzeption und erste Planentwürfe, er überwachte bei seinen zahlreichen Besuchen in Bretten die Ausführung der Arbeiten bis ins Detail. Der am 8. Februar 1857 als Sohn eines Weingutsbesitzers in Großniedesheim (Pfalz) geborene Gelehrte studierte in Erlangen, Berlin und München klassische Philologie und Theologie. Nach der Promotion im Jahre 1881 befaßte sich Müller während eines zweijährigen Aufenthaltes in Rom (1883–85) u. a. mit der kunstgeschichtlichen Bedeutung der Katakomben und stieß bei einem seiner zahlreichen Bibliotheksbesuche in der ewigen Stadt auf Melanchthon-Briefe. Der Interessenschwerpunkt, die Verbindung der Ge-

schichte christlicher Kunst und Archäologie mit der Erforschung der Reformation — hier insbesondere des Anteils, der Philipp Melanchthon zukommt — war damit vorbestimmt. Nach seiner 1887 in Kiel erfolgten Habilitation wurde der junge Wissenschaftler zur Mitarbeit an der Weimarer Luther-Ausgabe aufgefordert und 1890 zum Direktor des Christlichen Museums und außerordentlichen Professor an die Berliner Universität berufen. Müller schien also für die selbstgewählte Aufgabe in Bretten prädestiniert.

Die langwierigen und teilweise komplizierten Vorgänge um die Errichtung der Melanchthon-Gedenkstätte setzten bereits bei Fragen des Grunderwerbs ein<sup>4)</sup> und erreichten einen Höhepunkt in Meinungsverschiedenheiten zwischen Professor Müller (bzw. dem Melanchthon-Verein, der dessen Position nachhaltig stützte) einerseits und den nacheinander engagierten Architekten, spiegeln sich aber auch in einem reichhaltigen Schriftverkehr der beteiligten städtischen und kirchlichen Behörden sowie der Handwerkerschaft und insbesondere zwischen Nicolaus Müller und Großherzog Friedrich I. von Baden. Der letztgenannte Briefwechsel, auf den hier näher eingegangen werden soll, ist in vier mehr oder weniger systematisch geordneten Aktenfaszikeln im Generallandesarchiv in Karlsruhe aufbewahrt<sup>5)</sup>. Zwei Konzept-Entwürfe Müllers, 16 Antwortschreiben und drei Telegramme des Herzogs befinden sich im Besitz des Melanchthon-Museums Bretten. Die Kontaktaufnahme des Berliner Professors mit dem Landesherren von Baden datiert bereits vom 3. September 1891, als der Kir-

Werthgeschätzter Herr Professor Dr. Nicolaus Müller. Sie haben mir die große Aufmerksamkeit erwiesen, mir ein Exemplar der von Ihnen im Verein mit Herrn Privatdozent Dr. Benzinger veranstalteten neuen illustrierten Ausgabe des Neuens Testamentes zukommen zu lassen. Empfangen Sie meinen recht herzlichen Dank für diese sehr werthe Gabe und zugleich den Ausdruck meiner warmen Anerkennung dafür, daß Sie diese bedeutsame Publikation unternommen haben. Ich widme derselben mein warmes Interesse und hoffe, daß Sie vielen Erfolg mit Ihrer Arbeit finden werden.

Karlsruhe,  
den 12. Januar  
1899.

Ihr  
ergebener  
Friedrich Großherzog v. Baden

An  
den Herrn Professor  
D. Dr. Nicolaus Müller  
an der Universität  
Berlin W.  
Nettelbeckstr. 24.

Hochgeachteter Herr Professor Dr. Nicolaus  
Müller! Die haben mir die große Ehre gemacht,  
sich zu erweisen, mir ein Exemplar der von Ihnen  
im Verein mit Herrn Privatdozent Dr. Lam.  
zinnar verantworteten neuen illustrierten  
Ausgabe des Nannas Instrumentals zutommen  
zu lassen. Inzwischen bin ich mir sehr wohl  
bewusst, dass für diese sehr werthe Gabe  
und zugleich den Aufwand meiner wertvollen  
Uebersetzung dafür, dass Sie diese be-  
sondere Publication unternehmen  
haben. Ich würde derselben mich sehr  
mehr freuen und hoffen, dass Sie sich  
sogleich mit Ihrer Arbeit finden werden.

Ihr

Karlsruhe,  
den 12. Januar  
1899.

Ergebener  
Friedrich von Baden

Dem  
Herrn Professor  
Dr. Nicolaus Müller  
an der Universität

Berlin W.  
Nathalmarktstr. 24.

chenhistoriker dem Großherzog gewissermaßen eine Kostprobe aus seiner Gelehrten-Werkstatt offerierte. Friedrich I. wurde am 9. September 1826 in Karlsruhe geboren, war seit 1852 badischer Regent für seinen gemütskranken Bruder und seit 1856 Großherzog, heiratete im selben Jahr Prinzessin Luise, eine Tochter des späteren Kaisers Wilhelm I. Er verfolgte in seinem süddeutschen Musterland eine an liberalen Prinzipien orientierte Politik und trat entschieden für die nationale Einigung Deutschlands unter preußischer Führung ein. Müllers Buchgeschenk, die von ihm erstmals nach den Originalhandschriften herausgegebene und als Ergänzung zum sechsten Band der kritischen Luther-Gesamtausgabe gedachte Luther-Schrift „Von den guten Werken“, fand eine sehr gnädige Aufnahme und entsprechenden brieflichen Niederschlag. Seine Königliche Hoheit habe „mit lebhaftem Interesse Einsicht davon genommen“, vermeldet die am 28. des Monats gegebene Antwort aus dem Geheimen Kabinett — der Privatkanzlei — des Großherzogs.

Mehr als ein Jahr später, am 17. Dezember 1892, sandte Nicolaus Müller ein weiteres Ergebnis seiner Forschertätigkeit in die Karlsruher Residenz, und zwar eine ebenfalls nach Originalmanuskripten herausgegebene Streitschrift Philipp Melanchthons mit dem Titel „Dr. Martin Luther. Ein Urteil der Theologen zu Paris über dessen Lehre etc.“. In dieser „Schutzrede wider das Parisische Urteil“, wie Müller den Text charakterisiert, steht der Humanist aus Bretten seinem Freund Luther rhetorisch gewandt und argumentativ überzeugend bei. Auch dieses Buch, als Nachtrag zum achten Band der Luther-Ausgabe konzipiert, fand beim Herzog große Beachtung, der sich im übrigen in seinen Dankesbriefen als gebildeter, an Fragen der Reformation interessierter und aufgeschlossener Monarch erweist. Der literarisch-wissenschaftliche Austausch — wobei der Professor aus Berlin als gebender und anregender Partner fungierte — setzte sich im übrigen noch bis zum Tod Friedrichs fort, der am

9. September 1907 in seinem Schloß auf der Insel Mainau starb. Unter den übersandten Müller'schen Publikationen befanden sich illustrierte Bibelausgaben, eine Abhandlung über „Mariendarstellungen an christlichen Begräbnisstätten“ und noch im Todesjahr eine Geschichte des Berliner Doms.

Es ist anzunehmen, daß Nicolaus Müller schon frühzeitig in dem Großherzog, über dessen historische und theologische Interessen er in Berlin manches gehört haben mochte, einen wichtigen, vielleicht den entscheidenden Partner für seine Absicht vermutete, den 1897 anstehenden 400. Geburtstag Philipp Melanchthons nicht untätig verstreichen zu lassen. Jedenfalls erläutert das ausführliche Schreiben, das der rührige Professor mit Bedacht am 14. Februar 1895 nach Karlsruhe schickte — die Post benötigte für die Strecke Berlin-Karlsruhe damals zwei Tage und mußte dort also am 16. Februar, dem Geburtstag des Magister Brettanus, eintreffen — zielstrebig und überlegt das seit langem erwogene Vorhaben. Unter peinlicher Beachtung der Hofetikette und ein wenig altfränkisch im Ton bezieht sich darin Müller ausdrücklich auf seine Veröffentlichungen, die „Euer Königliche Hoheit entgegenzunehmen geruht haben“ und leitet aus diesem „höchsten Huldbeiwort“ seinen Mut ab, „nunmehr, nach reiflicher Prüfung der in Betracht kommenden Verhältnisse, den Plan zur Errichtung eines Melanchthon-Museums in Bretten zu unterbreiten“.

Bald seien 400 Jahre verflossen, teilt der Briefschreiber mit, „seit Philipp Melanchthon in Euer Königlichen Hoheit Stadt Bretten geboren wurde“. Die ganze dankbare evangelische Christenheit werde, wie das Centenarium Luthers, so auch dasjenige Melanchthons in gebührender Weise festlich begehen. Die Hoffnung sei berechtigt, „daß das Jahr 1897 ebenso wie das Jahr 1883 dem evangelischen Glauben neue kräftige Impulse verleihen wird.“ Aller Blick sei dabei auf den Geburtsort Melanchthons gerichtet, und Bretten werde sich gedrunen fühlen, als Zeichen des

Dankes „ihm ein sichtbares Denkmal zu setzen“. Mit geschickt eingestreuten Verweisen auf große Namen der Geistesgeschichte und Friedrichs preußisch-anglophile Vorlieben präsentiert Nicolaus Müller seinen Museumsplan: 26 000 Personen, die sich auf 37 Nationen verteilen, hätten im letzten Jahr Shakespeares Geburthaus besucht. Carlyles<sup>6</sup>) Haus habe man angekauft, um es in ein Museum umzugestalten, „und hat dazu Seine Majestät der Deutsche Kaiser die Summe von 100 Pfund angewiesen“ — ein deutlicher Wink. Weimar besitze ein „Goethe-Museum“, Wittenberg im Augustinerkloster eine Lutherhalle, Worms in der St. Pauluskirche ein Luthermuseum. Die Gelehrten der Reformation seien allerdings „merkwürdigerweise“ bei der Errichtung von Gedenkstätten bisher vernachlässigt worden.

Auch wissenschaftlich-praktische Gründe, führt Müller weiter aus, sprächen für den Aufbau eines Melanchthon-Museums in Bretten. Wer den Praeceptor Germaniae (Lehrer Deutschlands) zum Gegenstand seiner Studien mache, müsse als empfindlichen Mangel beklagen, „daß keine der Bibliotheken Deutschlands oder des Auslands eine auch nur annähernd vollständige Sammlung der Schriften Melanchthons in Originaldrucken und frühen Ausgaben besitzt“, rügt der Theologieprofessor und läßt in dieser Bemerkung bereits das Grundanliegen seiner Konzeption aufscheinen: Das künftige Melanchthonhaus als lebendiges Sammlungs- und Forschungszentrum soll eine Lücke schließen helfen, „die Herstellung einer den wissenschaftlichen Anforderungen entsprechenden Gesamtausgabe seiner Werke“ ermöglichen. Heute endlich wird die schon damals angeordnete Aufgabe — zumindest was das überlieferte Briefcorpus betrifft — in die Tat umgesetzt, aber trotz des vorhandenen Hauses — man mag dies bedauern — nicht in der Melanchthonstadt.<sup>7</sup>)

Freilich müßte der erwarteten Sammlung von Kostbarkeiten und geistigen Schätzen, heißt es in dem Schreiben, das streckenweise den

Charakter einer feierlichen Deklaration annimmt, „ein Heim bereitet werden, das ihr und ihrem Autor entspräche und dem angrenzenden Rathaus an Schönheit nicht nachstünde“. Dabei läge es am nächsten, das jetzige sog. Melanchthonhaus, zumal es nicht das ursprüngliche sei<sup>8</sup>), abzubrechen und durch einen „monumentalen Neubau“ zu ersetzen. Optimistisch fügt der Professor hinzu, daß das angestrebte Werk „mit verhältnismäßig geringen Mitteln“ zu erreichen sei, da sich der Hauptteil des vorgesehenen Grundstücks — Müller hatte sich vor Ort umgesehen und kundig gemacht — schon im Eigentum der Stadt Bretten befinde. Abschließend kündigt der baulustige Gelehrte einen wirksamen Spendenaufruf an, mit dem er aber erst nach einer Aussprache bei dem Monarchen an die Öffentlichkeit treten wolle. Etwas gewunden und umständlich, aber durchaus seiner Sache sicher und selbstbewußt, bittet der „unterthänigst Unterzeichnete“ in der Woche nach Ostern, „die er in seiner pfälzischen Heimat zu verbringen gedenkt“, um eine Audienz.

Nun geht alles sehr rasch vonstatten, denn der badische Landesvater zeigte sich von den ihm vorgetragenen Ideen beeindruckt. Das erbetene persönliche Gespräch wurde postwendend gewährt. Nach einer neuerlichen Anfrage, „ob es angezeigt erscheint, daß ich mich im Professorentalar oder im bloßen Gesellschaftsanzuge präsentiere“, wurde Müller, schneller als erwartet, vom Großherzoglichen Legationsrat Freiherr von Babo am 24. März 1895 telegraphisch auf „morgen, den 25. d. Mts, vormittags 11 Uhr, Anzug: Frack, weißer Binder“, einbestellt, allerdings nicht nach Karlsruhe, sondern ins Niederländische Palais zu Berlin, wo Großherzog Friedrich während der häufigen Besuche bei seinen preußischen Verwandten residierte.

Nach dem im Frühjahr 1895 erfolgten Gedankenaustausch zwischen Herzog und Professor trat in der Korrespondenz erstaunlicherweise eine längere Pause von über einem Jahr ein, aber nicht, wie man voreilig meinen könnte, weil Müllers Mission gescheitert wä-

re. Ganz im Gegenteil, Friedrich hatte in „huldvoller Sympathie“ allen Punkten zugestimmt und grünes Licht für das Vorhaben gegeben — übereinstimmend hatte man übrigens auch die Verkehrslage Brettens als sehr günstig gewürdigt. In seinem nächsten Brief vom 10. Mai 1896 entschuldigt sich Müller für die aufgetretenen Verzögerungen und gelobt neuen Schwung in Sachen Melanchthonhaus. Die Zwischenzeit sei dennoch genutzt und sowohl der Oberkirchenrat, die Kirchengemeinde und die politisch Verantwortlichen in Bretten, allen voran Bürgermeister Withum und der konfessionell gemischte Gemeinderat, für das Projekt gewonnen, ja begeistert worden. Daß es sich tatsächlich um eine echte Aufbruchstimmung handelte, belegt Müller in anderem Zusammenhang am Sammeleifer des Brettener Stadtrates Georg Wörner (1840—1903), der auch wegen seiner heute in der Georg-Wörner-Stiftung zusammengefaßten heimatkundlichen Sammlungen für die Melanchthonstadt von großer Bedeutung ist. Bei der parallel zum Bau des Melanchthonhauses organisierten Beschaffung der künftigen Museumsbestände habe er sich, berichtet der Professor, mit dem Stadtrat auf eine Arbeitsteilung geeinigt. Er selbst wollte für die Bücher- und Schriftensammlung zuständig bleiben, Wörner für Bilder, Graphiken, Münzen und andere Schaustücke.

Leider sei aber Dekan Flad, der den noch erforderlichen Grunderwerb betreiben sollte, erkrankt und später verstorben, schreibt Müller am 10. Mai 1896. Erst jetzt habe man die Angelegenheit mit einem Kaufvertrag abgeschlossen. Daß es zu erheblichen Auseinandersetzungen mit den jüdischen Eigentümern des Restgrundstückes gekommen war, erwähnt Müller nicht. Diplomatisch vermeldet er stattdessen Positives: Der Gründungs- und Spendenaufwurf, der vom 25. Juni 1896 datiert ist (dem Tag der Übergabe der Augsburgischen Konfession), sei verschickt und schon von 300 Personen, „deren Namen einen guten Klang haben“, gezeichnet worden. Am 19. April, dem Todestag Melanchthons, habe

man — wie Stadtpfarrer Paul Menton vorsorglich bereits am 9. Mai dem Großherzoglichen Geheimen Kabinett mitgeteilt hatte — einen Verein ins Leben gerufen, „bestimmt, dem Unternehmen zu dienen“.<sup>9)</sup> Dieser Verein, berichtet der Schreiber, wolle am folgenden Pfingsttag eine weitere Versammlung abhalten, auf der wichtige Entscheidungen anstünden. Vorher bitte er, Müller, darum, noch einmal mit dem Großherzog zusammentreffen zu dürfen.

Wiederum wurde dem Wunsch umgehend entsprochen und der Gelehrte auf Samstag, den 23. Mai 1896, mittags 12 Uhr, nach Karlsruhe gebeten. In diesem entscheidenden Gespräch sagte der Großherzog die „Übernahme der Schutzfürsorge“ zu, die ihm der Brettener Verein angetragen hatte. Es wurde außerdem festgelegt, daß zum 400. Geburtstag Melanchthons, am 16. Februar 1897, die Grundsteinlegung für die Gedächtnisstätte in Bretten erfolgen sollte. Die Generalversammlung des Vereins vom 26. Mai segnete diese Vorgehensweise endgültig ab. Auf Vermittlung Müllers wurde am 2. Juni 1896 eine Abordnung des Vereinsvorstandes im Karlsruher Schloß empfangen, wobei Großherzog Friedrich offiziell das „Patronat für das künftige Melanchthon-Gedächtnishaus und -Museum“ übernahm. Damit waren die Weichen gestellt und alle Voraussetzungen zum Gelingen des ehrgeizigen Werkes geschaffen. Anfang 1897 lagen die ersten Plan-Entwürfe dem Herzog in Karlsruhe vor, Nicolaus Müller fügte eigenhändige „Bemerkungen zu den Plänen für das Melanchthonhaus“<sup>10)</sup> hinzu. Das umfangreiche Schriftstück macht deutlich, daß der Initiator des Museumswerkes längst alle Einzelheiten zur Gestaltung des Hauses sowie seiner Einrichtungen fertig im Kopfe hatte; sogar die Wände, an denen Bücherschränke plaziert werden sollten, sind darin exakt bezeichnet. Vielleicht sind die bereits Ende 1896 einsetzenden Querelen mit den verantwortlichen Architekten, die den akkurat vorgegebenen Planungsrahmen verlassen und mehr eigenschöpferisch vorgehen

wollten, vor diesem Hintergrund verständlich. Auf ausdrückliche Empfehlung Müllers betraute der Verein schon im Frühjahr 1896 Johannes Vollmer (1845—1920) mit der Bauleitung. Der Professor an der Techn. Hochschule Charlottenburg-Berlin besaß einen hohen Ruf als Spezialist für protestantischen Kirchenbau, wobei er meist gotische Formen oder die des spätgotischen Übergangsstiles bevorzugte. Zu seinen Hauptwerken gehören die Kaiser-Friedrich-Gedächtniskirche in Berlin und die Friedenskirche in Heilbronn, aber auch Profanbauten wie das (im 2. Weltkrieg völlig zerstörte) Stuttgarter Rathaus. Seine damalige Restaurierung des alten Rathauses in Heilbronn wird in der Literatur als besonders gelungenes Beispiel gerühmt. Jedenfalls zog sich Vollmer nach Änderungswünschen und Kritik an seinen Entwürfen umgehend von dem Auftrag zurück. Auch der im Frühjahr 1897 verpflichtete Nachfolger beweist Nicolaus Müllers Ambitionen bei der Wahl der Baumeister. Der Karlsruher Architekturprofessor Hermann Billing (1867—1946) hatte sich einen Namen als Brückenbauer (darunter die Neue Weserbrücke in Bremen und die Nahebrücke in Kreuznach) und mit seinen Plänen für Bahnhofshallen (Zentralbahnhöfe in Hamburg und Leipzig) gemacht. Die von ihm gebauten Kunsthallen in Baden-Baden und Mannheim, das Kollegiengebäude der Freiburger Universität und die Hofapotheke in Karlsruhe zeugen von einer bei allem Reichtum wohlthuenden Einfachheit und machtvollen Gliederung der zum Teil auch farbig belegten Fassaden. Nach erheblichen Differenzen, die sich im Oktober 1899 zuspitzten, wurde auch Billing wegen Eigenmächtigkeiten von seiner Aufgabe entbunden. Erst der im Frühjahr 1900 beauftragte Architekt Wilhelm Jung aus Durlach hielt sich offenbar an die vorgegebenen Richtlinien. In der „Festschrift“ von 1903 rekapituliert Professor Müller diese Vorgänge und auch die Grundlinien seiner Planungen. An dieser Stelle seien einige davon abweichende oder mit anderer Akzentuierung ver-



*Prof. Nicolaus Müller (1857—1912), der Begründer des Melanchthon-Gedächtnishauses in Bretten.  
(Sammlung Melanchthon-Museum Bretten)*

sehene, in den „Bemerkungen“ von 1897 genannte Details und Gedanken hervorgehoben.

Wegen fehlender Abbildungen des ursprünglichen Geburtshauses Melanchthons, so erläutert Müller, habe dieses nicht als Modell dienen können. Vielmehr einigte man sich auf des Professors Vorschlag dahingehend, „zeitgenössische Bauten und einzelne architektonische Motive“ zum Ausgangspunkt zu nehmen; die Verwendung der Formensprache des 16. Jahrhunderts galt dabei als unverzichtbar. So wurden das erhaltene Wohnhaus Melanchthons in Wittenberg (für die Decke im Theologenzimmer des Brettener Museums) oder die Universität Erfurt (deren Portal das Vorbild für den Eingang des Neubaus in Bretten ist) als „Vorlagen“ benutzt. Der zweischiffige gewölbte Raum der Gedäch-

nishalle sollte „in seinen konstruktiven Gliedern an die Remter (Speise- und Versammlungssäle) auf dem Schloß Marienburg“ im damaligen Westpreußen erinnern, der turmartige Erker (Südseite des Brettener Gebäudes) in seiner Außengestalt an das Chörlein des (nicht mehr existenten) „Schüsselfelder'schen Hauses“ zu Nürnberg. Ein in diesem Zusammenhang interessanter Hinweis auf die (am 31. Oktober 1892 erfolgte) festliche Einweihung der wiederaufgebauten und prächtig ausgeschmückten Wittenberger Schloßkirche, der schon in einem Brief des Professors vom 17. Dezember 1892 enthalten ist, rundet die Palette der Anregungen ab, die Nicolaus Müller in Bretten umzusetzen beabsichtigte. Daß dies wegen der Unbotmäßigkeit zweier Baumeister nicht zur vollen Zufriedenheit gelang, hält der Schöpfer des Melanchthonhauses rückblickend in seiner „Festschrift“ mit Bitterkeit fest.

Zur Ausschmückung der Gedächtnishalle hatte der Theologieprofessor neben den überlebensgroßen Standbildern Melanchthons und der mit ihm befreundeten Reformatoren großformatige Wandmalereien vorgesehen, die fünf Szenen aus dem Leben des Magister Brettanus aufnehmen sollten, und zwar „Melanchthon als Knabe im Kreise seiner Familie, worunter auch sein Großoheim Reuchlin“, ferner Melanchthon als „neuberufener Professor an der Wittenberger Universität“, drittens „Melanchthon auf dem Regensburger Kolloquium 1541“ und schließlich Melanchthon „umgeben von seinen Wittenberger Freunden“. Von je zwei dieser Fresken flankiert sollte in der Mitte, ihrer Bedeutung entsprechend besonders groß, „die Übergabe bzw. Vorlesung der von Melanchthon verfaßten Augsburgischen Konfession auf dem Reichstag im Jahre 1530“ dargestellt werden, denn durch dieses Ereignis lebe der Reformator mehr als durch irgendein anderes seiner Werke im Andenken des evangelischen Volkes fort.

Bei den geplanten Fresken handelt es sich um die einzige Ausstattungsidee, deren Realisie-

rung Nicolaus Müller nicht mehr erlebte und die erst nach seinem zu frühen, überraschenden Tod — Müller starb am 3. September 1912 während eines Besuches in seinem pfälzischen Heimatort — in anderer Form verwirklicht wurde. Der Kunstprofessor August Groh (1871—1944) aus Karlsruhe gewann einen 1913 vom Melanchthonverein ausgeschriebenen Wettbewerb, kam aber erst nach Ende des 1. Weltkrieges zur Ausführung der Gemälde. Sie zeichnen — bis auf die Übergabe der Confessio Augustana — von Müllers Festlegungen deutlich abweichende Lebensbilder.

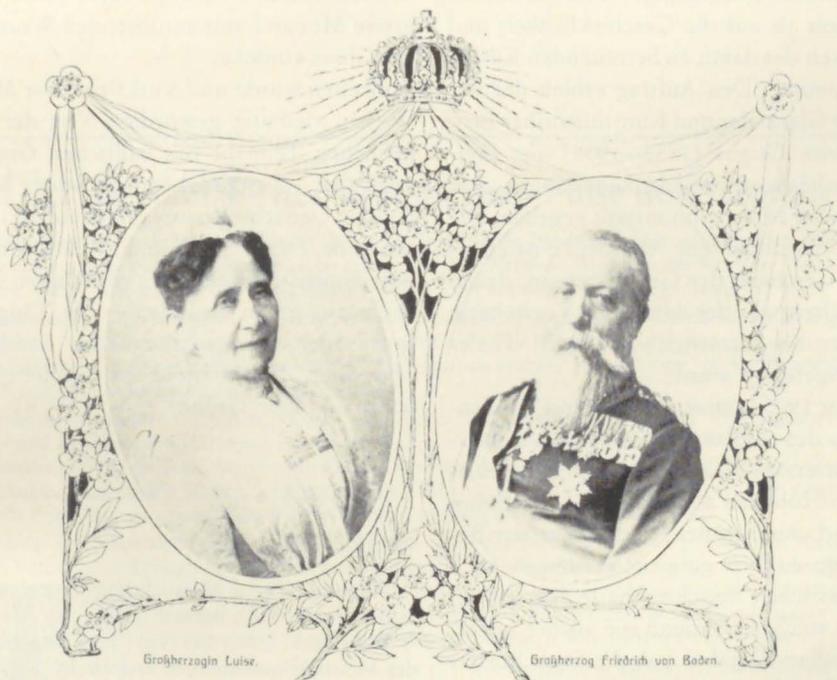
Nicht nur die Bücher- und Schriftensammlungen dürften Teile des Ganzen bilden, schreibt Müller in den „Bemerkungen“ von 1897, vielmehr habe bildlicher Schmuck, auf Wände, Fenster und Decken verteilt, in populärer Weise „die Vielseitigkeit im Leben und Wirken Melanchthons“ zu veranschaulichen, „auf Auge und Herz zu wirken“. Das Haus solle nicht nur „ein Denkmal von Gelehrten für Gelehrte“ sein, sondern die Fähigkeit besitzen, „auch den Nichtgebildeten Anregung zur Erweiterung ihrer reformationsgeschichtlichen Kenntnisse und zur Vertiefung ihres evangelischen Bewußtseins zu gewähren“. Überhaupt bricht mehrfach patriotischer Protestantismus bei dem Theologen durch, so wenn er durch Eintragung im Grundbuch die Bestimmung festzulegen wünschte, „daß die Benutzung der Gedächtnishalle zu gottesdienstlichen Zwecken für alle Zukunft nur der evangelischen Gemeinde und deren Rechtsnachfolgerin, sofern sie auf dem Boden der Reformation steht, zustehen soll“. Andererseits gebrauchte der Begründer des Brettener Melanchthonhauses häufig eine uns Heutigen sehr sympathische Formel: Das Haus möge „in der Stadt des Friedens dem Mann des Friedens ein Denkmal des Friedens“ sein.

Großherzog Friedrich I., der Protektor des Melanchthon-Gedächtnishauses, an den alle diese Bemerkungen gerichtet waren, nahm seinerseits nicht nur ideell regen Anteil am

zuweilen stockenden Fortgang des Unternehmens. So mäßigten seine vorgebrachten Bedenken den Eifer, mit dem die Schauseite (Nordfassade), überladen von Maßwerk und Zierat, ausgeschmückt werden sollte. Auch rügte er den zunächst zu hoch angesetzten Giebel des Bauwerks. Mehrfach rühmte der Monarch Müllers Engagement und die Tatsache, „daß die Verwirklichung des Melancthonhauses in erster Linie Ihrer hingebenden und rastlosen Tüchtigkeit zu verdanken ist“. Vor allem aber wurde die großherzogliche Familie durch Stiftungen tätig, schwerpunktmäßig bei der Beschaffung wertvoller Erstdrucke und Schriften für die Sammlungen des Museums. Die bedauernswerterweise kurz vor Ende des 2. Weltkrieges, am 19. 3.

1945, zerstörten und mehr schlecht als recht ersetzten Chorfenster mit ihren unwiederbringlichen Glasmalereien waren ebenfalls eine Gabe der Königl. Hoheiten.

Am 6. Dezember 1902 erläuterte der Großherzog in einem Schreiben an Professor Müller seine Vorstellungen bezüglich der Fenster: „Die Stiftung erfolgt auf Wunsch Ihrer Königlichen Hoheit der Großherzogin nun in der Weise, daß Seine Königliche Hoheit der Großherzog das mittlere Fenster, Christus darstellend, geben, Ihre Königliche Hoheit die Großherzogin das Fenster links vom Beschauer, den Apostel Paulus darstellend, übernehmen und Ihre Königlichen Hoheiten der Erbgroßherzog und die Erbgroßherzogin<sup>11)</sup> das Fenster rechts vom Beschauer —



Zur goldenen Hochzeit des badischen Großherzogpaares  
 am 20. September 1906.

Kunstbeilage zu  
 „Welt und Haus“

Porträt-Gedenkblatt zur Goldenen Hochzeit des badischen Großherzogpaares aus dem Jahre 1906.  
 Kunstbeilage zu „Welt und Haus“.  
 (privat)

Petrus — stiften“. Außerdem folgten genaue Anweisungen über die Gestaltung der anzubringenden Stifter-Wappen und -Inschriften.

Schon früher, in einem vom 11. Januar 1902 datierten Brief, hatte sich Friedrich als ausgleichender Landesvater vorgestellt, der mit ruhiger Entschiedenheit dafür sorgte, daß konfessionelle Kleinigkeitskrämerei nicht Raum greifen konnte. Er teilte mit: „Was die Wahl des Verfertigers anlangt, so hat die im vorigen Jahr dahier abgehaltene Glasgemäldeausstellung eine so hohe Entwicklung gerade dieses Theils Badischen Kunstgewerbes gezeigt, daß die landesherrliche Familie glaubt, die für Bretten bestimmten und von ihr zu schenkenden Glasgemälde von einem der zahlreichen Glasmaler des Landes fertigen lassen zu sollen, wobei es nach den hier maßgebenden Anschauungen weniger auf die Konfession als auf die Geschicklichkeit und Tüchtigkeit des damit zu betrauenden Künstlers ankommt“. Den Auftrag erhielt der katholische Glasmaler und Kunsthistoriker Professor Fritz Geiges (1853—1935) aus Freiburg. Vorher hatte es Bedenken evangelischer Kreise in der Melanchthonstadt gegeben. Die heute noch vorhandene Altardecke ist ebenfalls ein Geschenk der Großherzogin, das in ihrem Auftrag von der damaligen Vorsteherin der Karlsruher Kunststrickschule, Fr. Thelemann, angefertigt wurde.

Im Herbst 1903 konnte das Jubelfest zur Einweihung des Melanchthon-Gedächtnishauses, selbstverständlich in Anwesenheit der königlichen Hoheiten sowie anderer ranghoher Gäste und unter großer Anteilnahme der Bevölkerung, endlich gefeiert werden — nach zeitgenössischen Berichten hatte Bretten ein Fest von solchem Ausmaß nie vorher erlebt. Nach Müllers Angaben gab die Stadt für das Baugrundstück 27 000 Mark aus, die Baukosten des Hauses, für die der Professor in seinen „Bemerkungen“ noch 150 000 Mark veranschlagte, stiegen — eine gesicherte Zahl teilt Müller auch in der „Festschrift“ nicht mit — bis 1903 auf deutlich über 200 000 Mark,

die überwiegend durch Spenden aufgebracht wurden.

Die persönlichen Beziehungen zwischen Großherzog Friedrich und Nicolaus Müller gestalteten sich nach der Vollendung des gemeinsamen Werkes noch herzlicher. Im Dezember 1906 gratulierte der Berliner Professor und erklärte Jungeselle in Karlsruhe zum goldenen Ehejubiläum des Großherzogpaares und erinnerte bei dieser Gelegenheit „an das Säkulum, in dem das Ehrendenkmal Melanchthons entstanden ist“. Der Großherzog, „ohne dessen Huld“ dieses Haus niemals Tatsache geworden wäre, habe sich bleibende Verdienste um die ganze Christenheit erworben. Stolz bezifferte Müller die jährliche Besucherzahl auf drei bis viertausend Menschen, selbst die Lutherhalle in Wittenberg könne eine solche Zahl nicht annähernd aufweisen. Noch im Januar 1907 dankte der greise Monarch mit anrührenden Worten für die Glückwünsche.

In Bretten wurde und wird Professor Müllers Wirken vielfältig gewürdigt. Von der maßgeblichen Teilhabe des badischen Großherzogs am Zustandekommen des Melanchthon-Gedächtnishauses ist allerdings selten die Rede. Demokraten und Anhänger der republikanischen Staatsform verdrängen — vielleicht aus guten Gründen — die Tätigkeitspuren der einstigen fürstlichen Landesherren, doch dazu besteht im konkreten Fall überhaupt kein Grund.

---

#### Anmerkungen

1) Führer durch das Melanchthon-Gedächtnishaus in Bretten, 3. Aufl., Bretten: 1989

2) Willy Bickel, Aus der Vor- und Baugeschichte des Melanchthonhauses in Bretten. In: Kraichgau. Beiträge zur Landschafts- und Heimatforschung, Folge 11, Eppingen: 1989, S. 200—211

3) Nikolaus Müller, Festschrift zur Einweihung des Melanchthon-Gedächtnishauses zu Bretten, Bretten: 1903 (Müller schreibt seinen Vornamen in den Briefen stets mit „c“, seine gedruckten Publikationen verwenden dagegen meist ein „k“.)

4) Vgl. Eckehard Uhlig, Melanchthon und Bretten — eine Spurensuche. In: Stefan Rhein (Hrsg.), Melanchthonpreis. Beiträge zur ersten Verleihung 1988, Siegmaringen: 1988, S. 92 f.

5) GLA 56, Nr. 2465; GLA 59, Nr. 152; GLA 60, Nr. 291 und Nr. 1858

6) Thomas Carlyle (1795—1881), populärer englischer Historiker, gilt als Vermittler der deutschsprachigen Literatur in Großbritannien und verfaßte eine Biographie Friedrichs II. (des Großen) von Preußen.

7) Dr. Heinz Scheible, Leiter der Forschungsstelle der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, ediert die Briefe Melanchthons. Bisher sind sechs Bände Briefregesten erschienen. Vgl. Heinz Scheible (Hrsg.), Melanchthons Briefwechsel, Stuttgart 1977 ff.

8) Melanchthons Geburtshaus wurde 1689 beim Brettener Stadtbrand — eine Folge des Pfälzischen Erbfolgekrieges — völlig zerstört. 1705 errichteten die Brüder Würz an gleicher Stelle ein Doppelhaus,

dessen eine Hälfte fälschlicherweise lange Zeit als Melanchthonhaus galt; dieses Gebäude wurde 1896 abgerissen, um dem neuen Melanchthon-Gedächtnishaus Platz zu machen.

9) Die genaue Bezeichnung lautete „Verein zur Errichtung eines Melanchthonhauses mit Gedächtnishalle und Museum in Bretten“, der erste Vorstandsvorsitzende war Dekan H. Specht. Der heutige „Melanchthonverein Bretten“ ist nach wie vor Eigentümer des Hauses und hat rund 350 Mitglieder, erster Vorstand ist Dekan Michael Toball.

10) Daraus formulierte Müller das im Druck erschienene Gedenkblatt „Zur Erinnerung an die Feier der Grundsteinlegung des Melanchthon-Hauses mit Gedächtnishalle und Museum in Bretten am 400jähr. Geburtstag Philipp Melanchthons. 16. Februar 1897.“

11) Erbgroßherzog Friedrich Wilhelm von Baden (1857—1928), als Friedrich II. von 1907 bis zu seiner Abdankung 1918 Großherzog, war verheiratet mit Prinzessin Hilda von Nassau.

## KÜRNBACH — der Weinort am Fuße des Strombergs

**Kürnbach** ist ein traditioneller Weinort. Die reizvolle hügelige Landschaft lädt nicht nur den Wanderer und Spaziergänger ein, sondern ist prädestiniert für den Weinbau. Als einer der wenigen Weinorte in Baden wächst und gedeiht hier der „**Schwarzriesling**“, der Kürnbach bekannt gemacht hat.

In **Kürnbach** wurde bereits vor 25 Jahren mit der Dorfsanierung begonnen. Durch die Schaffung eines Einkaufs- und Dienstleistungsbereiches in der Ortsmitte, die Gestaltung der Kronenstraße und des Marktplatzes mit dem neuen Rathaus, dem Wiederaufbau und der Renovierung von Fachwerkhäusern zeigt sich dem Besucher ein attraktiver Ortskern.

**Kürnbach** bietet den zahlreichen Naherholungssuchenden neben einer gepflegten Vergangenheit Freizeit- und Erholungseinrichtungen für jung und alt, wie Wald- und Weinlehrpfad, Wildgehege, Schloßwiesensee, Minigolfanlage, Schwanenteich und Märchenwald. Wanderfreunde und Spaziergänger können auf gut begehbaren Wegen zu verschiedenen Aussichtspunkten gelangen, von denen man einen herrlichen Blick über den Kraichgau, die Stromberglandschaft sowie die Rebhänge hat.

Auch der Ort selbst bietet einige Sehenswürdigkeiten, wie das Wasserschloß, die evangelische Kirche mit dem Renaissance-Epitaph Bernhards II von Sternenfels und seiner Gemahlin Agatha von Weitershausen — eines der schönsten in Süddeutschland — sowie das Historic-Actien-Museum, das einzige in Europa. Aktien, Anleihen, Schuldverschreibungen und andere Wertpapiere legen hier Zeugnis unserer bewegten Wirtschaftsgeschichte dar.



Wo Wein angebaut wird, gibt es fröhliche Feste, so auch in Kürnbach. Neben dem traditionellen Straßenfest gibt es noch die Feste in der historischen Hessenkelter, die sich großer Beliebtheit erfreuen.

Kunstvoll geschmiedete Wirtschaftsschilder laden die Besucher zum Verweilen ein.

### Informationen:

Bürgermeisteramt · 7519 Kürnbach · Tel.: 0 72 58/10 46



*Luftbild von Bretten und dem Stadtteil Gölshausen. Freigegeben vom Reg.-Präsidium Stuttgart Nr. 2/56260.*



Luftbild Alfred Brugger, Stuttgart

# „Brettemer Hundle“ als Export-Artikel

eine mundartliche nicht ernst zu nehmende Anregung

von Friedrich Zonsius, Reutlingen †

Daß Brette nemmeh Amtsschtadt isch,  
dut manche Nochedail bringe,  
un d'Schtadtverwaltung merkt deß a  
en ihre Kasse drinne.

Zum Ausgleich muß mer ewe nord  
for annere Einnahm' Sorge;  
des Rechlkunstschtick isch net leicht,  
's geht net vun heit uff morge.

Do sei deßzweg en Vorschlag g'macht,  
wie d'Schtadt viel Geld keent g'winne  
un wudorch unser Hoimatort  
Beriehmthait kann erringe.

Grad weil mer zu uns weit un brait  
dut „Brettemer Hundle“ sage,  
deßzwege soll der schwanzlos Mops  
uns Geld en d'Kasse trage.

Die Schtadt soll uff em Viechmarkplatz  
e Hundefarm errichte  
un dort, mir henn doch 's Schtamm-  
boomrecht,  
schwanzlose Hundle zichte.

Die kann mer nord in aller Welt  
als Extra-Rass verkaafe;  
deß G'schäft schlägt ei, verlaß de druff,  
's Geld rollt en unserm Lade.

Vielleicht versuche annere Schtädt  
deß G'schäftle nochzumache,  
un jedes dut sich so e War'  
noch ihrem Schpitznam' schaffe.

's gibt a in unsre scheene Stadt  
gar manch's, wu mer kann zaige  
dem Fremde, wu uff Brette kommt,  
als Sehenwürdigheite.

Zum Beispiel grad 's Melanchthonhaus  
direkt em Rothaus dranne,  
de Brunne, wu em Marktplatz steht,  
muß doch a jedem g'falle.

De Simmel- un de Pfeiferturm  
dun heit es noch bezeige,  
daß Brette mit so manchem Feind  
hat dapfer misse streite.

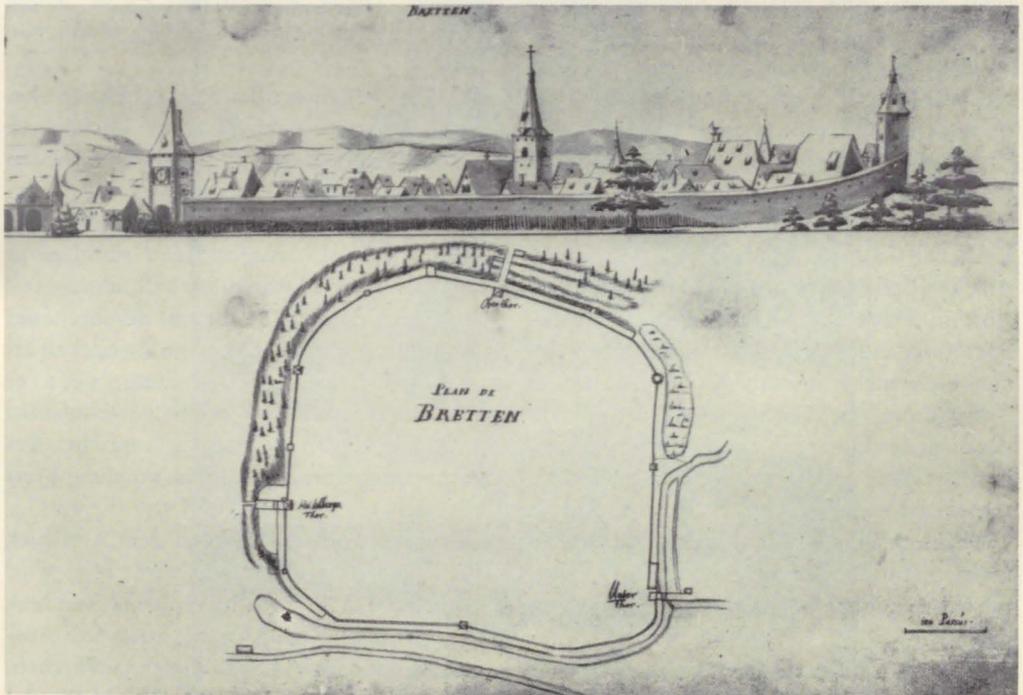
Un's Hundle, unserer alte Stadt  
ehrwürdigs, liebs Wahrzaiche  
daß mer deß hoch in Ehre halt,  
deß muß a jed's begreife.

Em Brunne un an de Kerchewand  
do kann mer's no entdecke,  
Un' jeder, wu die Gegend kennt,  
weiß a vom Hundle vun Brette.

Aus: Sechstes Brettener Jahrbuch für Kultur und Geschichte 1983/1984. Herausgegeben von der Ortsgruppe Bretten des Landesvereins „Badische Heimat“

# Bretten nach der Zerstörung am 13. August 1689: Versuch einer Neubewertung\*

Alfred Straub, Freiburg



Ansicht Brettens; Tuschezeichnung aus dem Jahre 1689 von Samson Schmalkalder 1667—?)

Karlsruhe, Generallandesarchiv HfK Bd. XIX/fol. 7 Nr. 6

\* Text des Vortrags zur Eröffnung der Ausstellung „Von Brettens Brand und Not 1689“ im Rathaus von Bretten am 13. August 1989. Auf Anmerkungen wurde verzichtet, da es sich um eine Zusammenfassung des ersten Teils („Von der kurpfälzischen Landstadt zur badischen Amtsstadt“) der im Mai 1990 erscheinenden „Geschichte der Stadt Bretten in neuerer Zeit“ handelt.

Am 12. August 1689 nahm eine Abteilung der Armee des Marschalls Duras, die von General Choiseul befehligt wurde, das befestigte

Bretten nach kampfloser Übergabe ein, plünderte und steckte die Stadt vor dem Abzug am Samstag, den 13. August, in Brand.

Alfons Schäfer hat den Samstag vor nun dreihundert Jahren als „den schwärzesten Tag in der Geschichte des 1200jährigen Bretten“ bezeichnet und das Ereignis aus dem ersten Jahr des sogenannten Pfälzischen Erbfolgekrieges wie folgt bewertet: „Das alte Bretten mit seinen spätgotischen und Renaissance-Bauten sank in Schutt und Asche. Was viele Generationen geschaffen und aufgebaut hatten, was sogar den Dreißigjährigen Krieg überstanden

hatte, das wurde an einem Tag fast vollständig und sinnlos vernichtet“.

Mindestens zehn Menschen sind an diesem Tag in den Flammen umgekommen. Dem „grausamlich verübte(n) Brand“, durch den die Stadt in wenigen Stunden zu einem „Aschenhaufen“ wurde, wie es 1689 heißt, sind fast alle Gebäude innerhalb des Mauerings zum Opfer gefallen. Erhalten blieben die Stadtkirche, wenige Häuser und die Stadtbefestigung mit ihren Mauern und Türmen aus Stein. Zerstört waren die markanten öffentlichen Gebäude wie das Amtshaus und das weitberühmte Rathaus. Mit dem Rathaus ist auch das gesamte städtische Archiv verbrannt, ein unersetzlicher Verlust für die Brettener Geschichtsschreibung.

Aus der Perspektive der Sieger war die Zerstörung Bretzens eine militärische Routineoperation, ein Erfolg der französischen Armee unter vielen in einer Kampagne, die als „Zerstörungszug“ bezeichnet worden ist. Aus der Sicht der Opfer sah zwangsläufig alles anders aus. Was der Stadt zu Beginn des Pfälzischen Erbfolgekrieges am 12. und 13. August 1689 durch Plünderung und Brand zugefügt wurde, hatte Folgen wie kein anderes Ereignis in den seither vergangenen drei Jahrhunderten.

1844 richteten Bürgermeister Jakob Groll und der Gemeinderat eine Petition an den badischen Landtag in der Eisenbahnfrage. Darin beschreiben sie Bretzen als „unsre alte, in der frühesten deutschen Geschichte schon erscheinende, im Mittelalter hoch angesehene und seitdem durch feindliche Zerstörung, durch Kriege und öftern Brand schwer heimgesuchte Stadt“. Die Anbindung an das entstehende Eisenbahnnetz wird zuvor als „Lebensfrage“ bezeichnet; nur so werde Bretzen von der Gefahr befreit, „ganz aus dem Bereich der Eisenbahn gebracht zu werden, alles zu verlieren und zu einer Dorfgemeinde herabzusinken“.

Sieben Jahre später, 1851, äußert sich der Brettener Oberamtmann Philipp Emil Flad in einem Visitationsbericht über den „Zustand

der Stadtgemeinde Bretzen“. In der Einleitung schreibt er zur Geschichte der Stadt: „Sie war in früheren Jahrhunderten weit größer, bedeutender und reicher als in der Neuzeit, wo sie zu einem gewöhnlichen Landstädtchen mit Amtssitz . . . herabgesunken ist. Sie wurde einmal von einem schrecklichen Brandunglück heimgesucht und dabei zum größten Theile eingäschert. Von jenem Brandunglücke erholte sich die Stadt nie mehr“.

Was 1844 angesichts der damals bestehenden Entwicklungsperspektiven mit erheblichem rhetorischem Aufwand als Gefahr beschworen werden mußte, das Herabsinken von einer Stadt- zu einer Dorfgemeinde, nach dem verhängnisvollen 13. August 1689 stand es in mehr als einer Hinsicht zu befürchten. 162 Jahre nach dem Brand kommt der Brettener Oberamtmann Flad 1851 ohne Zweifel zu einer angemesseneren Darstellung, wenn er vom Herabsinken „zu einem gewöhnlichen Landstädtchen mit Amtssitz“ spricht. Bezeichnend ist aber, daß die Entwicklung Bretzens nach 1689 im Vergleich zur älteren Geschichte in beiden Fällen mit dem Ausdruck „herabsinken“ umschrieben wird. Hier wird eine auch später noch auftretende Tendenz deutlich, das Unglücksjahr 1689 als Ausgangspunkt eines Niedergangs anzusehen, dem offensichtlich bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts noch nicht entscheidend gegengesteuert werden konnte.

Wir haben keinen Anlaß, an der schon von den Zeitgenossen empfundenen Bedeutung der Ereignisse am 13. August 1689 zu zweifeln. Aufgabe des Historikers ist es jedoch, solche Aussagen aus der ihm möglichen Distanz zu hinterfragen und – wenn nötig – auch das selbstverständlich Scheinende in Frage zu stellen. An vier Beispielen möchte ich zeigen, daß die Zerstörung zwar einen schmerzhaften Einschnitt in der Geschichte der Stadt bedeutet. Sie hat die grundlegenden Strukturen des Gemeinwesens, das wir als das alte Bretzen bezeichnen können, aber nicht beseitigt.



*A. de la Roche - Front de l'Armée de la Cour, et autres, et le comte de Choiseul, par J. Bouchard, sur J. Laguerre à l'aiguille avec grand.*  
 Porträt von General Choiseul (1632—1711). Zeitgenössischer Kupferstich  
 (Georg-Wörner-Sammlung K14)

I.  
 Als erstes möchte ich mich mit der städtischen Verfassung beschäftigen, die das alte Breten gekennzeichnet hat. Breten war wie die meisten kleineren Städte im Alten Reich eine Landstadt, d. h. im Gegensatz zu den Reichsstädten der Obrigkeit eines Landesherrn unterworfen, der aufgrund stadtherrlicher Rechte seinen Einfluß weitgehend unbeschränkt geltend machen konnte.

Die nach 1689 in Breten aufgrund des Dokumentenbuchs, insbesondere aber anhand der Gerichtsprotokolle feststellbaren Verfassungsverhältnisse unterscheiden sich auch noch zu Beginn des 18. Jahrhunderts nicht wesentlich von den Verhältnissen in den beiden vorangegangenen Jahrhunderten. Innerhalb weniger Jahrzehnte verändert sich dieses Bild aber völlig. Im Zeitalter des Absolutismus hat eine lange Reihe von landesherrli-

chen Eingriffen in die überkommene städtische Verfassung zur Folge, daß die wenigen Elemente genossenschaftlichen Rechts bzw. gemeindlicher „Selbstverwaltung“, die in Bretten zu Beginn des 18. Jahrhunderts noch durchaus vorhanden waren, immer mehr geschwächt werden.

So spielen nach 1689 und noch bis weit in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts hinein Gericht und Rat — jeweils mit zwölf Bürgern besetzt — eine bedeutende, ziemlich eigenständige Rolle im politischen Leben der Stadt. Aus ihrer Mitte kommen die Inhaber der wichtigsten Ämter der städtischen Verwaltung, die mit Bürgern der Stadt besetzt werden (Anwaltschultheiß, Ober- und Unterbürgermeister). Gerade die Institutionen Gericht und Rat sind es aber auch, die im Laufe des 18. Jahrhunderts den Eingriffen der landesherrlichen Gewalt am meisten ausgesetzt waren.

In einem Reskript vom 23. Dezember 1741 erklärte sich die Regierung des Kurfürsten Karl Philipp dazu veranlaßt, „die gemeine Verfassung kürzer zusammenzuziehen“ — ein Ausdruck, mit dem die allgemeine Tendenz der landesherrlichen Politik in diesem Jahrhundert kurz und prägnant auf den Nenner gebracht wird. Sie verfügte, daß man den „allzugrosen numerum (nämlich der Gerichts- und Ratsstellen) nach und nach biß auf die Hälfte aussterben, so fort nur sechs im Gericht und eben so viel im Rath, allenthalben von jeder Religion zwey Persohnen belassen solle“. Gericht und Rat zählten also seit 1742 statt 24 nur noch 12 Personen. Ihre Konfessionszugehörigkeit war genau festgelegt.

1767 wird der Rat ganz abgeschafft. 1768 fällt so auch die Stelle des bisher aus dem Rat gewählten Unterbürgermeisters weg. Bis zum Ende der Kurpfalz bleibt wohl das Stadtgericht mit nur noch sechs Mitgliedern, von denen jährlich einer wechselweise das Bürgermeisteramt zu versehen hat, unter dem Oberamtsschultheißen bzw. dem Stadtschultheißenreiverweser die bestimmende Kraft im politi-

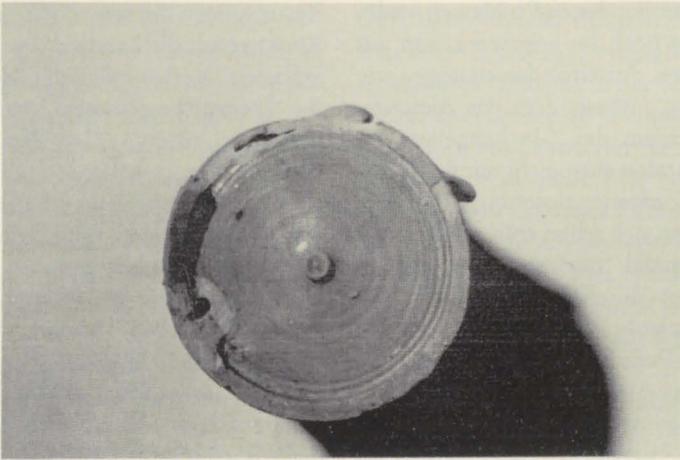
schen Leben der Stadt. Von dieser Institution, die völlig der Kontrolle des Oberamts unterworfen war, konnte jedoch eine eigenständige städtische Politik nicht mehr erwartet werden.

Die vom Landesherrn gewissermaßen zu rechtgestutzte städtische Verfassung hat am Ende der Kurpfalz nur noch wenig gemeinsam mit der um 1700 feststellbaren. Unter alleiniger Berücksichtigung des konfessionellen Aspekts läßt sich zusammenfassend sagen, daß über Jahrzehnte versucht wird, den reformierten Anteil zurückzudrängen und einen gewissen konfessionellen Proporz in Gericht und Rat zu erreichen. Das auf herrschaftlichen Druck zustandegekommene Ergebnis des Jahres 1741 gewährt allen drei Konfessionen die gleiche Anzahl von Vertretern im nur noch sechsköpfigen Gericht wie auch im Rat. Mit dieser Lösung ist aber ein katholisches Übergewicht in der Leitung der Stadtverwaltung sichergestellt, da die Oberbeamten zu dieser Zeit ausnahmslos katholisch waren.

## II.

Damit komme ich auf die besondere konfessionelle Struktur Brettens in kurpfälzischer Zeit zu sprechen. Wer sich mit der Geschichte Brettens im 18. Jahrhundert beschäftigt, hat schon nach kurzer Zeit den Eindruck, daß alle politischen Ereignisse, Intrigen oder Affären immer auch eine konfessionelle Färbung haben. Das Bretten des 18. Jahrhunderts bietet eine Fülle von Beispielen für die Möglichkeiten des konfessionellen Zusammenlebens in der Kurpfalz mit ihrer wechselvollen Religionsgeschichte. Hier ist eine Stadt, in der Reformierte, Lutheraner und Katholiken sowie Juden nebeneinander und miteinander leben, wo aber auch Spannungen und Gegensätze zwischen den Religionsgruppen nicht ausbleiben.

Der konfessionelle Zwist ist im 18. Jahrhundert vor allem auf die landesherrliche Politik der Rekatholisierung zurückzuführen. Die Bemühungen der Kurfürsten des katholi-



*Zylindrisches Gefäß. Neufund des Jahres 1989 aus der Zerstörungsschicht von 1689 (Fundort Melanchthonstraße 34); Leihgabe aus Brettener Privatbesitz (A)*

schen Hauses Pfalz-Neuburg seit dem Jahre 1685 zielten bekanntlich zunächst darauf ab, die Stellung der katholischen Kirche in ihrem Lande zu stärken und möglichst viele Untertanen für das Bekenntnis ihres Landesherrn zu gewinnen. Das letztere Ziel nach dem Grundsatz „Wes Land, des Religion“ war in der Kurpfalz mit ihrer Tradition einer „begrenzten Toleranz“ in Religionsfragen nur schwer durchzusetzen und wurde schon zu Beginn des 18. Jahrhunderts weitgehend aufgegeben. Die Stärkung des Katholizismus im Lande blieb aber das gesamte 18. Jahrhundert über ein politisches Ziel der Kurfürsten, das ihre Verwaltung mit unterschiedlichem Eifer durchzusetzen versuchte.

Die Rekatholisierung, wie sie sich in Bretten vor allem in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts bemerkbar machte, ist also nicht so sehr der Versuch, die „A catholici“, wie die Protestanten in den Quellen häufig genannt werden, zum Glaubensübertritt zu bewegen. Es ist vielmehr der Versuch, den katholischen Einfluß in allen Bereichen des städtischen Lebens verstärkt geltend zu machen und möglichst viele städtische Ämter und Beamtenstellen mit Katholiken zu besetzen. Diese Politik

hat sich im Bretten des 18. Jahrhunderts ohne Zweifel durchgesetzt. Etwas verkürzt ließe sich sagen, daß eine zunächst reformierte Vorherrschaft durch eine katholische ersetzt wird. Dabei ist zu beachten, daß beide Konfessionen in Bretten den Lutheranern gegenüber jeweils nur eine Minderheit ausmachen. Im Verhältnis zwischen den Angehörigen der Glaubensgemeinschaften im 18. Jahrhundert begegnen daher immer wieder Fälle von Intoleranz. In einer Grundstimmung wachsender Toleranz macht sich aber auch öfters Unwille über konfessionellen Hader bemerkbar. In der Atmosphäre fortschreitender Duldsamkeit in Glaubensdingen ist die Entstehung einer größeren jüdischen Gemeinde ohne weitergehende Auseinandersetzung möglich gewesen.

Diesen Feststellungen widerspricht keineswegs die Beobachtung, daß in Bretten noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts in allen Angelegenheiten ein sehr starkes konfessionelles Bewußtsein vorherrscht. Im ausgehenden 17. und im 18. Jahrhundert spielte die Frage der Konfession hier ganz gewiß eine erhebliche Rolle. Reformierte, Lutheraner und Katholiken können den mit der Konfessionszugehör-

rigkeit jeweils verbundenen Problemen weder im öffentlichen noch im privaten Leben aus dem Weg gehen. Auseinandersetzungen um das Kirchengut, insbesondere das Almosen, oder auch nur um das Glockengeläut der Stadtkirche betrafen eben nicht nur die Geistlichkeit. Die Konfessionalisierung des städtischen Lebens hat sich schon früh als eher entwicklungs-hemmend erwiesen. Sie ist im 18. Jahrhundert durch die landesherrliche Politik der Rekatholisierung nur verstärkt worden. Diese Politik hat übrigens auch eine nicht sofort ins Auge fallende Konsequenz gehabt: Die Erinnerung an Philipp Melancthon, an den Humanisten und Reformator, als den größten Sohn der Stadt, wie er dann im 19. Jahrhundert endlich gefeiert werden kann, ist im 18. Jahrhundert überhaupt kein städtisches Thema!

### III.

„Ackerbau und Viehzucht sind die Haupteinnahmequellen der hiesigen Stadt und die Gewerbtätigkeit ist nur untergeordnet und beschränkt“. Die selbst für eine Kleinstadt wenig schmeichelhafte Feststellung trifft der schon einmal erwähnte Brettener Oberamtmann Flad. Seine Beschreibung der Wirtschaftsstruktur im Jahre 1851 kennzeichnet Brettens Wirtschaft im gesamten Zeitraum von 1689 bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Die Stadt, die im Alten Reich verfassungsrechtlich, wie bereits festgestellt, eine „Landstadt“ war, ist bis 1851 auch in einem anderen, übertragenen Sinn eine „Landstadt“ geblieben. Noch immer waren ihre Einwohner weitgehend von der agrarischen Produktion abhängig. Auch im Jahre 1851 gilt durchweg, daß die Handwerker ohne ein Einkommen aus eigener Landwirtschaft oder aus landwirtschaftlichem Nebenerwerb nicht bestehen können.

Die Betonung des ländlichen Charakters gerade der Epoche nach 1689 darf aber nicht zu einer falschen Sicht der städtischen Wirtschafts- und Sozialstruktur führen. Sicher haben die Ereignisse des Jahres 1689 und die

Zerstörungen der folgenden Kriegsjahre zum Rückzug auf die Landwirtschaft und zu einer gewissen Verbäuerlichung der städtischen Bevölkerung beigetragen. Daraus darf jedoch nicht geschlossen werden, daß die zumeist als Handwerker ausgebildeten Bürger ihre Gewerbe völlig aufgegeben hätten. Bretten hat im 18. Jahrhundert seine Funktion als kurpfälzische Amtsstadt bewahrt, vor allem aber als Marktort neue Bedeutung gewonnen. Die 1762 einsetzenden Brettener Viehmärkte sind von Anfang an ein Erfolg, der über ein Jahrhundert lang andauern sollte.

Dennoch verbleibt die Landstadt auch nach dem Wiederaufbau bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts in einer Phase der Stagnation. Das erstaunt nicht besonders beim Fehlen einer landesherrlichen Wirtschaftsförderung in kurpfälzischer Zeit; aber auch in den ersten Jahrzehnten badischer Herrschaft sind keine neuen wirtschaftspolitischen Impulse für die Stadt zu beobachten. Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts lassen sich keine industriellen Ansätze feststellen.

In dieser Phase sind es die gut ausgebaute agrarische Grundlage der städtischen Wirtschaft einerseits und die Marktfunktion der Stadt für ein ausgedehntes, landwirtschaftlich geprägtes Umland andererseits, die es ermöglichen, daß nach 1689 ein jeder in der Stadt „leben“ kann, also sein Auskommen findet. Gerade im Hinblick auf die zunehmende Bedeutung Brettens als Marktort läßt sich die eingangs zitierte Einschätzung des Oberamtmanns, daß „Ackerbau und Viehzucht . . . die Haupteinnahmequellen der hiesigen Stadt“ seien, auch so verstehen, daß die Landstadt weit mehr noch als aus der eigenen landwirtschaftlichen Produktion aus der Produktion des Umlandes ihren Nutzen zu ziehen versteht.

In kurpfälzischer wie in der frühen badischen Zeit war die Wirtschaft der Amtsstadt also landwirtschaftlich-handwerklich geprägt, ohne daß sich aussichtsreiche gewerbliche Ansätze erkennen ließen. Bei einer ständig wachsenden Bevölkerung brachte der Mangel

an zusätzlichen Erwerbsmöglichkeiten un-  
ausweichlich das Problem einer ständigen  
Unterbeschäftigung bzw. einer sehr unregel-  
mäßigen Beschäftigung mit sich. Die herge-  
brachten Möglichkeiten der Existenzsiche-  
rung für die Bevölkerung erwiesen sich schon  
im frühen 19. Jahrhundert auf die Dauer als  
unzureichend. Das alte Bretten, Landstadt  
und Markttort, wo alle Einwohner in Land-  
wirtschaft und Handwerk sowie mit vielfälti-  
gen Dienstleistungen ihr Auskommen finden  
konnten, wo zudem der Stadtwald und das  
Spital jedem Bürger nötigenfalls ein gewisses  
Existenzminimum sicherten, hatte die Gren-  
zen seiner Leistungsfähigkeit längst erreicht,  
als es 1848/49 in den revolutionären Ereig-  
nissen heftig erschüttert wurde.

#### IV.

Auch ein kurzer Überblick über die Lage  
Brettens nach 1689 wäre unvollständig, wenn  
nicht von Spital und Wald die Rede wäre. Als  
„Stützen des Gemeinwesens“ waren sie in  
Brettens Geschichte schon lange von Bedeu-  
tung, um so mehr gilt dies in der Wiederauf-  
bauzeit nach 1689.

Die städtischen Waldungen bildeten nicht  
nur eine besonders in Notzeiten gerne in An-  
spruch genommene Einnahmequelle für den  
Stadtsäckel. Der Wald nützte allen Bürgern  
unmittelbar. Nach der Waldordnung hatte  
ein jeder Bürger Anspruch auf Bau- und  
Brennholz; die Handwerker in der Stadt  
konnten das für ihr Gewerbe benötigte Holz  
aus dem städtischen Wald beziehen. Die  
großzügigen Regelungen der Waldordnung,  
wie sie im Dokumentenbuch 1691 festgelegt  
worden waren, haben ohne Zweifel den Wie-  
deraufbau der Bürgerhäuser als Fachwerk-  
häuser, von denen einige noch heute stehen,  
gefördert.

Nicht zu überschätzen ist die Bedeutung des  
bürgerlichen Spitals für den Wiederaufbau.  
Seit der Gründung um das Jahr 1460 hatte  
das Spital nämlich umfangreichen Grundbe-  
sitz in Bretten und den umliegenden Dörfern  
erwerben können. Die Einkünfte aus dem

Güterbesitz und der Pfründnerwirtschaft hat-  
ten es dem Spital auch ermöglicht, seine 1689  
verbrannten Gebäude in der Stadt schon bald  
wieder zu errichten und auszubauen. Sie wur-  
den jedoch mitnichten nur für eigene Zwecke  
genutzt. Erst im Jahre 1787 war die Stadt in  
der Lage, sich ein neues Rathaus zu erbauen;  
auch das Amtshaus ist erst in den Jahren  
1783/84 wiedererrichtet worden. So belegte  
das Oberamt 1772 im Spital vier Zimmer für  
seine Zwecke, während das Stadtgericht fünf  
Zimmer beanspruchte.

Nach der Zerstörung ihres Rathauses im Jah-  
re 1689 brauchte die Stadt Bretten also fast  
ein Jahrhundert, um sich den Bau eines neuen  
Rathauses leisten zu können. Daß sie aller-  
dings überhaupt so lange warten konnte, ist  
sicherlich dem Umstand zuzuschreiben, daß  
sie seit Beginn des 18. Jahrhunderts ebenso  
wie das Oberamt die Räumlichkeiten des  
„reichen“ Spitals für sich nutzen konnte. Das  
Spital mit seiner beträchtlichen Ausstattung  
und seinen regelmäßigen reichlichen Ein-  
künften konnte im 18. Jahrhundert von der  
finanzschwachen Stadt für ihre Zwecke her-  
angezogen werden; gleichzeitig blieben so  
die verarmten Bürger von stärkeren Belastun-  
gen verschont.

Mit dem 1784 bzw. 1787 abgeschlossenen  
Wiederaufbau von herrschaftlichem Amts-  
haus und städtischem Rathaus hatte die kur-  
pfälzische Oberamtsstadt Bretten ihre alte  
Gestalt weitgehend wiedergewonnen. In der  
immer noch von Mauern umschlossenen  
Stadt waren nun nach den Bürgerhäusern  
auch die neben der Stadtkirche bedeutend-  
sten zwei öffentlichen Gebäude wiederer-  
standen, äußere Zeichen für den Abschluß ei-  
nes langen Wiederaufbaus des städtischen  
Gemeinwesens nach dem Brand des Jahres  
1689.

Fassen wir unsere Überlegungen zusammen.  
Die Entwicklung Brettens nach 1689 und bis  
zur Mitte des 19. Jahrhunderts wird gemein-  
hin als eine Phase der Stagnation oder gar des  
Niedergangs angesehen — und zwar als Folge  
des Brandes, von dem sich die Stadt nie recht

erholt habe. Tatsächlich ist 1689 das alte Bretten der äußeren Gestalt nach weitgehend in Schutt und Asche gesunken. Das ganze Gemeinwesen ist durch dieses Ereignis zweifellos schwer getroffen und anhaltend geschwächt worden.

Bei der Bewertung der Lage Brettens nach 1689 dürfen wir jedoch nicht vergessen, daß die Strukturen und Institutionen aus der Zeit vor 1689 auch nach der Zerstörung weiter bestehen. Selbst großen Veränderungen unterworfen, garantieren sie immerhin den — allerdings langwierigen — Wiederaufbau und das Fortbestehen der Oberamtsstadt in einem Jahrhundert, dessen Anfang wiederum durch Kriege geprägt ist. Spätestens in den Revolutionsjahren 1848/49 wird die Notwendigkeit

grundlegender Veränderungen unübersehbar. Ihre Stellung als Amtsstadt und Marktort hatte die Stadt bis dahin zwar gerade noch behaupten können. Durch herrschaftliche Eingriffe in die Verfassung und durch die konfessionellen Auseinandersetzungen im 18. Jahrhundert sind die überkommenen Strukturen der Landstadt aber so weit geschwächt worden, daß sie sich schon im frühen 19. Jahrhundert auch unter badischer Herrschaft als kaum noch entwicklungsfähig erwiesen haben. Hier — und nicht so sehr in der Katastrophe von 1689 — haben wir wohl die Gründe für die bis weit ins 19. Jahrhundert anhaltende Stagnation des alten Brettens zu suchen, dessen Ende sich 1848/49 klar abzeichnet.



**Melancthonstadt Bretten**

**SEHENSWERT**

Melancthonhaus mit Museum und Forschungsbibliothek  
 Historischer Marktplatz mit Fachwerkbauten  
 Wehrtürme der mittelalterlichen Stadtbefestigung  
 Hebererhaus, Amtshaus, Gerberhaus

Barocke Kreuzkirche  
 Hundlesbrunnen  
 Marktbrunnen

**KULTUR  
 FESTE · MÄRKTE**

Peter-und-Paul-Fest  
 Melancthonpreisverleihung  
 Kulturwoche  
 Badische Landesbühne  
 „Gugg-e-mol“-Kellertheater  
 Kunstverein, Jazzclub  
 Kleinkunstfestival, Weinmarkt  
 Marktplatzfest  
 „Treffpunkt Europa“  
 Weihnachtsmarkt

**SPORT  
 FREIZEIT · ERHOLUNG**

Freibad mit Spaßbecken  
 Hallenbad mit Lehrschwimmbecken  
 Tennisanlagen, Squash, Reitanlage  
 Tierpark (Streichelzoo)  
 Wander- und Radwege im Hügel-  
 und Weinland Kraichgau  
 Heimatkundlicher Pfad

Heimattage Baden-Württemberg

**Bretten**



6. – 9. September 1990

**AUSKUNFT:** Stadt Bretten, Rathaus, 7518 Bretten, Telefon 072 52 / 52-0

# Die jüdische Gemeinde in Bretten. Einblicke in ihre Geschichte

Maria Halbritter, Bretten



Einjähriges Examen, Bretten 1916. Jüdische Schüler: Albert Lämmle (untere Reihe, erster von links), Irma Ettlinger (u. R., dritte von links), Martin Reich (u. R., zweiter von rechts) und Siegfried Wertheimer (u. R., erster von rechts)

Quelle: Melanchthon-Gymnasium Bretten. Bretten 1982, S. 54/Dok. III, Nr. 5.2

## 1. Zur Quellenlage

Die folgenden Ausführungen beruhen auf den zum Thema Judenverfolgung in Baden-Württemberg in der nationalsozialistischen Zeit vorliegenden umfangreichen Dokumentenbänden des Staatsarchives Stuttgart<sup>1)</sup> sowie auf Dokumenten des Stadtarchivs Bretten und des Schularchivs des Melanchthon-Gymnasiums Bretten. Darüber hinaus sind Zeitungsarchive<sup>2)</sup> und einzelne private Fotodokumente sowie Briefe von ehemaligen jüdi-

schen Bürgern Bretten<sup>3)</sup> Grundlage der Untersuchung gewesen. Im allgemeinen kann die Quellenlage als zufriedenstellend bezeichnet werden, Lücken treten jedoch vor allem im Bereich der Ermittlung wirtschaftlicher Vorgänge im Zusammenhang mit der Arisierung jüdischer Unternehmen und Betriebe auf. Eine erste Auswertung der Quellen in bezug auf die Situation der Juden in Bretten im Zeitraum 1933 bis 1945 hat Hans-Jörg Ebert in seiner Staatsexamensarbeit in über-

zeugender Weise geleistet<sup>4</sup>). Im folgenden will ich versuchen, auf der Grundlage der Dokumente und des Materials der zu diesem Thema durchgeführten Ausstellung im November 1988 einen kurzen Überblick über die Vorgeschichte jüdischer Bürger in Bretten und ihr Schicksal zur Zeit des Nationalsozialismus zu geben. Es kann dies aufgrund von Mängeln im Quellenbereich, aber auch aufgrund nicht gänzlich auszuschließender Subjektivität nur ein vorläufiger, zeitlich bedingter Auswertungsversuch sein.

## 2. Zur Vorgeschichte: Juden in Bretten seit dem Mittelalter

Den Juden, die vermutlich im 13. Jahrhundert ihre erste Gemeinde in Bretten aufbauten, erging es hier im Verlauf ihrer wechselvollen Geschichte nicht anders als in anderen deutschen Kleinstädten. Sie waren wie überall eine Minderheit mit einem besonderen Rechtsstatus, d. h. nur ein erkaufter Schutzbrief und eine regelmäßig zu entrichtende Sondersteuer erlaubte ihnen eine Existenz mit zahlreichen sozialen und wirtschaftlichen Einschränkungen. Sie erlebten Verfolgungswellen und Phasen der rechtlichen Duldung, aber auch wirtschaftlicher Prosperität. So wurden im Zusammenhang mit der großen Pest im 14. Jahrhundert, die überall den Juden den Vorwurf einbrachte, sie hätten die Brunnen vergiftet, die jüdischen Bewohner Brettens 1348/49 ermordet bzw. vertrieben und ihrer Besitztümer beraubt. Die erste nachweisbare jüdische Gemeinde Brettens ist so zerstört worden. Nachdem Pfalzgraf Ruprecht III. 1391 alle Juden aus kurpfälzischem Gebiet vertrieben hatte, dauerte es 3 Jahrhunderte, bis man wieder von einem jüdischen Gemeindeleben in Bretten sprechen kann. Kurfürst Ludwig von der Pfalz hatte nach dem Dreißigjährigen Krieg die Ansiedlung von Juden in seinem Herrschaftsgebiet wieder erlaubt und ihnen durch einen Schutzbrief Handel gestattet. Die Brettener Juden betrieben vor allem Handel mit Tuchwaren

bei der Landbevölkerung, was sie bald wohlhabend machte, wie der Hausbesitz zeigte, der für das Jahr 1797 dokumentiert ist: von 28 nachweisbaren jüdischen Familien besaßen 20 ein eigenes Haus, und dies zum weit überwiegenden Teil (17) im Zentrum der kleinen Stadt.

Die von der Französischen Revolution ausgelöste stufenweise Überwindung absolutistischer Strukturen begünstigte auch die Entwicklung der Judenemanzipation. Waren sie bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts eine zwar geduldete, aber rechtlich erheblich benachteiligte Bevölkerungsgruppe, so begann im Zuge des Frühliberalismus eine stufenweise Eingliederung in die bürgerliche Gesellschaft des 19. Jahrhunderts. Die jüdischen Bürger der seit der Auflösung der Kurpfalz im Jahre 1803 zum Kurfürstentum Baden gehörenden Kleinstadt Bretten erhielten nach den badischen Konstitutionsedikten von 1807 und 1809 eine weitgehende kirchenrechtliche und bürgerliche Gleichstellung. Das bedeutete, die bisherigen Benachteiligungen im Bildungswesen und Heiratsbeschränkungen wurden aufgehoben, Niederlassungsfreiheit und Gleichheit vor Gericht wurden gewährt. Die neu gewonnene Liberalität mag die Ursache dafür gewesen sein, daß die jüdische Gemeinde Brettens 1813 bei der Stadtverwaltung den Antrag stellte, den Wochenmarkt mit Rücksicht auf den jüdischen Feiertag am Samstag auf einen anderen Wochentag zu verschieben. Zwar wurde dem Antrag in dieser Form nicht stattgegeben, aber es wurde ein zweiter Markttag wöchentlich eingeführt. Das wirtschaftliche Leben der jüdischen Bürger entwickelte sich auch aufgrund neuer Erwerbszweige im Tabak- und Viehhandel so günstig, daß man 1822 den Bau einer eigenen Synagoge beginnen konnte. Die neue Verfassung und Organisation der jüdischen Kirche Badens wies der Brettener Synagoge den Rang einer Bezirkssynagoge zu, der zahlreiche kleinere jüdische Gemeinden aus dem Umland zugeordnet wurden. Die Etablierung der jüdischen Bürger zeigte sich auch in der

Errichtung einer jüdischen Volksschule und eines eigenen jüdischen Friedhofs (1835). 189 Mitglieder zählte die jüdische Gemeinde 1825, das bedeutete 6,5% der Gesamtbevölkerung Brettens. Obwohl die absolute Zahl der jüdischen Einwohnerzahl Brettens seit der Mitte des 18. Jahrhunderts bis 1900, abgesehen von einem Rückgang im Zusammenhang mit den Verfolgungswellen und wirtschaftlichen Krisen im Umfeld der 1848er Revolution, kontinuierlich bis zu der Zahl von 263 jüdischen Einwohnern stieg, blieb der Bevölkerungsanteil in der Höhe von 5–6,5%. Die Ursachen dafür waren vielfältig. Zum einen war die volle Gleichberechtigung der Juden in Baden im beruflichen, wirtschaftlichen und politischen Leben mit den Edikten von 1807 und 1809 noch lange nicht erreicht; dies sollte erst nach Rückschlägen und langen parlamentarischen Auseinandersetzungen im Jahr 1862 gelingen. Das hieß, man lebte als jüdischer Bürger bis zu diesem Zeitpunkt immer noch mit erheblichen Nachteilen: die Zulassung zu öffentlichen Ämtern in Verwaltung, Justiz, Militär und Wissenschaft war verwehrt. Die Kleinstadt Bretten bot zwar in diesem Bereich im Vergleich zu größeren Städten ohnehin geringere berufliche Möglichkeiten, doch als Oberamtsstadt verfügte man immerhin über einen konstanten Anteil an Arbeitsplätzen im öffentlichen Dienst, der den jüdischen Bewerbern nicht offenstand. Existenzmöglichkeiten gab es deshalb vor der eigentlichen Judenemanzipation für einen Teil des Judentums eher in ländlichen Gegenden. So gab es in den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts Phasen, in denen in den umliegenden kleineren Ortschaften Brettens, wie Diedelsheim, Flehingen, Gondelsheim und Bauerbach der jüdische Bevölkerungsanteil auf 10% bis 14% anstieg. Zum anderen erwies sich das Zusammenleben mit jüdischen Bürgern, in Krisenzeiten besonders, immer wieder als anfällig für affektiv und irrational gesteuerte rassistische Bewegungen, wie z. B. die Ausschreitungen gegen jüdische Einwohner Brettens in den Tagen

der 1848er Revolution zeigten. Um den Unmut der übrigen Bevölkerung nicht zu provozieren und sich vor ähnlichen Vorfällen zu schützen, baten in dieser Zeit 23 Flehinger jüdische Schutzbürger die erste Kammer des Badischen Landtages sogar, von der staatsbürgerlichen Emanzipation der Juden, die 1848 durch ein Gesetz erlassen worden war, ausgenommen zu werden. Die gemeindebürgerliche und damit die völlige bürgerliche Gleichstellung von 1862 wiederum bewirkte eine Wanderungsbewegung von den ländlichen in kleinstädtische und von kleinstädtischen in großstädtische Regionen. So sank etwa ab den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts der jüdische Bevölkerungsanteil in den umliegenden Ortschaften Brettens deutlich, während ihre absolute Zahl in Bretten selbst ebenso deutlich stieg. Der Unterhalt der Synagogen in Diedelsheim, Bauerbach und Gondelsheim z. B. konnte von der kleinen Zahl jüdischer Bürger im Umland bald nicht mehr erbracht werden. Die Synagogen mußten schließlich verkauft werden.

Antisemitische Bewegungen, wie z. B. die um den evangelischen Geistlichen Adolf Stöcker, die im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts wieder deutlich zu spüren waren, sorgten auch im Kraichgau und in Bretten dafür, daß das Leben der jüdischen Bürger in der kleinen Stadt immer wieder an die Grenzen der Integrationsfähigkeit ihrer Bürger stieß, wie die empörte Reaktion des evangelischen Ortsschulrats auf die Versetzung eines Unterlehrers jüdischer Konfession an die hiesige Volksschule bewies.<sup>5)</sup> Andererseits gab es auch Beispiele der gesellschaftlichen Integration in Turn- und Gesangsvereinen, bei der Feuerwehr und beim Gesindeball, sogar beim Katholischen Krankenschwesternverein. Zeichen für den Grad der sozialen Annäherung war auch die Arbeit eines Literaturvereins für jüdische Geschichte mit ca. 50 Mitgliedern um die Jahrhundertwende. Grundlage dieser sozialen Stellung der jüdischen Bürger war ihr Beitrag zur wirtschaftlichen Entwicklung der Stadt. So beschäftigte die Herdfabrik

Lämmle vor 1914 ca. 100 Arbeiter, zu den größeren Unternehmen der Stadt zählten auch die Zigarrenfabrik Eichersheimer und die Textilgroßhandelsfirma Veis. Daß man sich in erster Linie als Deutsche und erst in zweiter Linie als Juden verstand, bewies ihre Bereitschaft, für deutsche Interessen in den ersten Weltkrieg zu ziehen. 12 Gefallene sind auf dem Gedenkstein im jüdischen Friedhof verzeichnet, darunter waren die wirtschaftlich bedeutenden Fabrikanten und Kaufmannsfamilien Lämmle (allein vier Familienmitglieder), Koppel und Wertheimer mit ihren gerade 18- und 19jährigen Söhnen, sieben der zwölf Gefallenen sind mit verschiedenen Verdienstkreuzen ausgezeichnet worden.<sup>6)</sup> Die nationale Identifikation blieb auch nach 1918 lebendig, wie die Ortsgruppe des Reichsbundes jüdischer Frontsoldaten mit ihren 18 Mitgliedern aus den wirtschaftlich herausragenden jüdischen Familien Veis, Eichersheimer und Erlebacher bewies.<sup>7)</sup>

### 3. Die jüdische Gemeinde Brettens in der Weimarer Zeit

Trotz zeitweise schwieriger wirtschaftlicher Bedingungen nach dem Ersten Weltkrieg gelang es etwa 50—60 jüdischen Kaufleuten und Händlern (dazu gehörten 2 Metzger, einer von ihnen besaß den Gastwirtschaftsbetrieb „Zur Blume“ am Marktplatz), ihre wirtschaftliche Existenz aufzubauen und zu erhalten. Neben den schon seit dem 19. Jahrhundert bestehenden Unternehmen Malag (Machul Aaron Lämmle, Herdfabrik, Wilhelmstr. 39) und Eichersheimer (Zigarrenfabrik, Wilhelmstr. 54) handelte es sich im wesentlichen um Handels- und Gewerbebetriebe im Textilbereich (z. B. Bernhard Veis und Söhne, Oppenlochgasse 313, Textilgroßhandelsfirma Gebrüder Veis, Pforzheimer Str. 25, Textilhandlung Oskar Grabenheimer, Mönchhofgasse 6, Textilwaren Julius Graf, Melanchthonstr. 124, Manufakturwarenhandlung Julius Hermann, Wilhelmstr. 10, Manufakturwaren Emilie Wertheimer, Marktplatz 2, Manufakturwaren Isaak Wert-

heimer, Melanchthonstr. 70), im Viehhandel und damit zusammenhängenden Handelsbetrieben (z. B. Elias Bodenheimer, Melanchthonstr. 90, Emil Bodenheimer, Melanchthonstr. 106, Julius Erlebacher, Melanchthonstr. 49, Fell- und Manufakturwarenhandlung Jakob Erlebacher, Melanchthonstr. 57, Pferde- und Viehhandlung Siegfried Lichtenberger, Pforzheimer Str. 51, Vieh- und Pferdehandel Jakob Koppel und Söhne, Weißhofer Str. 42), im Eisen- und Maschinenhandel (Leopold Löb, Melanchthonstr. 11, Salli Wertheimer, Wilhelmstr. 30) und im Spirituosengeschäft (David Erlebacher und Söhne, Melanchthonstr. 49a, Max Erlebacher, Melanchthonstr. 56, Isaak Wertheimer, Bahnhofstr. 1). Die aus diesen Angaben ersichtliche Besitzstruktur im Familienverband war sicher für manche einheimische Konkurrenz ein Ärgernis und später Grundlage für antisemitische Hetze. Andererseits war sie aber auch die Ursache dafür, daß Betriebsschließungen im Gefolge der Weltwirtschaftskrise nur in zwei Fällen nötig waren. Bis zum Januar 1933 sind seit 1926 jedenfalls nur 7 Betriebseinstellungen bekannt, so daß der Anteil der jüdischen Geschäfts- und Betriebsinhaber zu Beginn der 30er Jahre in Bretten zwischen 6 und 7% aller selbständigen Gewerbetreibenden und Fabrikanten lag<sup>8)</sup> und dies bei einer sinkenden Zahl der jüdischen Bürger Brettens.

Der wirtschaftlichen Bedeutung und Stellung des jüdischen Bevölkerungsanteils entsprechend gehörte es auch dazu, zumindest in den wohlhabenderen jüdischen Familien Brettens und des Umlandes, die Kinder in die beste Schule am Ort, die Oberrealschule, zu schicken. Die Namen der führenden jüdischen Familien tauchen denn auch in den Schülerlisten der Oberrealschule auf. Da zur Selbstdarstellung jeder religiösen, so auch der jüdischen Gemeinde die Ausstattung ihres Gotteshauses dient, unterzog man 1929 die 1821/22 erbaute Synagoge einer vollständigen Renovierung, deren Ergebnis die Brettenner Zeitung in ihrer Ausgabe vom 5. 7. 1929

als eine „Sehenswürdigkeit der Stadt“ bezeichnete. Insgesamt zeichnet sich für die Weimarer Zeit das Bild einer wirtschaftlich gesicherten und kulturell lebendigen jüdischen Gemeinde in Bretten ab. Das Zusammenleben der Bürger Brettens mit ihren jüdischen Mitbürgern wird in der Erinnerung von beiden Seiten häufig als gut und frei von Spannungen bezeichnet<sup>9)</sup>, und dennoch: es blieb eine gewisse Distanz.

So gelang den jüdischen Einwohnern Brettens keine vollständige Integration in das politische und gesellschaftliche Leben der Kleinstadt<sup>10)</sup> — sie war wohl auch von beiden Seiten nicht unbedingt erwünscht. Im Gemeinderat waren — im Gegensatz zu Flehingen — nie jüdische Bürger vertreten, und dies vermutlich auch aus einer bewußten Zurückhaltung der Juden vom politischen Leben der Stadt. Sei es, daß man dem politischen Klima der Weimarer Republik mit seinen verschiedenen antidemokratischen Strömungen, die auch schon rassistische Züge trugen und natürlich auch, teils gerade dort, in der Provinz zu spüren waren<sup>11)</sup>, mit Skepsis und Sorge gegenüberstand, oder sei es einfach nur, daß das Hauptinteresse sich auf das eigene wirtschaftliche Fortkommen konzentrierte, das ja nach dem Ersten Weltkrieg von einer allgemeinen Wirtschaftskrise und Labilität bedroht war. Beide Umstände jedenfalls haben einen Rückgang der jüdischen Bevölkerung Brettens von 263 jüdischen Bürgern im Jahr 1900 auf 155 im Jahr 1925 bewirkt, das hieß einen Rückgang um 41%. Diese Entwicklung setzte sich, allerdings langsamer, bis 1933 fort, bei der Volkszählung im Juni 1933 lebten nur noch 114 jüdische Einwohner in Bretten; somit war der jüdische Bevölkerungsanteil der Stadt seit seinem höchsten Stand im Jahr 1900 mit 6,5% auf 1,5% im Jahr 1933 gesunken.<sup>12)</sup> Ähnlich hatte sich der Anteil der jüdischen Schüler an der Oberrealschule Bretten im Zeitraum von 1925 bis 1933 von 9,3% auf 5,1% reduziert.<sup>13)</sup> Das Leben jüdischer Schüler an der Oberrealschule Bretten spielte sich bis zur nationalsozialistischen Machtergrei-

fung weitgehend in normalen Bahnen ab, vor allem dann, wenn zwischen 3 und 6 Schüler einer Klasse jüdisch waren, wie dies noch Mitte der zwanziger Jahre mehrfach der Fall war. Schwieriger wurde es sicherlich für einen einzelnen, der konnte auch schon in der ersten Hälfte der Weimarer Republik erfahren, daß sich in Schüleraggressionen untereinander auch deutlich antisemitische Motive mischten.<sup>14)</sup> Als allseits beliebt und geschätzt wiederum galt der einzige jüdische Lehrer an der Oberrealschule, Josef Weiler<sup>15)</sup>, der seit 1907 dort als Neuphilologe tätig war und im Februar 1933 durch seinen natürlichen Tod der zu erwartenden Entlassung nach dem Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums vom 7. 4. 1933 entging.

#### 4. Das Leben in der Diffamierung.

##### Die jüdische Gemeinde Brettens nach 1933

Nachdem im Herbst 1931 schon etliche Zeitungsartikel im Süddeutschen Volksblatt Vorboten des nationalsozialistischen Zeitgeistes gewesen waren, zeigte der Disput über das Schächtverbot im Gemeinderat und in den regionalen Zeitungen im Januar 1932, wie sich die öffentliche Stimmung radikalisiert hatte. Das kommunale Schächtverbot wurde zwar im April 1932 noch einmal aufgehoben, aber es dauerte nur ein Jahr, bis das rituelle Schlachten, das bis dahin in einem besonderen Raum des städtischen Schlachthofs stattgefunden hatte, am 4. 4. 1933 endgültig verboten wurde. Drei Tage davor hatte mit dem reichsweiten allgemeinen Boykott jüdischer Geschäfte die öffentliche Diffamierung und Verfolgung der deutschen Juden begonnen. Die Aktion, die von der NSDAP als „notwendige Abwehrmaßnahme zum Schutz der deutschen Arbeit“<sup>16)</sup> erklärt wurde, führte die Ortsgruppe der NSDAP laut ihrer Ankündigung im Brettener Tagblatt am 30. 3. 1933 wie folgt durch: „9.00 Uhr Aufstellung von Schildern unter Doppelposten der SA vor allen jüdischen Geschäften. Wer ein- und ausgeht, wird sistiert, und die Namen der Be-

treffenden werden am folgenden Tag auf der Titelseite der drei Brettener Zeitungen unter: „Liste der Vaterlandsverräter“ veröffentlicht.<sup>17)</sup> So massiv die von der überregionalen in der örtlichen Presse übernommenen propagandistischen Artikel auch gegen die „jüdischen Hetzer“ wetterten, die Aktion in der Provinz verlief jedoch häufig ohne die erwartete breite Beteiligung der Bevölkerung. Der Aufruf des örtlichen Aktionskomitees zur Boykottaktion, der die „deutschen Zeitungen“ ausdrücklich dazu aufforderte, keine Inserate von einem jüdischen Geschäft, Arzt oder Rechtsanwalt mehr aufzunehmen, war für die Leser des Brettener Tagblatts paradoxerweise genau unter einer Anzeige der jüdischen Textilfirma Veis zu lesen, wohl kaum ein Zufall oder Versehen. Dennoch konnten die örtlichen Akteure „ihren“ Boykottverlauf als „Erfolg“ weitermelden: die jüdischen Geschäfte wurden an jenem Samstag, den 1. 4. 1933, unter Bewachung von SA-Posten gestellt, das Haus der Textilfirma Veis nach „Devisen durchsucht“<sup>18)</sup>, weitere jüdische Häuser und Geschäfte wurden mit „Schmähschriften verschmiert“<sup>19)</sup>, eine „arische“ Bürgerin, die trotz des Verbots im jüdischen Textilgeschäft Veis einkaufte, wurde in der Lokalpresse dafür geächtet.<sup>20)</sup> Obwohl der Boykott die erste reichsweit organisierte Diffamierung gegenüber den Juden war, wurde er von vielen noch nicht als Anfang einer langen Kette von Verfolgungs- und Vernichtungsmaßnahmen verstanden. So schreibt selbst Julius Veis: „Wir nahmen es leider nicht ernstlich. Wir waren zu deutsch und mein Vater Frontsoldat im Ersten Weltkrieg.“<sup>21)</sup> Die Hoffnung auf den Schutz durch die erwiesene nationale Gesinnung im Krieg war für viele eine trügerische Beruhigung. Auch die Tatsache, daß in der überregionalen und lokalen Presse die Darstellung von Verlauf und Ausmaß der Boykottaktionen vor allem propagandistischen Zwecken diene, konnte zur Fehleinschätzung beitragen. Ein Beispiel dafür liefert das Presseorgan der Ortsgruppe des Vereins „Badische Heimat“, „Der Pfei-

ferturm“, in seinem Aprilheft 1933: „In beispielloser Geschlossenheit folgte das deutsche Volk den Anordnungen seiner Führer in der Ächtung des Judentums. Niemandem wurde nach dem Leben getrachtet, niemandem ein Haar gekrümmt, aber auf einen Schlag, zu festgesetzter Stunde mied der deutsche Käufer jedes jüdische Geschäft. Wo in der Geschichte finden wir ein Beispiel für eine solch unerhörte Äußerung gleich gerichteten Volkswillens, wo einen Fall scharfen, selbsterhaltenden Abwehrkampfes, der deutschem Wesen würdiger sei?“<sup>22)</sup> Der Tenor dieser Zeilen, der der Aktion Legalität vermitteln sollte durch die Berufung auf angebliche Gewaltfreiheit und durch die Beschwörung der deutschen Volksgemeinschaft mit ihren positiven Attributen Entschlossenheit und Zusammenhalt im Selbsterhaltungskampf, verfehlte aber seine beabsichtigte Wirkung langfristig nicht.

Die wirtschaftliche Existenz jüdischer Geschäfte wurde zunehmend schwieriger, auch in Bretten. Nicht nur daß man erhebliche Absatzrückgänge hinnehmen mußte, sondern auch Anschuldigungen vor Gericht wegen unlauterer Geschäftspraktiken zerstörten die unternehmerischen Voraussetzungen jüdischer Betriebe. Besonders betroffen davon waren die jüdischen Viehhändler, die den lokalen Viehmarkt bislang völlig beherrscht hatten, weshalb es für die NSDAP ein leichtes war, die Bauern des Umlandes gegen sie aufzuhetzen. 55 Anklagen<sup>23)</sup> sollen so gegen Siegfried Lichtenberger von den Bauern erhoben worden sein, in denen ihm vorgeworfen wurde, die Rechtsunkenntnis der Landwirte ausgenutzt, kranke Tiere als gesund und mit überhöhtem Preis verkauft und so die Bauern „ausgeplündert“ zu haben. Die durch entsprechende Zeitungsartikel aufgeheizte Stimmung gegen den „Bauernwürger von Bretten“<sup>24)</sup> führte schließlich Ende Oktober 1933 zu einer „Durchsuchung“ des Anwesens der Firma in der Pforzheimer Straße 51, wobei es zu erheblichem Sachschaden durch Gewaltanwendung und zu Schikanen kam, eine

insgesamt sicher mit bewußter Brutalität durchgeführte Aktion, die den Teilhaber der Firma, Moses Lichtenberger, noch in ihrem Verlauf zum Selbstmord trieb.<sup>25)</sup> Wenn auch sämtliche Klagen gegen Siegfried Lichtenberger vor Gericht als unberechtigt abgewiesen wurden, so war doch das Geschäft ruiniert. Siegfried Lichtenberger ging nach seiner Entlassung aus Kieslau in die Emigration. Der Erlaß des badischen Finanz- und Wirtschaftsministers Köhler gegen den „unreellen Viehhandel“ und die neue reichsrechtliche Erlaubnispflicht für den Viehhandel raubte den jüdischen Viehhändlern die wirtschaftliche Existenz. Die ökonomischen Bedingungen für jüdische Geschäfte und Verbraucher verschlechterten sich seit Januar 1933 erheblich. Die arische Käuferschaft wurde durch ständige Hetze in Presse und Rundfunk oder durch direkte Anordnungen im Falle der Beamten<sup>26)</sup> dazu angehalten, jüdische Geschäfte zu boykottieren, der jüdische Käufer durch Aufschriften wie „Juden unerwünscht“ — so auch in Bretten — aus arischen Geschäften oder Lokalen verdrängt. Die Tatsache, daß zwischen Januar 1933 und November 1938 noch 4 jüdische Geschäftsgründungen in Bretten stattfanden, was natürlich besonders den Zorn der örtlichen Konkurrenz gegen „solche Außenseiter“ erregte, wie sich am Beispiel des Schreinereibetriebes Michelson zeigte<sup>27)</sup>, konnte nicht den wirtschaftlichen Exodus der jüdischen Firmen aufhalten. Im oben genannten Zeitraum verloren ca. 17–20 jüdische Firmeninhaber ihren Betrieb.<sup>28)</sup>

Auch die allgemeinen Lebensbedingungen trieben die jüdischen Bürger in Bretten und anderswo zunehmend in die gesellschaftliche Isolation. Bei Sammelaktionen der NS-Volkswohlfahrt zusammen mit den christlichen Kirchen und ihren Verbänden für das Winterhilfswerk war nur „der Volksgenosse gleichen Blutes“<sup>29)</sup> für Spenden vorgesehen, auf öffentlichen Sportplätzen durfte ab 1. 9. 1933 nur noch die Hitlerjugend Sport treiben.<sup>30)</sup> Zwar erhielten 4 Schüler „wegen Anspiens eines jüdischen Mitschülers“ im De-

zember 1933 noch die schlechtere Betragesnote, doch die Vereidigung der Lehrer auf den Führer im September 1934, die Schulung der Lehrer in nationalsozialistischen Lehrgängen ab 1935, der ministerielle Zwang, zur verordneten Weltanschauung schriftlich Stellung zu nehmen, die zu erbringenden Ahnenachweise und schließlich der zunehmende Druck des nationalsozialistischen Lehrerbundes<sup>31)</sup> verlangten viel taktisches Geschick und persönlichen Mut, sich gegen diesen Zeitgeist zu behaupten. 4% der Schüler der Oberrealschule Brettens waren 1933 von dieser veränderten Situation betroffen, das waren 5 von 126, 1934/35 waren es nur noch 1,8%, d. h. 2 von 109 Schülern, 1935/36 2,9%, d. h. 3 von 102 Schülern, 1936/37 2,7%, d. h. 3 von 110 und 1937/38 0,7%, d. h. 1 von 134 Schülern. Der letzte jüdische Schüler, der 1934 in die Sexta eingetreten war, verließ am 9. 7. 1937, also nach ca. 10 Wochen in der Klasse Untertertia, die Schule, um noch im gleichen Monat nach Nordamerika auszuwandern. Er war laut Notenlisten ein sehr guter Schüler, der aber nach Erlaß als jüdischer Schüler im Gegensatz zu den ausführlichen Bewertungen der übrigen Schüler nicht verbal beurteilt werden durfte.<sup>32)</sup> Das Schulklima änderte sich für alle Schüler im Zuge der Gleichschaltungsmaßnahmen im Laufe des Jahres 1933 spürbar, das bedeutete etliche Feierstunden zu nationalen und vaterländischen Anlässen und Gedenktagen<sup>33)</sup>, Fackelzüge durch die Stadt, der Samstag wurde zum Staatsjugendtag erhoben, der Schulfunk machte die Schüler zu „Zeugen“ von Reichstagsreden und Proklamationen des Führers, Filmvorführungen im Capitol-Kino zogen die Schüler in den Bann perfekt organisierter Großkundgebungen und theatralisch inszenierter Feierstunden; was man im Film erlebte, ahmte man bei „feierlichen Flaggenhissungen“ zu Beginn der Ferien im Schulhof nach, die politische Gegenwart mischte sich mit der wiederholt verlangten „Behandlung der Judenfrage und rassekundlicher Fragen“ in den Unterricht ein. In einer didaktischen Schrift dazu wurde dem



*Ausschnitt aus der Luftaufnahme der Stadt Bretten von 1931 mit der Synagoge (rechts vom Pfeifferturm Gebäude mit vier langgezogenen Fenstern)*  
 Stadarchiv Bretten/Dok. III, Nr. 4.4

Geschichtslehrer empfohlen, die Schüler ein „Judenmerkheft“ anlegen zu lassen, in dem unter anderem stehen sollte: „Der Jude geht der schweren Arbeit aus dem Wege. Er lebt vom Schweiß seines Wirtsvolkes. Er ist ein Schmarotzer, wie die Mistel auf dem Baum.“ In der gleichen Schrift wurde der Lehrer dazu aufgefordert, den Schülern zu vermitteln, daß die Juden trotz Taufe, jahrhundertlangem Aufenthalt in Deutschland Juden in ihrer Denkart geblieben seien. „Sie bleiben Juden, Schacherer, Wucherer, Betrüger, Verbrecher, weil Sprache, Taufe und Wohnsitz das Blut nicht zu ändern vermögen.“ Die Schüler sollten zu der Erkenntnis gelangen, „daß die gegen den Juden gerichtete Gesetzgebung und der Kampf gegen ihn keine Laune und Willkür, sondern ein Akt der Notwehr unseres Volkes ist.“<sup>34)</sup> Angesichts dieser immer intensiver werdenden Indoktrination mag das

Sammeln von verschiedenen Altmaterialien im Rahmen des Schülerbeitrags zum Vier-Jahres-Plan für die jüdischen Schüler — und sicher nicht nur für diese — noch die erträglichste Folge der gleichgeschalteten Schule gewesen sein. Die Gedanken und Gefühle jüdischer Schüler bei all den genannten Selbstdarstellungen der nationalen Volksgemeinschaft, an denen sie nicht teilnehmen durften<sup>35)</sup>, lassen sich unschwer nachvollziehen. Julius Veis, der die Oberrealschule von 1928 bis 1934 besucht hatte, schrieb über seine Abschlußfeier nach der Untersekunda: „Als ich die Oberrealschule absolvierte, mußte ich bei der Schlußfeier allein als letzter hereinlaufen und wurde verspottet. Jeder hatte Angst, mit mir zu reden.“<sup>36)</sup> Die Möglichkeit, solchen Demütigungen zu entgehen und sich in jüdische Schulen zurückzuziehen, die nach einem Erlaß des badischen Kultusministers von 1934

eingerrichtet werden sollten, bestand für Gymnasiasten aufgrund der geringeren Anzahl jüdischer Schüler in dieser Schulart nicht.<sup>37)</sup> Die der Situation angemessenste Alternative war wohl, die Schullaufbahn abzubrechen und auszuwandern, meist nach Amerika, was von den 32 jüdischen Schülern an der Oberrealschule Brettens zwischen 1925 und 1937 23 auch taten.

Mit der Erfassung aller jüdischen Bürger in einer Judenkartei, die im Oktober 1935 begann und vierteljährlich auf den neuesten Stand gebracht werden sollte<sup>38)</sup>, setzte die Vorbereitung der verwaltungsmäßig organisierten Vertreibung ein. Die vermutlich älteste Liste Brettens führte 100 Juden und jüdische Mischlinge auf. Am 31. 12. 1937 wurden auf einer später erstellten Liste mit 91 Personen handschriftlich Auswanderungen verzeichnet und der neue Stand von „77 Köpfen“ vermerkt. Sie waren, wie die verwaltungsrechtlichen Folgerungen aus den Nürnberger Gesetzen es vorsahen, seit April 1937 keine Gemeindebürger mehr<sup>39)</sup>, das hieß, daß sie aufgrund „artfremden Blutes“ die deutsche Staatsangehörigkeit nicht mehr besaßen, keinen Anspruch mehr auf Bürgergaben hatten und auch keine politischen Rechte mehr, beispielsweise das Wahlrecht, wahrnehmen durften. Nicht daß das Wahlrecht in dieser Diktatur für die sogenannten Reichsdeutschen eine politische Bedeutung gehabt hätte, aber es war ein weiterer Schritt zur Ausgrenzung aus der so intensiv beschworenen Volksgemeinschaft, außerhalb derer es kein Recht gab. Die so Ausgestoßenen fanden ihre Lage wie von den Nationalsozialisten gewollt als „Schande“, Freundschaften gingen auf Distanz, lösten sich auf, man wollte ja die Freunde nicht „kompromittieren“<sup>40)</sup>. Man versuchte, „so viel wie möglich zu Hause zu bleiben. Es war gefährlich, einer SA- oder SS-Kolonie oder der HJ auf der Straße zu begegnen.“<sup>41)</sup> Es gab „fast keinen Kontakt mehr mit christlichen Mitbürgern. Sie fürchteten, angepöbelt zu werden . . . Es war sehr deprimierend, wenn der ehemalige Freund oder

Nachbar mich nicht mehr kennen wollte“, schrieb Max Weingärtner 50 Jahre später über diese Zeit.<sup>42)</sup> Ein anderer ehemaliger jüdischer Bürger beschreibt die Situation noch schärfer, wenn er sagt: „Es gab wohl sympathische Mitbürger, jedoch offen hat sich niemand für die Juden eingesetzt. Die Stadt war zu klein, um Leute hervorzubringen, die ihrem Gewissen nach zu handeln wagten.“<sup>43)</sup> Andere ehemalige jüdische Bürger Brettens wiederum weisen deutlich mit Namen auf die – zugegeben wenigen – einzelnen hin, die diesen vermißten Mut aufbrachten, den der Schreiber des obigen Briefes persönlich wohl nicht erfahren hat.<sup>44)</sup>

Folge dieser Gesamtsituation war jedenfalls, daß es zu größeren Binnenwanderungsbewegungen innerhalb der jüdischen Bevölkerung im Reich kam; man floh die unerträglich gewordene Isolierung in ländlichen Gegenden und zog in die Städte, dort konnte man sich besser gegenseitig unterstützen. Auch in Bretten tauchten in der Judenkartei Personen auf, die sich vom großen Familienverband Schutz erhofften, andere wieder verließen aus eben diesen Gründen die Kleinstadt und versuchten in der Großstadt unterzutauchen, vielleicht Arbeit zu finden. Diesen Weg gingen zwischen 1936 und 1940 vermutlich 36 jüdische Bürger Brettens. Ihr weiteres Schicksal ist in der Regel nur schwer zu ermitteln. Der größere Teil der jüdischen Bürger Brettens, etwa zwischen 76 und 81 Personen, versuchte, durch Emigration in die Vereinigten Staaten, nach Südamerika oder Palästina dem nationalsozialistischen Regime zu entkommen.<sup>45)</sup> Bis zum entscheidenden Schlag gegen das Judentum vor der Kriegsphase im Jahr 1938 hatten seit 1936 ca. 35 jüdische Bürger Bretten in Richtung Ausland verlassen und ca. 26 jüdische Bürger waren in eine andere, meist größere Stadt im Reich abgewandert. Nachdem zwischen 8 und 15 jüdische Bürger in dem Zeitraum von 1933 bis 1938 eines natürlichen Todes in Bretten gestorben waren, war die jüdische Gemeinde Brettens zum Zeitpunkt der Ereignisse im November 1938

bereits zu einer kleinen Gruppe von ca. 30 Personen, zu denen durch die binnenländische Fluchtbewegung noch etwa 10 bis 15 Personen dazukamen, zusammengeschmolzen.

### 5. Pogromnacht November 1938 in Bretten

Der Verlauf des Novemberpogroms in Bretten ist teilweise rekonstruierbar aus Aussagen von Zeitzeugen, aus der Meldung des SS-Sturmbanns III/62 in Bretten über die Durchführung der Judenaktion und schließlich aus den Prozeßakten über die Verfahren wegen Landfriedensbruch gegen an der Aktion beteiligte Männer aus dem Jahr 1948.<sup>46)</sup> Die „Reichskristallnacht“ fand danach in Bretten am Morgen des 10. 11. 1938 statt. Der Befehl für den SS-Sturmbann lautete:

1. Festnahme der Juden in und um Bretten.
2. Zerstörung der jüdischen Geschäfte und
3. Brandlegung der Synagoge.

Die Festnahme aller männlichen Juden bis zu 65 Jahren fand in den Morgenstunden zwischen 7.00 und 9.00 Uhr statt. In einem kleinen Raum im alten Rathaus hielt man sie — ca. 30 Personen — fest; vorher schon und im Verlauf des Tages wurden die Fensterscheiben jüdischer Geschäfte zerstört, Einrichtungen demoliert und Waren beschädigt bzw. wertlos gemacht, so dokumentiert für je ein jüdisches Geschäft in der Pforzheimer Straße und in der Wilhelmstraße. Gegen 10.00 Uhr stand die Synagoge in Flammen, neben dem erst vor 10 Jahren renovierten Inventar verbrannten 25—27 Thorarollen mit Bekleidung, Silberschmuck, alle Gebetsbücher und Schriften, die man aus dem Haus des Rabbiners herbeigeschafft hatte. Vom Rathaus aus konnten die dort festgehaltenen Juden den Streit zwischen dem Kommandanten der Feuerwehr und Brettener Nationalsozialisten mitverfolgen, als es darum ging, den Brand zu löschen, wie die Feuerwehr wegen der Gefahr für die umliegenden Häuser es für nötig hielt, oder nur das Übergreifen der Flammen auf Nachbarhäuser zu verhindern, wie die verantwortlichen Nationalsozialisten es anord-

neten, eine Auseinandersetzung, bei der sich der stellvertretende Feuerwehrkommandant eine Haftandrohung einhandelte.

Das Interesse der Brettener Bürger wird unterschiedlich bewertet, es werden Zahlen von 20—25 Schaulustigen genannt, darunter auch Schüler. Daß es sich um eine größere Anzahl Schüler handelte, läßt der Vermerk in der Konferenz am 10. 11. 1938 vermuten, in dem der Direktor der Oberrealschule das Versagen der Aufsicht seitens der Lehrer feststellte und Schüler wegen Mißachtung der Aufforderung zur rechtzeitigen Rückkehr in die Schule mit Arreststrafen belegte.<sup>47)</sup> Selbstverständlich zogen dieser Brand, die in aller Öffentlichkeit am Tag durchgeführte Brandstiftung, manche Hetztiraden der Akteure gegen die Juden am Brandort und bei den Zerstörungsaktionen gegen die jüdischen Geschäfte die Aufmerksamkeit vieler Passanten auf sich; ob sie auch ihre Zustimmung fanden, muß offenbleiben, wahrscheinlicher ist, daß diese Vorgänge meist ein Unbehagen hervorriefen, Angst erzeugten, die zu dem vielfach beklagten Schweigen führte. Von solchen Empfindungen beherrscht, haben die Brettener Bürger in den Mittagsstunden oder am frühen Nachmittag vermutlich auch den von der SA bewachten Zug der verhafteten männlichen Juden vom Rathaus bis zum Kaiserdenkmal und über den Promenadenweg zurück zur brennenden Synagoge beobachtet, wo ein Brettener Nationalsozialist anschließend eine antisemitische Hetzrede hielt. Zu den durch Zeugen belegten Demütigungen der Brettener Juden gehört auch der Vorfall vor einem der zerstörten Schaufenster eines jüdischen Geschäftes, als ein Brettener Jude, aufgefordert die Scherben zu beseitigen, von einem Bürger mit Fußstritten mißhandelt wurde. Auch hier gab es Zuschauer, die in ihrer Mehrzahl passiv blieben, allenfalls gegen die sadistischen Fußtritte ihre Mißbilligung ausdrückten. Der Zwiespalt zwischen der Ablehnung des Fremdartigen, sobald es um die in ihrer Gesamtheit anonyme Gruppe von Juden ging, und dem Bedauern da, wo es um den

SS-Sturmabteilung III/62  
Abt. I A/O Az. 1 qu

Bretten, den 11. Nov. 1938

Betr.: Judenaktion.

Bezug: Anruf der 62. SS-Standarte v. 10.11.38 um 5.<sup>00</sup> Uhr morgens

Anlg.: 0

An die  
62. SS-Standarte

K a r l s r u h e  
Moltkestr. 3

Bei der am 10.11.1938 stattgefundenen Judenaktion wurden fest-  
gesetzt:

In

<u>Bretten</u>	29 Juden
Flehingen	1 Jude
Königsbach	10 Juden
Mühlacker	4 Juden
Wösesingen	1 Jude

Demoliert wurden in

Bretten	2 Geschäfte
Flehingen	1 Geschäft
Königsbach	2 Geschäfte

In Flammen gingen auf in

Bretten	1 Synagoge
Flehingen	1 Synagoge

Vollkommen zerstört wurde in

Königsbach	1 Synagoge
------------	------------

Zu ernstesten Zwischenfällen ist es weiterhin nicht gekommen. Lediglich der Führer des III/62 SS-Sturms, Stuf. Schwart, mußte einen Juden, welcher durch das Geschrei seiner Frau und der beiden Töchter zur Raserei gebracht wurde, durch einen wohlgezielten Kinnhaken für ca. 10 Minuten zur Ruhe gebracht werden. Wieviele Juden insgesamt von der Gestapo mitgenommen wurden, ist nicht genau zu sagen.

Der Führer des SS-Sturms III/62  
m.d.F.b.

gez. Schwart

SS-Hauptsturmführer

sog. „anständigen Juden“, weil persönlich bekannten ging, war Ursache für das Verhalten vieler. Den Abschluß fanden die antisemitischen Aktionen am Abend des 10. 11. nach der protokollarischen Feststellung der Vermögensverhältnisse der festgenommenen Juden durch Gestapo aus Karlsruhe in ihrer Überstellung nach Bruchsal und von dort schließlich nachts in einem Sammeltransport badischer und württembergischer Juden in das KZ Dachau. Von den so (zwischen 30 und 32) deportierten männlichen Juden Bretten kamen im Verlauf der folgenden 6 Wochen nur noch 12 Personen — der letzte am 21. 12. 38 — wieder zurück nach Bretten.

Dem Leser des Brettener Tagblattes, der in den Vortagen schon durch die für die gleichgeschaltete Presse typischen Formulierungen wie „Der feige Anschlag des jüdischen Mordbuben“ in eine besondere antisemitische Stimmung versetzt werden sollte, wurden der Synagogenbrand und die Verhaftung der Juden als ein notwendiges „Volksgericht“ dargestellt, das als Ausdruck des Rechtsempfindens des Volkes einem „Gottesgericht“ gleichkomme.<sup>48)</sup> Nach dieser Überschrift „Volksgericht ist Gottesgericht“ folgten stereotype Formulierungen vom „gerechten Zorn“ des Volkes über die „unterirdische Wühlarbeit“, einen Bericht über die örtlichen Ereignisse gab es nicht. Ganz ähnlich geartete Artikel erschienen im „Führer“ vom 11. 11. 1938 über die Aktionen in Ettlingen, Bruchsal und Karlsruhe. Ebenso lapidar bezeichnete der „Stadt Pfeifer“ im „Pfeiferturm“, der sonst viele Details aus dem Alltag der Kleinstadt kolportierte, in seinem letzten Heft 1938 den Pogrom in nationalsozialistischem Jargon als „Vergeltungsmaßnahme gegen das Weltjudentum“ und wendet sich nach dieser Pflichtübung wieder dem örtlichen Vereinsleben zu. Desinteresse? Wohl kaum, eher bewußter, auch hilfloser Rückzug in scheinbar unpolitische Heimatpflege in der Hoffnung, sich direkter Beteiligung und Verquickung in Vorgänge, deren illegalen Charakter man sehr wohl erkannte, entziehen zu können.

## 6. Lebensbedingungen für jüdische Bürger in Bretten nach 1938

Den jüdischen Bürgern Bretten's jedenfalls war nach diesen Erlebnissen klar, daß die Zukunft für sie nur Auswanderung heißen konnte. Von Ende 1938 bis zur Deportation 1940 emigrierten ca. 40 Personen. Wer aus finanziellen, gesundheitlichen oder altersmäßigen Gründen in Bretten blieb — etwa 18 Personen — mußte vor der Deportation in Lager noch die letzte Phase des Ausschlusses aus der „Volksgemeinschaft“ ertragen. Nachdem schon im Verlauf des Jahres 1938 jüdischer Kapitalbesitz und jüdische Gewerbebetriebe gesondert erfaßt<sup>49)</sup> und verschiedene neue Berufsverbote für Juden ausgesprochen worden waren, mußten nun die Kosten für die Beseitigung der Schäden an jüdischen Geschäften und Wohnungen selbst aufgebracht und durch das Gesetz über die „Sühneabgabe“ vom 12. 11. 1938 10% des Vermögens abgeführt werden. Diese und die Verordnung zur Ausschaltung der Juden aus dem Wirtschaftsleben vom 12. 11. 1938, wonach Juden ab 1. 1. 1939 kein Einzelhandelsgeschäft und kein Handwerk mehr betreiben durften, bedeuteten das wirtschaftliche Ende der letzten 5 von ehemals ca. 50 jüdischen Firmen in Bretten, es sind dies die Firmen Bernhard Veis und Söhne, Manufakturwarenhandlung; Isaak K. Wertheimer, Branntweinhandlung; Sally Wertheimer, Eisenhandlung; Julius Erlebacher, Manufakturwarenhandlung und Sigmund Schmulewitz, Schuhmacherei. Die letzte Phase dieser Zwangsauflösung geschah unter der Aufsicht von Treuhändern, die die Bezirksämter einsetzten. Nachdem ab 21. Februar 1939 auch jeder Wertbesitz an Edelmetallen und Edelsteinen an öffentlichen Ankaufstellen abgegeben werden mußte, verblieb den in Bretten wie überall im Reich noch lebenden Juden ein Leben als Arbeitslose oder Hilfsarbeiter, für jeden erkennbar durch die jüdischen Vornamen Sarah oder Israel und durch ein J im Paß, mit genau festgelegten Einkaufszeiten für den täglichen Bedarf, mit dem Besuchsverbot von Theater, Kino, Kon-

zerten und Ausstellungen, mit dem Besitzverbot von Kraftfahrzeugen, Führerschein und Radio und einem Ausgehverbot zu bestimmten Zeiten. Da konnte eigentlich nur durchhalten, wer Freunde im Verborgenen hatte, wie Carl Veis für seine Situation bestätigte.<sup>50</sup>) Die örtlichen Verhältnisse und Lebensbedingungen waren jeweils abhängig vom ideologischen Fanatismus, von Karrierespekulationen oder persönlicher Feindschaft der einen und vom Pragmatismus und persönlichen Mut der anderen. Für die Mehrheit „war es zur Gewohnheit geworden, sich selbst zu betrügen, weil dies eine Art moralischer Voraussetzung zum Überleben war“ (Hannah Arendt, Eichmann in Jerusalem). Der Kriegsausbruch potenzierte diese Faktoren.

Vor diesem Hintergrund ist die letzte der Schikanen gegen die jüdischen Bürger Bretters im September 1939 zu sehen. Am 6. 9. 1939 meldete der erste Beigeordnete des Bürgermeisters dem Landrat in Karlsruhe, daß es „infolge des großen Spionageverdachts gegen

die hiesigen Juden“ „zu größeren Ansammlungen und Tätlichkeiten gegen einen Teil der noch ansässigen Juden“ gekommen sei und daß er, „da Gefahr bestand“, „17 Juden sofort in Schutzhaft“ im Hause der polnisch-jüdischen Familie Schmulewitz verbracht habe.<sup>51</sup>) Sieben Tage dauerte es, bis auf Veranlassung des Landrats und des Leiters der Gestapo Karlsruhe, der „mit Rücksicht auf die außenpolitische Lage“ die Maßnahme als verbotene Einzelaktion mißbilligte<sup>52</sup>), die willkürliche Schutzhaft beendet wurde. Der Spionageverdacht hatte sich bei Wohnungsdurchsuchungen aller inhaftierter Juden als nicht stichhaltig erwiesen. Weder der Bürgermeister noch der Ortsgruppenleiter konnten nach Befragung wesentliche Verdachtsgründe angeben. Mögliche Motive dieser erneuten Demütigung jüdischer Bürger in den ersten Kriegstagen sind oben aufgezeigt worden. Andererseits gab es auch in dieser Situation Menschen, die durch unbürokratisches Verhalten und praktische Hilfe die Lage linder-

## Volksgericht ist Gottesgericht

### Die Synagoge in Brand gesetzt.

Die Nachricht vom Ableben des durch jüdische Meuchelmörderhand schwer verletzten Botschaftsrats vom Rath, hat die Bevölkerung so in Wut und gerechten Zorn versetzt, daß sie heute morgen die Brutstätte alles jüdischen Hasses, die Synagoge in Brand setzte. — Zahlreiche Juden wurden verhaftet. — Die Juden mögen erkennen, daß das deutsche Volk nicht mehr länger gewillt ist, ihre unterirdische Wühlarbeit, ihre Heze und Verleumdungen länger widerspruchs- und tatenlos hinzunehmen. — Jedem feigen Mord an einem deutschen Volksgenossen, wird die entsprechende Sühne folgen.

ten.<sup>53</sup>) Drei der örtlichen Ärzte kamen mehrmals zur Behandlung der Kranken in das Haus Schmulewitz, wo schlechte sanitäre Verhältnisse, zu wenig Schlafmöglichkeiten und zum größten Teil zertrümmerte Fensterscheiben den Aufenthalt der inzwischen 7 Frauen, 4 Männer und 3 Kinder unerträglich machten.<sup>54</sup>) In ihren Gesuchen um Freilassung von der Schutzhaft wiesen Isaak Wertheimer (73 Jahre) und Hugo Veis (51 Jahre) ausführlich auf ihre Verdienste, Auszeichnungen und Verwundungen während des Ersten Weltkrieges hin.<sup>55</sup>) Der Versuch, im September 1939 mit solchen Beweisen nationaler Gesinnung sich günstigere Bedingungen zu erhandeln, zeigte, daß es selbst nach dem bisherigen Verlauf der Judenverfolgung für viele, vor allem ältere Juden immer noch nicht vorstellbar war, daß die nationalsozialistische Politik keine Kompromisse in der Rassenfrage machen, sondern sie konsequent bis zur „Endlösung“ durchführen werde. Jede antisemitische Aktion zog eine weitere Verschlechterung der Lebensbedingungen nach sich. Mußten sich die aus Dachau zurückgekehrten Juden schon zweimal wöchentlich im Rathaus melden, so durften sich die am 12. 9. 1939 aus der Schutzhaft entlassenen Juden künftig nicht mehr nach 17.00 Uhr auf der Straße aufhalten und mußten jede Änderung ihres Aufenthaltes im Rathaus melden.<sup>56</sup>) Den weiblichen Mitgliedern der „staatenlosen“ polnisch-jüdischen Familie Schmulewitz wurde ausgehend vom Landratsamt Karlsruhe am 21. 9. 1939 auferlegt, sich dreimal täglich um 8.00, 12.00 und 20.00 Uhr bei der Polizeiwache zu melden.<sup>57</sup>)

Inzwischen hatte der Krieg begonnen, und der nationalsozialistische Staat, der zwischen schützenswertem und nichtschützenswertem Leben unterschied, hatte für seinen erklärten Rassenfeind keinen Platz in Luftschutzräumen. Juden hatten sich solche selbst zu erstellen. Abgesehen davon, daß dies in Bretten nicht so dringlich war wie anderswo, waren die noch dort lebenden Juden wegen ihres

Durchschnittsalters dazu wohl kaum mehr in der Lage: 8 davon waren über 60 Jahre alt. 6 Männer im Alter vom 48 bis 75 Jahren, 11 Frauen im Alter von 22 bis 72 Jahren und ein fünfjähriger Junge lebten im Oktober 1940 noch in Bretten, als am 22. 10. 1940 die große Deportation aller badischen und pfälzischen Juden nach Gurs in den Pyrenäen begann. Der Vermerk in der Brettener Judenkartei dazu lautete „mit unbekanntem Ziel abtransportiert“. 4 der 18 Deportierten starben in Gurs an den Strapazen des Transports oder den Bedingungen des dortigen Lagerlebens, 4 konnten befreit werden und noch emigrieren. Die verbleibenden 10 Brettener Juden wurden 1942 nach Auschwitz deportiert und starben dort.<sup>58</sup>) Die Verfolgungsmaschinerie lief auch nach dem Abtransport noch weiter, eventuelle Neuzugänge von Juden nach Baden, in der Annahme hier vor Deportationen nun sicher zu sein, mußten natürlich verhindert werden. Nach Bretten aber kam kein jüdischer Bürger mehr, nach dem Oktober 1940 nicht und auch nach dem Krieg nicht. Jedenfalls nicht, um sich hier niederzulassen, die letzte Beerdigung eines jüdischen Bürgers (aus Diedelsheim) am jüdischen Friedhof fand im Januar 1949 statt. Der letzte Eintrag in der Judenkartei Brettens stammte vom 15. 2. 1941. Er lautete: „Der letzte hier noch gemeldete Jude, Koppel Alfred, geboren 26. 2. 1898 in Bretten, ist laut Mitteilung des Standesamts Weimar II, Post Weimar-Buchenwald, am 24. 1. 1941 gestorben.“<sup>59</sup>) Von den insgesamt 32 ehemaligen jüdischen Schülern der Oberrealschule, die allerdings auch aus den umliegenden jüdischen Gemeinden kamen, starb eine Schülerin — Meta Schmulewitz — in Auschwitz, 7 haben ihre Eltern oder einen Elternteil durch Verfolgung verloren. Gehen wir von der jüngsten Zahlenangabe bei Joachim Hahn<sup>60</sup>) aus, nämlich 23 jüdische Bürger Brettens kommen zwischen 1933 und 1945 ums Leben, so entspricht dies mit einem Viertel der 1933 in Bretten lebenden Juden genau dem Anteil der badischen Juden, der in der Verfolgungszeit eines gewaltsamen

Todes starb. Die Geschichte einer jüdischen Gemeinde also, die stellvertretend für viele steht.

#### Anmerkungen

<sup>1)</sup> Hundsnurscher Franz/Tadday Gerhard, Die jüdischen Gemeinden in Baden. Stuttgart 1968; Sauer Paul, Die Schicksale der jüdischen Bürger Baden-Württembergs während der nationalsozialistischen Verfolgungszeit 1933—1945, Stuttgart 1969; ders., Dokumente über die Verfolgung der jüdischen Bürger in Baden-Württemberg durch das nationalsozialistische Regime 1933—1945, 2 Bände, Stuttgart 1966.

<sup>2)</sup> Brettener Tagblatt, herausgegeben von Franz Leitz und Söhne, Bretten Jahrgänge 1932 bis 1938; Süddeutsches Volksblatt, herausgegeben von Friedrich Esser, Bretten Jahrgänge 1932 bis 1938; Der Pfeiferturm, herausgegeben vom Landesverein Badische Heimat, Ortsgruppe Bretten. Jahrgänge 1933 bis 1938

<sup>3)</sup> Korrespondenz von Hans-Jörg Ebert mit ehemaligen jüdischen Bürgern Bretzens im Jahr 1983, Privatbesitz

<sup>4)</sup> Ebert Hans-Jörg, Die Machtergreifung in der badischen Kleinstadt Bretten. 1984. Weitere Einzelheiten zur Geschichte der jüdischen Gemeinde in Bretten sind von dem im Frühjahr 1990 erscheinenden Band von Alfred Straub „Geschichte der Stadt Bretten in neuerer Zeit“ zu erwarten.

<sup>5)</sup> Pfarrchronik der St. Laurentius-Gemeinde Bretten, S. 75

<sup>6)</sup> Dokument Nr. Dok. III, Nr. 4.11 in: Reichskristallnacht am 10. November 1938 in Bretten. Dokumentation zur Ausstellung, Band 2, Bretten 1988 (künftig Dok.) Die zweibändige Dokumentation ist bei der Stadtverwaltung 7518 Bretten zu erhalten.

<sup>7)</sup> Generallandesarchiv Bestand Bezirksamt Bretten Abteilung 343/Faszikel 806

<sup>8)</sup> Unveröffentlichte Quellen, Stadtarchiv Bretten

<sup>9)</sup> Max Weingärtner an Hans-Jörg Ebert, August 1983. Dok. III, Nr. 10.2

<sup>10)</sup> Max Weingärtner an Hans-Jörg Ebert, August 1983: „Der Schützenverein war stets 100% Judenrein“. a. a. O.

<sup>11)</sup> Süddeutsche Volkszeitung, 16. 11. 1926, Buchanzeige der völkischen Bewegung; Süddeutsche Volkszeitung, 17. 8. 1931, Rubrik: Eingesandt; Süddeutsche Volkszeitung, 12. 9. 1931, Rubrik: Eingesandt; Süddeutsche Volkszeitung, 13. 10. 1931, Aussprüche berühmter Männer über das Judentum; Süddeutsche Volkszeitung, 14. 12. 1931, Rubrik: Eingesandt; Süddeutsche Volkszeitung,

19. 12. 1931, Buchanzeige der NSDAP, alle in Dok. III, Nr. 8.1 bis 8.6

<sup>12)</sup> Statistische Quellen, Dok. III, Nr. 2.1 bis 2.7

<sup>13)</sup> Schülerstatistik des Melanchthon-Gymnasiums Bretten, Schularchiv

<sup>14)</sup> Kurt Ludwig Wertheimer an Hans-Jörg Ebert am 2. 8. 1983, Dok. III, Nr. 10.3

<sup>15)</sup> Otto Bickel, Brettener Oberrealschule und ihre Lehrer vor 50 Jahren. In: 150 Jahre Melanchthon-Gymnasium Bretten 1982, S. 55

<sup>16)</sup> Süddeutsches Volksblatt, 29. 3. 1933, Dok. III, Nr. 8.7

<sup>17)</sup> Brettener Tagblatt, 30. 3. 1933, Dok. III, Nr. 8.8

<sup>18)</sup> Julius Veis an Hans-Jörg Ebert, 18. 9. 1983. Dok. III, Nr. 11.7.1 Dort heißt es weiter: „Kein Bild wurde an der Wand gelassen. Alles zerstört und wir mißhandelt.“

<sup>19)</sup> Karl Veis an Ebert, 18. 9. 1983, Dok. III, Nr. 10.1

<sup>20)</sup> Waldemar Wilhelm an Ebert, 30. 10. 1983, Dok. III, Nr. 10.4

<sup>21)</sup> Julius Veis an Ebert, 18. 9. 1983, Dok. III, Nr. 11.7.1

<sup>22)</sup> Der Pfeiferturm Nr. 4, April 1933, S. 28, Dok. III, Nr. 8.11

<sup>23)</sup> Karl Veis an Ebert, 18. 9. 1983, Dok. III, Nr. 10.1

<sup>24)</sup> Süddeutsches Volksblatt, 19. 7. 1933; 30. 10. 1933; 6. 11. 1933, Dok. III, Nr. 8.14.1 bis 4

<sup>25)</sup> Waldemar Wilhelm an Ebert, 30. 10. 1983, Dok. III, Nr. 10.4

<sup>26)</sup> NSDAP, Gau Baden, Rundschreiben Nr. 20/35 vom 20. 6. 1935 betreff Einkäufe der Beamten bei Juden: „Ein Beamter, der . . . beim Juden kauft, verwirkt moralisch die Ehre deutscher Beamter im nationalsozialistischen Staat zu sein . . . werden aus dem Reichsbund des deutschen Beamten ausgestoßen.“ Dok. II, Nr. 10.4

<sup>27)</sup> Brettener Tagblatt, 4. 11. 1933, eingesandt von der freien Schreinerinnung des Bezirks Bretten Dok. III, Nr. 8.16

<sup>28)</sup> Genauere Zahlen- und Datenangaben über Schließungen und Verkäufe, die ab 1933 alle unter dem äußeren politischen Druck getätigt wurden und nicht das Ergebnis eigener Mißwirtschaft waren, wie die öffentliche Propaganda behauptete, sind aufgrund der lückenhaften Quellen und der voneinander abweichenden Aussagen vorläufig nicht zu machen.

<sup>29)</sup> Brettener Tagblatt 26. 9. 1933, Dok. III, Nr. 8.12

<sup>30)</sup> Anzeige im Amtsblatt des Brettener Tagblatts 30. 9. 1933, Dok. III, Nr. 8.13

<sup>31)</sup> Protokollbuch der Realschule Bretten über Gesamtlehrerkonferenzen 1933—1939, Dok. III, Nr. 5.16

<sup>32)</sup> Ministererlaß vom 31. 8. 1935: „Nichtarier dürfen mit Schülerpreisen nicht bedacht werden.“ Dok. II, Nr. 11.5

<sup>33)</sup> „Der 14. März galt der vaterländischen Erhebung.“ „Besondere Stunden des Feierns waren dem Freiheitskämpfer Schlageter, der Befreiung Wiens, dem 86. Geburtstags Hindenburgs und der Reichsgründung gewidmet“; 20. April Geburtstag des Führers, 1. Mai Tag der deutschen Arbeit; „12. Mai zu Ehren der deutschen Mutter und der deutschen Familie“; im September „Tag des deutschen Volkstums“. Jahresberichte der Realschule Bretten 1932–1940, Dok. III, Nr. 5.15

<sup>34)</sup> Didaktik zu Behandlung der Judenfrage. Nürnberg 1937, Dok. I, Nr. 6.12

<sup>35)</sup> Ministererlaß vom 23. 6. 1938: „... jüdische Schüler von Flaggenhissungen und nationalen Feiern fernzuhalten...“ Dok. II., Nr. 11.7

<sup>36)</sup> Julius Veis an Hans-Jörg Ebert, 18. 9. 1983, Dok. III, Nr. 11.7.1

<sup>37)</sup> Es galt entsprechend dem Gesetz vom 25. 4. 1933, daß die Zahl der nichtarischen Reichsdeutschen unter der Gesamtheit der Besucher jeder Schule und Fakultät den Anteil der nichtarischen Bevölkerung an der reichsdeutschen Bevölkerung nicht übersteigen darf, das bedeutete 1,5%

<sup>38)</sup> Schreiben des badischen Bezirksamtes an das Bürgermeisteramt Bretten vom 11. 10. 1935 Dok. III, Nr. 9.2

<sup>39)</sup> Brettener Tagblatt 9. 4. 1937, Dok. III, Nr. 8.22

<sup>40)</sup> Kurt Wertheimer an Hans-Jörg Ebert 2. 8. 1983, Dok. III., Nr. 10.3

<sup>41)</sup> Julius Veis an Hans-Jörg Ebert 11. 3. 1983

<sup>42)</sup> Max Weingärtner an Hans-Jörg Ebert, August 1983, Dok. III., Nr. 10.2

<sup>43)</sup> Kurt Wertheimer, a. a. O.

<sup>44)</sup> Waldemar Wilhelm an Hans-Jörg Ebert 30. 10. 1983, Dok. III., Nr. 10.4; Julius Veis an H. Ebert 18. 9. 1983, a. a. O.

<sup>45)</sup> Zahlen nach Unterlagen aus dem Stadtarchiv Bretten. Die Zahlenangaben müssen aber ungenau bleiben, da die Unterlagen lückenhaft sind und abweichende Angaben machen.

<sup>46)</sup> Karl Weiß, Nachtrag zum Memorbuch der jüdischen Gemeinde Bretten, übersandt durch Julius Veis an H. Ebert am 18. 9. 1983, Dok. III.,

Nr. 11.7.2; Meldung des SS-Sturmabteils vom 11. 11. 1938, Dok. III, Nr. 11.3; Gespräch mit Frau E. Eckert; Prozeßakten zur Brettener Judenaktion, GLA

<sup>47)</sup> Protokoll der Konferenz vom 10. 11. 1938, Schularchiv des Melanchthongymnasiums, Dok. III, Nr. 11.5

<sup>48)</sup> Brettener Tagblatt, 10. 11. 1938, Dok. III, Nr. 11.6.3

<sup>49)</sup> Im August meldete die Stadt Bretten 10 jüdische Betriebe, von denen sich 5 im Laufe des Schriftverkehrs als in der Liquidation befindlich herausstellten. In einem von der Stadtverwaltung Bretten am 14. 9. 1938 erstellten Verzeichnis der jüdischen Gewerbebetriebe werden nur noch 5 Betriebe aufgezählt; in einem weiteren Verzeichnis werden 6 Grundstücke zwischen 1,5 und 11,3 ar (in der Regel städtisches Areal) in jüdischem Besitz verzeichnet.

<sup>50)</sup> Karl Veis an H. Ebert 18. 9. 1983, a. a. O.

<sup>51)</sup> Schreiben des Bürgermeisteramtes vom 6. 9. 1933 an den Landrat in Karlsruhe, Dok. III, Nr. 12.4.1

<sup>52)</sup> Aktennotiz des Landrats Karlsruhe zum Ferngespräch vom 11. 9. 1939 mit der Gestapo, Dok. III, Nr. 12.4.5

<sup>53)</sup> Frau Weinschenk wird zur Pflege ihres herzkranken Mannes am 8. 9. 1939 aus dem Haus Schmulewitz nach Hause entlassen. Dok. III, Nr. 12.4.2

<sup>54)</sup> Isaak Wertheimer am 10. 9. 1939 an das Bürgermeisteramt Bretten, Dok. III, Nr. 12.4.3

<sup>55)</sup> Isaak Wertheimer, a. a. O.; Hugo Veis am 10. 9. 1939 an das Bürgermeisteramt Bretten, Dok. III, Nr. 12.4.4

<sup>56)</sup> Aktenvermerk des Bürgermeisteramtes Bretten vom 13. 9. 1939, Dok. III, Nr. 12.4.7

<sup>57)</sup> Der Landrat Karlsruhe an das Bürgermeisteramt Bretten 21. 9. 1939, Dok. III, Nr. 12.5.4

<sup>58)</sup> Zahlenangaben nach Hundsnerscher/Taddey, a. a. O., S. 54

<sup>59)</sup> Stadtarchiv Bretten, Veränderung der Judenkartei, Dok. III, Nr. 12.2

<sup>60)</sup> Joachim Hahn, Erinnerungen und Zeugnisse jüdischer Geschichte in Baden-Württemberg, Stuttgart 1988, S. 279

# Familiengeschichte in Bretten und Umgebung

Otto Beuttenmüller, Bretten

In der Zeitungsbeilage „Der Pfeiferturm“ habe ich im Januar 1933 eine erste Zusammenstellung zu diesem Thema gebracht. Inzwischen sind so viele Familiengeschichten erschienen, so daß ein neues Verzeichnis angebracht erscheint.

Die Quellen sind vor allem die *Kirchenbücher*. Reformierte: 1565 Tauf- und Ehebuch, 1620 Totenbuch, registriert

Lutherische: 1689 Tauf-, Ehe- u. Totenbuch, Register

Unierte: 1821 ff., Familienbücher I—VII

Katholische: 1698 ff. Tauf-, Ehe-, Totenbuch, Familienbuch

Ab 1806 wurden an das Amtsgericht Bretten Abschriften der evangelischen u. katholischen Bücher abgegeben, dazu die jüdischen Geburten, Ehen u. Toten abwechselnd vom evangelischen und katholischen Pfarrer. Diese Abschriften sind heute beim Generallandesarchiv in Karlsruhe aufbewahrt.

Das *Standesamt* Bretten besteht seit 1875 und gibt wegen Datenschutz nur bei berechtigtem Interesse Auskunft.

Die *Bürgerbücher* befinden sich im Stadtarchiv Bretten.

Ein alphabetisches Verzeichnis 1688—1837 habe ich im Pfeiferturm 1939—1940 veröffentlicht. Die Bürgerannahmen von 1800—1954 habe ich alphabetisch zusammengestellt. Ein Exemplar ist im Stadtarchiv.

Die *Nachlassakten* des Amtsgerichts wurden 1930 ausgeschieden und konnten ins Stadtarchiv übernommen werden. Darin befinden sich einige Testamente mit je 7 Siegeln Brettener Familien. Einige davon habe ich im Brettener Jahrbuch 1967, S. 171—175 veröffentlicht.

Im *Deutschen Geschlechterbuch*, Görlitz, heute Limburg/L. sind folgende Brettener Familien abgedruckt:

Band 37, 1927: Amberger

Band 80, 1933: Wörner

Band 81, 1934: Salzer, Specht

Band 161, 1972: Bittrolf, Wilser

Band 189, 1984: Paravicini, Wittmer

An *Ortssippenbücher* des Kraichgaus sind erschienen:

19. Gochsheim (Herzer) 1968

22. Oberacker (Maier, Herzer) 1970

36. Philippsburg 1975

27. Zaisenhausen (Herzer) 1972

45. Weingarten (Diefenbacher) 1980

52. Eppingen (Dieffenbacher) 1984

Göbrichen (Hahner) 1985

Münzesheim (Diefenbacher) 1987

Bahnbrücken (Schmitt) 1987

Von *Diedelsheim* hat Herr Kumlin ein Ortssippenbuch aufgestellt, wovon 1 Exemplar im Stadtarchiv Bretten ist.

Von *Ruit* hat Herr Büchle + eine Zusammenstellung bis 1900 in 3 Leitzordner DIN A4 verfaßt. Eine Abschrift davon besitzt Herr Gerhard Scheuble, Ruit.

An der Verzeichnung der *Gölshäuser* Familien arbeitet Herr Stadtrat Herbert Vogler. Die *Rinklinger* Familien hat Herr Otto Bickel verkartet.

In der Zeitungsbeilage „Der Pfeiferturm“ habe ich veröffentlicht:

1. Jg. 1933 Ahnentafel des Stadtrats Georg Wörner S. 29—33

2. Jg. 1934 Die Wirtsfamilie Scheifele S. 12—15

1. Jg. 1933 Die Apothekerfamilie Salzer S. 55–56
3. Jg. 1935 Stammbaum der Fam. Paravicini S. 60 ff.
4. Jg. 1936 Familie Egetmeyer (Schneider v. Pensa) S. 61–64
5. Jg. 1937 Stammtafel der Fam. Ammann S. 12–13
6. Jg. 1938 Stammtafel der Fam. Groll S. 96–97

Auch die Ortschroniken der umliegenden Ortschaften enthalten viele Angaben über die dortigen Familien.

So Diedelsheim von Otto Bickel: Stammtafel Hurst, S. 422–423

Die Freiherrn Kechler von Schwandorf S. 172–173

Ruit von Otto Bickel: Stammtafel Büchle, S. 302–303

Leicht, S. 304–5, Scheible S. 306–7

Nun folgt eine alphabetische Liste der Veröffentlichungen oder Manuskripte der einzelnen Familien.

Altergott seit 1670 in Bretten, s. AT. Betsche 2,71

Amberger aus Volkertshofe in Bayr. Schwaben, seit 1709 in Bretten. katholisch. im Deutschen Geschlechterbuch Bd. 37, 1922, S. 103–132

Ammann, aus Schaffhausen/Schweiz. 1665 in Diedelsheim, 1672 in Bretten.

Beuttenmüller, Otto: Stammfolge 1937, 10. Gen. 80 Nummern

Beuttenmüller, Otto: Stammtafel im Pfeiferturm 1937, S. 12–13

AT. Betsche, 1, 157, und 2, 71–72

AT. Bickel, S. 245

Armbruster aus Söllingen 1617

AT Betsche 2,72

Arnold seit 1701 in Bretten

Beuttenmüller, O.: Stammfolge 10 Gen. 60 Nummern

Autenrieth aus Seißen bei Blaubeuren 1525 Gebhard, Werner: Familien A. 2. Stgt. 1963.

darin: Stamm Seißen-Bretten S. 151–171

AT Betsche 1, 158, 2, 73

AT Bickel S. 246

Benkert seit 1659 in Bretten

Beuttenmüller: Stammfolge, 7. Gen. 10 Nummern

Betsche aus Davos/Graubünden, 1651 in Bretten

Betsche, Fritz: Die Betsche (Bätschi) aus Davos in: Südwestdt.Bl.f.Fam.kunde Bd. 17, S. 268–273

Beuttenmüller: Stammfolge 14 Gen., 103 Nummern

Ahnentafel Betsche 1, 1986, S. 15, 301 S.

Ahnentafel Betsche 2, 1987, S. 15, 390 S.

Beuttenmüller, aus Beihingen bei Ludwigsburg, über Menzingen, u. Weingarten 1797 nach Bretten

Beuttenmüller, Christian: Stammtafel einer B. Familie Baden-Baden, Kölblin, 1898. 19 S.

Wappen in der Deutschen Wappenrolle, Bd. 27, Berlin 1974 S. 9.

AT. Otto Beuttenmüller in „Hessische Ahnenlisten“ 3,479 ff.

Bickel 1676 in Diedelsheim

Bickel, Otto u. Willy: Kraichgauer Bickelbuch, 1950, 256 S.

Bickel, Otto u. Willy: 2 Kraichgauer Bickel Ahnentafeln

Rinklingen, Adam, 1964, 331 S.

Bippes aus Trossingen, in Diedelsheim

Stammfolge 4 Gen. 9 Nummern

AT Betsche 2, S. 11

Bischof aus Straßburg, 1562 in Nußbaum 1683

AT. Betsche 1, 167

Bitterolf aus Gernsbach im Murgtal, 1679, Deutsches Geschlechterbuch Bd. 161, 1972, S. 9, Brettener Zweig 1817 ff.

Blum (ursprünglich Gangelhof) aus Schwerte Kr. Dortmund

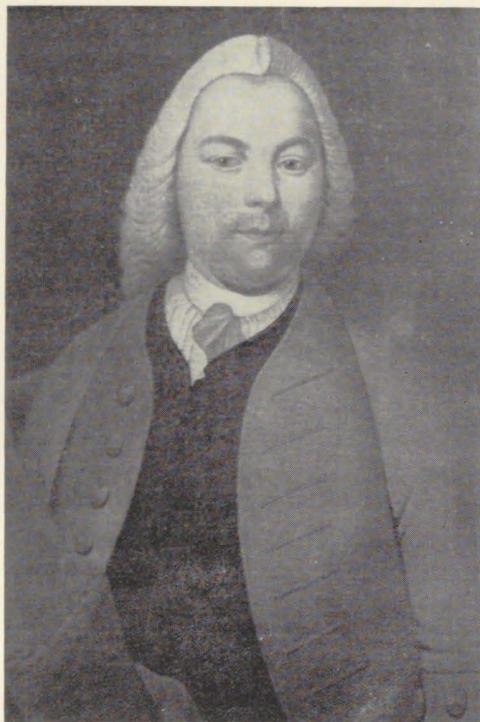
1686 in Bretten, Stammfolge 8 Gen. 16 Nummern

AT. Betsche 1,164

Bockhorn aus Albsriede Kanton Zürich/Schweiz, 1664 in Bretten

AT. Betsche 1,164–5; 2,72

- Böckle, aus Töß, Kanton Zürich/Schweiz,  
1648 in Rinklingen  
Beuttenmüller: Stammfolge Gen., Num-  
mern  
AT., Bickel T 10, S. 41
- Bornhäuser, aus Unteröwisheim  
Bornhauser, Konrad: Die Bornhauser  
1925, 202 S.  
darin S. 174: Die Bornhäuser in Unter-  
öwisheim  
Stammfolge 10 Gen., 17 Nummern
- Büchler aus Maschwanden, Kanton Zürich/  
Schweiz, 1634 Diedelsheim  
AT. Betsche 2,13  
AT. Bickel, S. 30 Rinklingen
- Daler Stammfolge 12 Nummern
- Diefenbacher, aus Eppingen  
Diefenbacher, Karl: Stammfolgen D.  
Ladenburg 1989, 304 S.  
AT. Rudolf Harsch Nr. 45
- Dittes aus Grumbach, Kreis Calw, 1653 in  
Diedelsheim  
Kumlin, Helmut: Stammfolgen Dittes,  
Bretten 1985, 112 S.  
AT. Betschel, 27–28, 2, 17 u. 82  
AT. Bickel S. 49
- Doll (Dold) aus Entringen Kreis Tübingen,  
1569 in Bretten  
Stammfolge 10 Gen. 36 Nummern  
AT. Betsche i, 170; 2, 83  
AT. Bickel S. 40, 42  
AT. R. Harsch, Nr. 715
- Dorwarth (Thorwart) um 1520 in Bretten  
Beuttenmüller, O.: Stammfolge 12 Gen.,  
126 Nummern  
AT. Betsche 1,172 ff., 2, 83–85  
AT. Bickel S. 191 f.
- Eber, aus Sprantal um 1530, 1590 in Bretten  
Klein, Rudolf: Chronik der Familien Klein  
u. Eber 1980  
AT. Betsche 1, 175  
AT. R. Harsch Nr. 87  
Stammfolge 10 Gen., 28 Nummern
- Eberbach aus Lauffen am Neckar. 1816 in  
Bretten  
Stammfolge 11 Gen., 34 Nummern



*Johann Kasper Paravicini (1681–1758), Schwanen-  
wirt in Bretten. Das älteste erhaltene Porträt eines  
Bretteners. (Ölgemälde)*

- Egetmeyer, 1726 katholisch in Bretten  
Beuttenmüller: Stammfolge im Pfeiferturm  
1936, S. 62–64 (Schneider von Pensa)  
Stammfolge 7 Gen., 14 Nummern
- Ehlgötz, Stammfolge Gen., 19 Nummern
- Fecht, Chronik der Fam. Fecht, Karlsruhe,  
C. F. Müller 1912, 87 S.  
Stammfolge, 12 Gen., 39 Nummern, 15 S.
- Fehrle, Stammfolge 6 Gen., 10 Nummern 3 S.
- Fellner, aus Pforzheim, 1637, in Bretten 1682  
AT. Betsche, 2,91
- Fink, in Bretten 1566  
Stammfolge 13 Gen., 70 Nummern, 32 S.  
AT. Betsche, 1,177 f.; 2, 91 f.
- Freidinger, in Bretten um 1540  
AT. Betsche, 1,181 f.; 2,94
- Freund, aus Craintal, Pfarrer Creglingen OA.  
Mergentheim  
1588 in Bretten  
Stammfolge 13 Gen., 63. Nr.  
AT. Betsche 1,182; 2, 94 f.

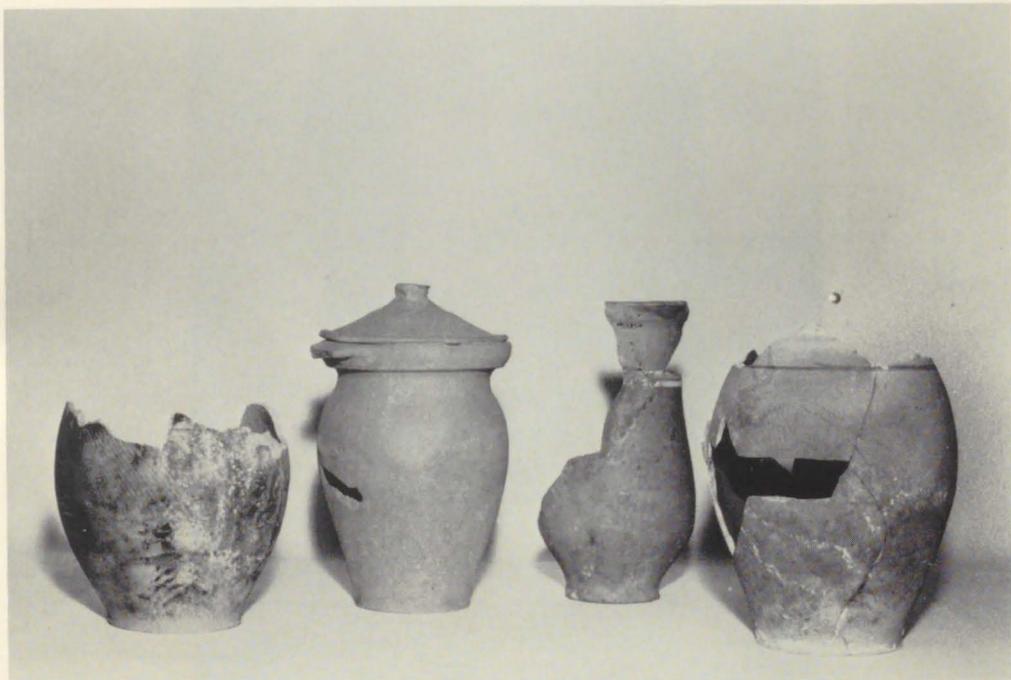
- Fritz, ev. u. katholisch  
Stammfolge 9 Gen., 39 Nr., 9 S.
- Fuchs, aus Hockenheim, Diedelsheim  
Stammfolge 6 Gen., 10. Nr. 10 S.
- Gaum, aus Hagenau/Elsaß, über Sulzfeld,  
1681 Bretten  
Stammfolge 10 Gen., 112 Nr. 29 Sl  
AT. Betsche 2,96
- Gillardon, aus Sondrios/Veltlin, 1645 in  
Bretten  
Stammfolge, 10 Gen., 80 Nummern,  
AT. Betsche 1,184 f.; 2, 97 f.  
AT. Rud. Harsch, Nr. 127
- Groll aus Mohnhausen/Hessen-Nassau, Kr.  
Frankenberg  
über Bischweiler/Elsaß 1788 in Bretten  
Stammtafel im Pfeiferturm 1938, S. 96—97  
Stammfolge 10 Gen., 25 Nummern, 8 S.  
AT. Bickel, S. 256—261
- Grillo aus Sondrio/Veltlin/Italien, 1665 in  
Bretten  
AT. Betsche 1, 186 f.
- Gropp, aus Maschwanden, Kanton Zürich,  
1697 in Rinklingen  
Stammfolge im Deutschen Geschlechter-  
buch Bd. 101, S. 245—296  
9 Generationen  
AT. Bickel, S. 90, u. 260 ff.
- Gugemuß aus Eppingen, Grötzingen 1736  
in Bretten 9 Gen. 17 Nummern  
AT. Betsche 1, 187; 2, 99
- Härdt aus Schweickheim Kr. Waiblingen,  
1798 in Bretten  
Stammf. 7 Generationen, 19 Nummern
- Harsch, aus Hermentingen an der Donau,  
Kr. Gammertingen/Sigmaringen  
1601 in Bretten  
Stammfolge 12 Gen., 52 Nummern, 15 S.  
AT. Rudolf Harsch (Fritz Betsche) Bretten  
1978  
AT. Betsche 1, 188 ff.
- Hartmann 1567 in Bretten  
AT. Betsche, 189; 2, 101
- Hartung aus Retschweiler, Herrschaft Flek-  
kenstein/Elsaß  
1675 in Bretten
- Stammfolge 10 Gen., 26 Nummern, 12 S.  
AT. Betsche 2, 102
- Hell aus Klingenmünster, Kr. Bergzabern,  
Pfalz, u. 1670 in Bretten  
AT. Betsche 1, 190  
AT. R. Harsch, Nr. 131
- Henning aus Ruit, 1722 in Bretten  
AT. Betsche 1, 191
- Herzer aus Liebenzell, Kr. Calw, Gochsheim,  
1612 in Bretten  
Stammfolge 12 Gen., 93 Nummern, 24 S.  
AT. Betsche 1, 192
- Hesselbacher aus Ottenau im Murgtal, 1658  
in Bretten  
Hesselbacher, Karl: Ein Handwerkerhaus  
vor 100 Jahren Kindheits- und Wanderjah-  
re meines Vaters, Stuttgart, Quell-Verlag  
1940, 144 S.  
Stammfolge 12 Gen., 39 Nummern  
AT. Bickel S. 153—154, u. 261—264
- Hunzinger, aus Kulm, Kanton Aargau/  
Schweiz, 1659 in Bretten  
Stammfolge 10 Gen., 33 Nummern  
AT. Betsche 1,195; 2,108  
AT. R. Harsch, Nr. 21
- Hurst aus Diedelsheim, 1606,  
Stammtafel in der Ortsgeschichte S. 428—  
429 (Kumlin-Hahner)  
AT. Betsche 2, 29 u. 109
- Jäger aus Kingersheim bei Mühlhausen/El-  
saß, 1583 in Bretten  
Stammfolge 11 Gen., 15 Nummern  
AT. Betsche 1, 196
- Jardin aus der Picardie/Nordfrankreich  
1736 in Bretten  
AT. Betsche 1, 196
- Jörger aus Rinnen bei Schwäb. Hall, 1744  
Gochsheim, 1843 Bretten  
AT. Rud. Harsch Nr. 3
- Kechler von Schwandorf, Freiherrn, in der  
Ortsgeschichte von Diedelsheim (O. Bik-  
kel) S. 172—173
- Kolb, aus Knittlingen, 1691 in Bretten  
AT. Betsche 1, 201.
- Konanz, 1730 in Bretten kath., 15 Gen.
- Krämer, Stammfolge, 6 Gen., 16 Nummern,  
5 S.

- Landmesser, Stammfolge 7 Gen., 23 Nummern, 5 S.
- Leicht in Ruit,  
Stammtafel in der Ortsgeschichte Ruit S. 304—305
- Leitz aus Hohenhaslach, OA. Vaihingen Enz, 1636 in Bretten  
Stammfolge 11 Gen., 26 Nummern, 6 S.  
AT. Betsche 1, 203; 2,115
- Leonhard (dt) aus Pforzheim, 1598 in Bretten  
Stammfolge 12 Gen., 170 Nummern, 39 S.  
Stammtafel von Franz Leonhardt  
AT. Betsche 1,204  
AT. Bickel T. 56—57, S. 110—111
- Lutz aus Weil der Stadt, 1572 in Bretten  
AT. Betsche 1,205; 2,116  
AT. R. Harsch Nr. 681
- Mauser Stammfolge 8 Gen., 16 Nummern, 4 S.
- Mellert aus Altdorf bei Ettenheim (Dorfsippenbuch)  
über Rastatt 1800 in Bretten  
Stammfolge Josef Mellert, Bretten 1986 (O. Beuttenmüller)
- Mieg Stammfolge Gen., 3 Nummern, 2 S.
- Morsch, 1682 in Bretten  
AT. Betsche 1,209; 2, 119  
AT. R. Harsch, Nr. 85, 89  
AT. Bickel S. 64
- Muckenfuß aus Kohlberg, Kr. Nürtingen, 1779 in Bretten  
Stammfolge 12 Generationen, Nummern, 16 S.  
Stammtafel Beilage in den AT. Bickel  
AT. Bickel, S. 273—279
- Nagel aus Nußbaum und Sprantal, 1676 in Bretten  
AT. Betsche 1,211; 2,47
- Neff, aus Oelbronn 1713 in Bretten  
Stammfolge 11 Gen., 48 Nummern, 112 S.
- Odenwald, aus Neckargemünd. 1612, Dühren bei Sinsheim 1727  
1775 in Bretten u. Gölshausen  
Stammfolge von Rolf Odenwald, Neckargemünd 1989
- Paravicini de Caspano, Adelsgeschlecht aus Sondrio/Veltlin/Italien  
Stammfolge im Deutschen Geschlechterbuch Nd 189, 1984, S. 435—60  
Stammtafel im Pfeiferturm 1935, Nr. 8  
AT. Rud. Harsch Nr. 63
- Pflaum, 1569 in Bretten  
AT. Betsche 1,212  
AT. Bickel S. 145
- Pflüger, Stammfolge 6 Gen., 11 Nummern
- Radel, Stammfolge 3 Gen., 5 Nummern
- Salzer (Soos) aus Schemnitz/Oberungarn, 1651 in Bretten  
Stammfolge im Deutschen Geschlechterbuch Bd. 81, 1934, S. 277—342  
Beuttenmüller, O.: Die Apothekerfamilie S. in Bretten  
im Pfeiferturm 1933, S. 55—56
- Schabinger aus Altstätten, Kanton St. Gallen, Sprantal  
in Bretten  
Stammfolge 17 Gen., Nummern, 20 S.  
AT. R. Harsch 343
- Scheifele aus Gingen an der Fils, Kr. Göppingen  
1779 in Bretten  
Stammfolge 9 Gen., 97 Nr., 10 S.  
Stammtafel im Pfeiferturm 1934, Nr. 2, S. 12—13
- Scheuble in Ruit,  
Stammtafel in der Ortsgeschichte S. 306—307
- Schick, aus Bischweiler/Elsaß, 1709 in Bretten  
Stammfolge 10 Gen., 22 Nummern
- Schmidt, Thomas Schmidt, Stammfolge Schmidt aus Bretten 1984, 13 S.  
12 Gen., 18 Nummern
- Schneider, Klaus: Stammf.Sch, aus Sindelfingen 1714 Gölshausen, 1748 Bretten  
12 Gen., 18 Nummern
- Schnitzler, 1570 in Bretten Stammfolge 7 Gen., 21 Nummern
- Schwarzerdt/Melanchthon,  
Stammfolge im Deutschen Geschlechterbuch Bd. 58, 1928, S. 287 ff.  
Müller, Nikolaus: Georg Schwarzerdt, der Bruder Melanchthons, Leipzig 1908, 276 S.

- AT. Betsche 1,222; 2, 55 u. 137  
 AT. Bickel, S. 280  
 Beutenmüller, O.: Selten gezeigte Schätze des Melancthonhauses, Sparkasse Bretten, 1988, S. 1, 22, 23, 89, 90, 91
- Silbernagel, 1693 in Bretten  
 Stammfolge 5 Gen., 11 Nummern
- Simon aus Fleinheim Kr. Heidenheim, 1708 in Bretten  
 Stammfolge 7 Gen., 14 Nummern
- Strieder aus Ladenburg in Bretten  
 Stammfolge 6 Gen., 9 Nummern
- Specht aus Friederdorf/Thüringen, Kr. Merseburg  
 im Deutschen Geschlechterbuch Bd. 81, S. 343—361, 1934  
 in Bretten S. 347
- Traut aus Dickenschied/Hunsrück, Kr. Simmern, 1649 in Bretten  
 Stammfolge 11 Gen., 23 Nummern  
 AT. Rud. Harsch Nr. 699
- Weiß aus Enzweihingen Kr. Vaihingen Enz  
 Pfarrer in Gölshausen, 1732 in Bretten  
 Stammfolge 10 Gen., 36 Nummern  
 Beutenmüller, O.: Verwandtschaft mit Bundespräsident R. v. Weizsäcker, im Brettener Jahrbuch 1983: 4, S. 171 f.
- Wenz aus Baden  
 AT. Betsche 2, 65
- Wirth Stammfolge 10 Gen., 20 Nummern
- Wittmer, aus der Schweiz, in Eppingen (DOS. 6483—6539)  
 in Bretten 1885.  
 Stammfolge im Deutschen Geschlechterbuch Bd. 189, 461—476
- Wörner aus Leonberg/Württemberg,  
 Stammfolge im Deutschen Geschlechterbuch 80, 1933, S. 545—570  
 AT. Georg Wörner im Pfeiferturm 1933, S. 29—35  
 AT. Bickel S. 286—287
- Würz/Würtz, 1567 in Bretten  
 Stammfolge 11 Gen., 70 Nummern  
 AT. Betsche 1, 237 f.; 2, 151—152  
 AT. Rud. Harsch Nr. 255
- Zickwolf aus Friedberg in Hessen 1397, 1738 in Rinklingen  
 AT. Bickel S. 77, 53, 288—295
- Zipperer, aus Rohrau bei Hildrizhausen Kr. Böblingen Zipperer, Ludwig u. O. Beutenmüller: Stammfolgen  
 Zipperer, Bretten Esser 1973, 139 S., 529 Nummern  
 AT. Betsche 2,69
- Zonsius, aus Rheinberg bei Wesel, um 1568, 1596 in Bretten  
 Stammfolge 12 Gen., 66 Nummern  
 AT. Betsche 1,239  
 AT. Bickel S. 159, 295—297  
 AT. Rud. Harsch Nr. 511

# Was uns die Erde erzählt — Geschichte aus der Tiefe

*Wolf-Dieter Albert, Bretten*



*Henkeltöpfe, Funde aus der Tiefe eines Fachwerkhauses, Stadtmuseum Bretten Inv. 89/234*

Am Vorabend der Heimattage Baden-Württembergs wird das Museum der Stadt Bretten nach intensiver Vorbereitung sein Portal öffnen. Die Präsentation der Sammlung sollen auch berechte Funde der Ausgrabungen vergangener Jahrzehnte prägen, ist doch Bretten in seiner Kraichgau-Landschaft uraltes Siedlungsgebiet. An mehr als zehn Stellen im Bereich der Stadt sowie dem sie umgebenden Raum läßt sich das nachweisen. Und noch immer harren Schätze der Entdeckung.

Leben, Wohnen und Arbeiten in vorge-schichtlicher Zeit des 2. und 1. Jts. v. Chr. dokumentieren vor allem Stein- und Metall-

werkzeug, Waffen und der Reichtum an Gefäßen in ihrer unterschiedlichen Form und Ornamentik. Die Besiedlung dieses Landesteils schließt sich, durch ausgewiesenes Fundmaterial belegt, benachbarten Kulturen an, so den Bandkeramischen und Michelsberger sowie Urnenfelder-Gruppen. Über Bestattungsbrauch und Grabbeigaben, die dem Toten den Weg erleichtern und ihn versorgen sollten, läßt sich berichten. Inmitten der Stadt Bretten sind im frühen 20. Jahrhundert ungestörte Gräber freigelegt worden, deren Skelette Aussagen ermöglichen über das Aussehen der Menschen in prähistorischer Zeit, ihr



*Tonbecher, Fund vom Burgwäldchen, 14. Jh., Inv. 89/230*

Lebensalter, die Krankheiten und in einzelnen Fällen auch über ihre Todesart. In den Siedlungsresten neolithischer Periode fanden sich Tierknochen und Getreidespuren, die auf die Art der Ernährung schließen lassen. Zahlreich sind die Gerätschaften aus Stein oder Metall, die dem vorzeitlichen Menschen bei der Bearbeitung des Rohmaterials oder bei den Arbeiten des Tages hilfreich waren. Damit ist der Anfang des sich entwickelnden Werkzeugs im 3. und 2. Jhts. v. Chr. darzu-

stellen. Vom einfachen, dem Griff der Hand angepaßten Keil zum ausgeformten Beil, von der allerdings früh bereits fein und scharfkantig bearbeiteten Klinge zum ornamental ausgezogenen sogenannten Lappenbeil aus Bronze wird die Entwicklung vorgeschichtlicher Werkzeug-Helfer des Menschen zu zeigen sein.

Die Anfänge einer Geschichte des Werkzeugs findet dann über die Funde aus dem 2. und 3. Jh. n. Chr., der römischen Kaiserzeit also,

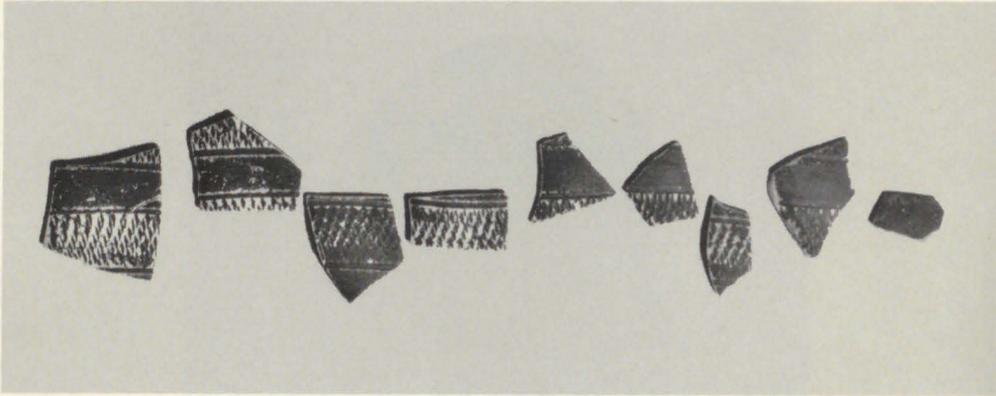


*Tonstatuette (Datierung?), Inv. 88/803*

die Fortsetzung bei der Ausstellung früh- und hochmittelalterlicher Funde aus Gräbern bzw. der Burg bei Salzhofen. Neuzeitliches, jüngst bei Ausschachtungsarbeiten inmitten der Altstadt entdecktes Gerät des 16.—19. Jhs. kann die Abfolge des Komplexes der vom Erdreich lange bewahrten Geräte vergangener Form und unbekannter Funktion abschließen.

Ähnlich vielfältig und Einblick gebend in den Alltag und auch die Festeszeit vergangener

Jahrhunderte läßt sich, durch Fundreichtum nahegelegt, Keramikgeschichte darstellen. Vom dickwandigen Topf oder Becher, mit der Hand geformt bzw. entstanden durch erste Versuche, die Töpferscheibe zu nutzen, führt die Entwicklung auf langem Weg zu formvollendeter, glasierter und bemalter Ware. Erstaunt wird man an den Funden sehen, daß bereits im fortgeschrittenen 2. Jts. v. Chr. während der sogenannten Urnenfelderkultur die Töpferei zu hoher Qualität gelangte. Bei-



*Fragmente eines bauchigen Bechers mit Schuppenornament, um 150 n. Chr., Inv. 88/790*

spielhaft dafür ist die Gattung sorgfältig modellierter Zylinderhals-Urnen. In dieser Periode bestand offensichtlich nicht nur große Erfahrung im Drehen auf der Töpferscheibe, sondern man kannte stichel- oder kammartiges Werkzeug, um Ornamente in den Ton zu

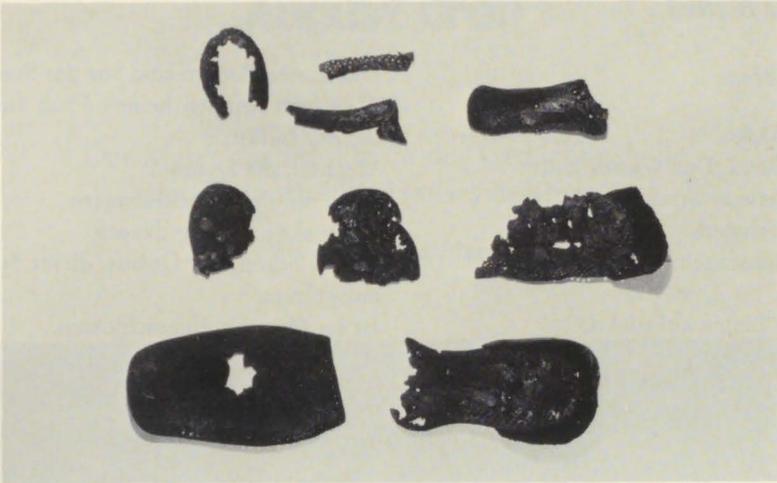
drücken. Bei der Ausstellung von Fundkeramik wird auch die Formensprache hinsichtlich des Funktionellen und der soziologisch-evidenten Zuordnung behandelt werden müssen.

Die Keramikgeschichte erreicht dann in römischer Kaiserzeit des 2. Jhs. n. Chr. einen weiteren Höhepunkt in neuer Formung oder gemalter und reliefierter Ornamentik, wie das im Brettener Raum nachgewiesene Terra Sigillata-Geschirr zeigt oder es die bauchigen geschuppten Becher, Tonflaschen und die Tonkrüge auf zierlicher Standfläche belegen. Gab es in der Siedlung eigene Töpfereien und Brennöfen?

Frühmittelalterliche, merowingisch-fränkische Zeit brachte für den Kraichgau und die Brettener Siedlung bislang unbekannte Becherformen, wie durch Grabbeigaben dokumentiert werden kann. Besonders aufschlußreich und erstaunlich vielfältig ist sodann der große Fundkomplex aus dem Brettener Burgwäldchen, einer Wehranlage mit Bergfried bei dem ehemaligen Ort Salzhofen. Die gefundenen Gefäße lassen sich in die Zeit vom 11. bis 15. Jahrhundert datieren. Von einfacher grauer Ware bis zu sehr qualitätvoll-dünnwandig gearbeiteten Kannen, Tiegeln, Lampen reicht die Zusammenstellung. Eine besondere Gattung bilden die Becherkacheln.



*Bronzener Weibrauchbehälter aus einem römischen Quellheiligtum, um 150 n. Chr. Inv., 88/797*



*Lederfragmente von Schuhen, Funde aus der Tiefe eines Fachwerkhauses, Inv. 90/9*

Es sei erwähnt, daß die systematische Ausgrabung aus den dreißiger Jahren erlauben wird, von einer gewissen Burgkultur zu sprechen, sind doch Eisen-, Glas- und Ziegelfunde besonders aufschlußreich. Bis hin zu alltäglichen Lebensgewohnheiten läßt sich manche Aussage über die Burgleute treffen. Kam ihr Wohlstand vom Salzhandel? Lag doch die Burg oberhalb salzführender Quellen und an Handelswegen.

Endlich soll erwähnt werden, daß im Sommer des Jahres 1989 sich buchstäblich inmitten der Altstadt die Erde aufat bei Arbeiten an den Fundamenten von Fachwerkbauten und teils gut erhaltene Gefäße, Reste von Lederschuwerk, Glasfragmente, Eisenwerkzeug und Lehmziegel ans Tageslicht kamen. Nicht nur stadthistorisch, wie bereits in einer Ausstellung gezeigt werden konnte, sondern auch Wohnungskultur betreffend, sind die Neufunde bemerkenswert. Die glasierten und bemalten, besonders dünnwandigen Henkeltöpfe kennt man auch aus Nachbarorten. Sie

scheinen sich besonderer Beliebtheit und weiter Verbreitung erfreut zu haben. Auch hier bleibt nach der Werkstatt zu suchen. Da Bretten bekannt ist für Vorkommen guter Tonerde, wäre nahe Bearbeitung erklärlich. Neben vergleichbarer Ware fallen eigentümliche Sonderformen auf, wie der glasierte, mit angetöpftem Deckel verschlossene Becher, dessen Wandung Relieffrillung gliedert. Mit diesen Erkenntnissen kann der Beginn Brettenner Stadtarchäologie geschaffen sein. So unkenntlich Fundmaterial zunächst erscheint, gibt es doch nach geduldiger Befragung unschätzbare Zeugnis der Siedlungs-, Stadt- und Handwerksgeschichte. Die sachlich dienende, vorsichtig-didaktische Dokumentation tritt zum besseren Verständnis und erweiterter Vorstellung hinzu.

Auf diese Weise wird das Museum der Stadt Bretten mit den Abteilungen ansehnlicher, den Besucher unmittelbar ansprechender Originale zu einem Haus der Begegnung und Wissenschließung sowie -vertiefung.

## Texte aus Bretten

### Alt Brettheim

Der alte Markt.  
Sanft abfallend. Das Wasser läuft  
Die Pforzheimer Straße hinab.  
Das alte Fachwerk.  
Lustig verschachtelt und allerlei Winkel  
bildend  
Ziehen die Linien auf und ab.  
Der alte Brunnen.  
Aus rotem Sandstein, von dem guten  
Versteinerten Pfalzgrafen seit langem  
bewacht.  
Die alten Gassen.  
Für Menschen, für Nachbarn,  
Für hoch mit Frucht beladene Wagen  
gedacht.  
Das alles genügt uns heute nicht mehr.  
Was jene damals alles vergaßen!  
An den Häusern fehlte die Schaufensterfront.  
Antennenfrei war der Dachhorizont.  
Das Fachwerk war nackt, war unverputzt.  
So manches Gemäuer hat nichts mehr  
genutzt:  
Es fehlten Straßen, Straßen, Straßen!  
So viele Hoffnung ist hier geboren.  
Doch im grausamen Gang der Zeiten  
Gingen Hoffnungen wieder verloren.  
Kann man ohne Stocken sagen,  
Was jemand meldete in jenen Tagen?  
Die Stadt ist judenfrei!  
Jetzt hat sie keine Wagner mehr, keine Seiler  
und Färber,  
Gegangen sind Schäfer und Schmiede und  
Gerber.

Die letzten Bauern sind vor der Stadt,  
Weil man drinnen keinen Platz für sie hat.  
Bei der Industrie  
Wechselt die Dynastie.  
Auch mit den Arbeiterbauern  
Kann es nicht ewig dauern.  
Melanchthon, der Genius, dieser Stadt  
entsprossen  
Ist im Museum eingeschlossen.  
Es hätte nicht alles so werden müssen.  
So tröste, o Herr, unser armes Gewissen.  
Hochsommernacht.  
Wenn das Getöse der Motoren endet,  
Der Mond sein mildes Licht herniedersendet,  
Wenn in der Stille man die alten Brunnen  
plätschern hört,  
Dann zeigt die alte Stadt sich unzerstört.  
Und plötzlich stehen alte Tore, alte Mauern!  
Aus Pappe nur, was macht das schon.  
„Peter und Paul“, es soll uns überdauern!  
Das Fest ist mehr als Illusion . . .  
Noch einmal Schäfer, Landsknecht und  
Soldaten,  
Noch einmal Pfalz und auch das alte Baden.  
Wir hier, das Volk, auch die Zigeuner,  
Gaukler, Diebe:  
Wir beten an die Macht der Liebe!  
Vereint beim Großen Zapfenstreich:  
Herr, auch nach Brettheim komm' Dein  
Reich!

Eugen Stezenbach  
Aus: topographia lyrica,  
hg. von Günther Mahal

# August Groh

(1871—1944)

Der Maler der Fresken in der Gedächtnishalle  
des Melanchthon-Hauses in Bretten

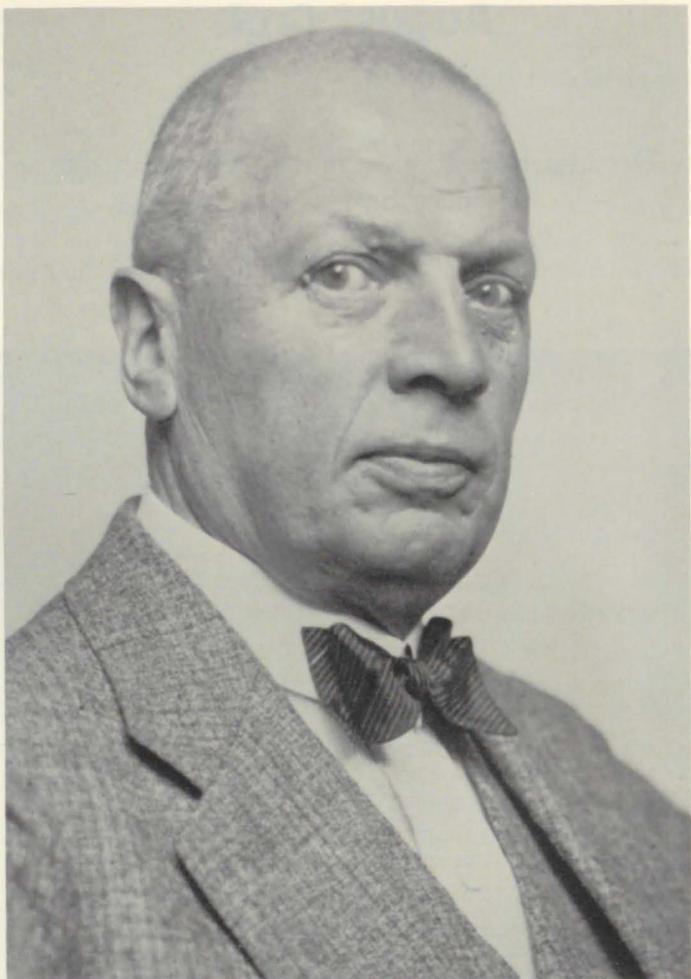
*Ernst Koch, Karlsruhe*



*August Groh im Atelier in Karlsruhe*

Als August Groh am 14. Oktober 1944 in seinem Heimatort Neckarsteinach mit 73 Jahren starb, war der Zweite Weltkrieg in seiner entscheidenden Schlußphase. Die kleine Stadt am Neckar blieb von unmittelbarer Gefährdung verschont, und August Groh konnte, wie all die Jahre vorher, fast täglich pünktlich sein Atelier am Neckarufer aufsuchen, um dort voll froher Schaffenskraft sein künstler-

isches Lebenswerk zu vollenden. Über 10 Jahre lang war es ihm vergönnt, hier zu arbeiten, seit der damalige Reichsstatthalter ihm auf entsprechenden Antrag des Ministers des Kultus, des Unterrichts und der Justiz in Karlsruhe in Vollzug des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums am 19. Dezember 1933 mitteilte, daß seine Wiederverwendung an der Staatlichen Akademie



*August Groh*

der Bildenden Künste in Karlsruhe nicht mehr in Frage komme, und daß er mit Wirkung vom 1. Mai 1934 in den endgültigen Ruhestand versetzt sei.

Wieder 10 Jahre vorher, zum 1. Mai 1924, war er „in zum mindesten voreiliger, in ideeller und materieller Hinsicht wohl mißverständener Sparsucht“ — wie das Karlsruher Tagblatt am 19. Februar 1931 schreibt — aufgrund der nachinflationären „schwierigen staatlichen Finanzlage in Vollzug der Perso-

nalabbauverordnungen des Reiches und des Landes“ — so die amtliche Begründung des Ministeriums des Kultus und Unterrichts — in den einstweiligen Ruhestand, den Wartestand, versetzt worden.

Damit ging eine über zwanzigjährige, „seinen vielen Schülern segensvoll gewordene Lehrtätigkeit“ — wie die Presse schrieb — zu Ende. Seit 1898, später 4 Jahre unterbrochen durch den Ersten Weltkrieg, hatte er als Lehrer an der Kunstgewerbeschule und, nach deren Zu-

sammenlegung mit der Akademie der Bildenden Künste, an der ehemaligen Landeskunstschule in Karlsruhe gewirkt.

Man muß wohl, um dem Menschen, Künstler und Lehrer August Groh näherzukommen, um ihn aus der Möglichkeit des Vergessenwerdens herauszulösen, um ihn in seinen Werken kennenzulernen, seinen Lebensweg von Anfang an nachzeichnen:

In Neckarsteinach am 23. Februar 1871 geboren, besuchte er von 1877 bis 1881 die Volksschule an seinem Geburtsort, wechselte dann bis zur mittleren Reife auf die Realschule nach Heidelberg und trat mit 15 Jahren 1886 in die Großherzogliche Kunstgewerbeschule in Karlsruhe ein, in der er die 3 Jahreskurse mit bestem Erfolg absolvierte. Seit 1889 studierte er an der Großherzoglichen Akademie der Bildenden Künste und war Schüler der Professoren Schurth, Pökh und Ritter. „Seine Begabung und seine Leistungen fanden während des Studienganges an der Akademie allseitige Anerkennung“ — so steht es in einem Schreiben der Direktion der Akademie. Bald ist er Meisterschüler bei Professor Ferdinand Keller. Seine künstlerische Ausbildung wird ergänzt durch zahlreiche Studienreisen nach Italien, Österreich, Ungarn und Kroatien, auch Frankreich und Holland. Einmal wird sie auch unterbrochen durch seinen einjährigen Militärdienst im 1. Badischen Leibgrenadierregiment 109. Während der Zeit an der Akademie schuf August Groh eine große Anzahl von Illustrationen, Dekorationsentwürfen und Portraits, etwa das Bild Frau von Schlichtings, Öl- und Temperagemälde. Nachdem er in der ersten Zeit mehr das Genre und das Portrait pflegte, wie er in einem Lebenslauf von 1898 schreibt, ging er — wohl auf Anraten von Professor Ferdinand Keller — mehr zur dekorativen und Monumentalmalerei über.

„Seine steigenden Leistungen verschaffen ihm solches Ansehen“ — ist in einer Beurteilung zu lesen —, daß er zum Oktober 1898, nunmehr 27 Jahre alt, als nichtetatmäßiger Lehrer an die Großherzogliche Kunstgewerbe-

schule berufen wird. Bereits ein Jahr später, am 11. Dezember 1899, teilt die Direktion der Kunstgewerbeschule dem Ministerium mit, daß „Maler August Groh nun seit Oktober 1898 an unserer Anstalt im Figurenzeichnen, Aktzeichnen, Anatomie und Darstellen nach der Natur unterrichtend tätig ist, und daß er sich als eine äußerst tüchtige Lehrkraft erwiesen hat, indem die von ihm bis jetzt erzielten Ergebnisse als sehr gute bezeichnet werden können“. Am 1. Januar 1900 wird August Groh zum Professor an der Großherzoglichen Kunstgewerbeschule ernannt, nachdem diese Stelle durch die Versetzung von Professor Max Laeuger als etatmäßiger außerordentlicher Professor des Figurenzeichnens und Dekorierens an der Technischen Hochschule Karlsruhe freigeworden war.

Nach dem Zeugnis von Zeitgenossen, nach dem Urteil von Weggefährten und nach den Erinnerungen seiner Familie muß August Groh ein Mensch von besonderer Ausstrahlung gewesen sein. Seine freundliche Ruhe übertrug sich auf seine Schüler, seine Gesprächspartner, seine Freunde. Man schildert ihn als unerschütterliche, wortkarge, charaktervolle Persönlichkeit, zugleich voll Humor, und stets begleitet von seiner Pfeife oder seiner geliebten Virginia.

Er verstand es, seinen Schülern Technik, Wissen und künstlerische Eigenständigkeit zu vermitteln, sie anzuregen und anzuspornen. Gleichzeitig stellte er durch eigene Werke sein eigenes künstlerisches Wollen und sein malerisches Können unter Beweis.

Während seiner ganzen Schaffenszeit konnte er immer wieder in zahlreichen Ausstellungen regionaler Kunstvereine und anderwärts seine Bilder einer interessierten Öffentlichkeit vorstellen. In der Großen Berliner Kunstausstellung 1903 war er vertreten, seine Leistungen wurden anerkannt, er erhielt Preise, wie den seinerzeit hochgeschätzten Wanderpreis der Freiherr-von-Biel'schen-Stiftung für Freskomalerei, er wurde zeitgemäß vom Großherzog ausgezeichnet, hatte Erfolg.

In Konstanz entstehen Fresken im Kasino des dortigen Regiments. Er gestaltet die Fassade der Villa Prym, die später Gästehaus der Stadt wird. In der evangelischen Kirche malt er ein Jüngstes Gericht, und im unteren Saal des Konziliumsgebäudes stellt er den ausgedehnten Handel und bedeutende historische Festlichkeiten in den Mittelpunkt seiner Wandbilder. Auch das Vestibül schmückt er mit einem monumentalen Gemälde aus der Geschichte der Stadt Konstanz. Es entstehen zahlreiche Ölbilder, Plakate und kleinere graphische Arbeiten, Illustrations- und Dekorationsentwürfe. Über seine Temperabilder schreibt ein Kritiker anlässlich einer Ausstellung im Heidelberger Kunstverein: „Sie sind von so leuchtender Farbenpracht und Eindringlichkeit der Sprache, daß sie von jedem verstanden werden. Ein märchenhafter Zauber liegt über all seinen Bildern.“ In Stollberg bei Aachen zeugen Wandbilder in einer herrschaftlichen Villa von seinem Können, ebenso im württembergischen Murrhardt. Auch beim großherzoglichen Hoftheater waren seine Mitwirkung und sein Urteil als Künstler gefragt. Hier beriet er die Generaldirektion auf dem Gebiet des Kostümwesens und des Bühnenbildes.

1913 beteiligt er sich an der Auslobung einer Konkurrenz zur künstlerischen Ausgestaltung der Gedächtnishalle des Melanchthon-Hauses in Bretten. Für die Formulierung dieser Ausschreibung hatte der Initiator des Melanchthon-Hauses, Professor D. Dr. Nikolaus Müller (1857–1912), ebenso wie bei allen Plänen für den Neubau, die zeitgemäße Architektur, den Innenausbau und die Ausstattung bestimmte, klar umrissene, in das Gesamtkunstwerk des Hauses integrierte Vorstellungen hinsichtlich der Thematik der fünf geplanten monumentalen Bilder. Beim Wettbewerb 1913 wurden dann diese Vorstellungen neu durchdacht und zum Teil modifiziert. Wenn man die ausgeführten Fresken betrachtet, geschah dies sichtbar nicht zum Nachteil. Die Wettbewerbsaufgabe, fünf anspruchsvolle Wandflächen mit großformati-

gen Gemälden aus dem Leben des Reformators zu schmücken, löst August Groh so überzeugend, daß er die Konkurrenz gewinnt. Die Wettbewerbsentwürfe, in München in Privatbesitz, zeigen schon die künstlerische Fantasie, die sichere Umsetzung des Themas, die ausdrucksvolle figürliche Komposition und die souveräne Beherrschung der spitzboigen Wandflächen, welche dann in seinen im Jahr 1920 bis zum Herbst 1921 ausgeführten Gemälden ihre gültige Form fanden. Diese Wandbilder bedeuten einen Höhepunkt im Schaffen August Grohs.

Die dem personellen historischen Bildinhalt jeweils kongruent zugeordnete Umgebung rahmt das Geschehen in beispielhafter Weise. Ob es die Personen am Brunnen sind, ob man die geistlichen und weltlichen Kurfürsten um Kaiser Karl V ansieht, ob man den Zug der Gelehrten zur Eröffnung der „Oberen Schule“ studiert — immer glaubt man, in den detailgetreuen und doch stilrichtig flächigen Gesichtern lesen zu können, so daß jedes Bild gleichsam seine Geschichte erzählt, lebensecht und doch allgemeingültig in bestechender Farbigkeit und Meisterschaft. Man spürt, wie der Maler sich mit dem dargestellten Geschehen intensiv gedanklich und gefühlsmäßig auseinandersetzt, und wie er es besonders verstand, den Reformator Philipp Melanchthon bei der figürlichen Zuordnung in ausdrucksvoller gläubiger Bescheidenheit in den Schwerpunkt der Bilder zu rücken. Es spricht für die solide Maltechnik des Künstlers, daß seine Gemälde noch heute in einwandfreiem unrestauriertem Zustand erhalten sind.

Der Erste Weltkrieg unterbricht für Jahre seinen beruflichen und künstlerischen Lebensweg. Schon im August 1914 wird er als 43jähriger eingezogen. Nach Dienst in der Heimat, in Karlsruhe, Rastatt und Danzig, kehrt er, seit 1917 im Osten eingesetzt, als Kompanieführer zurück, wird Ende 1918 aus dem Heeresdienst entlassen und nimmt seine frühere Tätigkeit als Lehrer an der Kunstgewerbeschule wieder auf. Er erhält 1920 erneut die



*August Grob und seine Familie*

Amtsbezeichnung Professor, schwört Treue der Reichs- sowie der Landesverfassung, führt seinen Unterricht fort, malt und zeichnet. Im Oktober 1920, bei der Zusammenlegung der Kunstgewerbeschule und der Kunstakademie zur Landeskunstschule in Karlsruhe, wird er unter Direktor Professor Dr. Hermann Billing zusammen mit den Professoren Gerstel, Hau Eisen und Schreiögg zum Mitglied des Senates ernannt. Er malt seine großen Fresken in Bretten, doch es wird ruhiger um ihm. Zum 1. Mai 1924 wird er „aufgrund der schwierigen staatlichen Finanzlage“ in den einstweiligen Ruhestand

versetzt. Das Ministerium des Kultus und Unterrichts schreibt ihm, daß „sein Ausscheiden aus dem Lehrkörper der Landeskunstschule Veranlassung gibt, ihm für seine langjährigen wertvollen Dienstleistungen den Dank der Unterrichtsverwaltung auszusprechen“. Noch Jahre arbeitet er in seinem alten Atelier — nun als Mieter —, bis er schließlich 1934 von der Bismarckstraße 67 in Karlsruhe nach Neckarsteinach umzieht.

Ein Freund schrieb zu seinem 60. Geburtstag: „Seine Bilder waren stets von sicherer Gestaltungskraft und meisterlicher Beherrschung der Farbe. Sein ehemals betont dekorativer

Zug hat sich in seinen jüngsten Werken zu einer gedanklichen und symbolhaften Art gehöhht. Geblieben ist der unbeirrbar-künstlerische Ernst, den alle Arbeiten Grohs seit seinen ersten Anfängen auszeichnen. Ihm entspricht auch das sehr bedeutende formale gediegene Können des Malers, der nicht kritiklos oder gar konjunkturbeflissen den Modeströmungen erlag, aber andererseits die werthaltigen Entwicklungsstufen zeitgenössischen Weitergangs nicht eigensinnig oder selbstzufrieden ignorierte“.

In den letzten Lebensjahren ist es still geworden um August Groh. Er ist sich stets selbst treu geblieben. Sein künstlerischer Nachlaß ist weitgestreut. Neben seinen zahlreichen Wandbildern — soweit erhalten — befindet sich vieles in Privatbesitz, manches in Galerien. Auch die Städtischen Kunstsammlungen in Karlsruhe besitzen Bilder von ihm, ebenso seine Heimatstadt Neckarsteinach. Das Gedenken gilt dem Schöpfer der Fresken im Melanchthon-Haus und einem bedeutenden Künstler seiner Zeit.



*Übergabe des von Melanchthon verfaßten Augsburger Glaubensbekenntnisses an Kaiser Karl V. am 25. Juni 1530*

# Sagen des Kraichgaus: Bretten

## *Das Wahrzeichen der Stadt*

Das Hündge von Bretten, von dem das Sprichwort entstanden: „Es wird oder ist heimgeschickt worden, wie das Hündge von Bretten“, ist das Wahrzeichen dieser Stadt oder vielmehr an der Kirchhalde, worauf linker Hand oben am Tach, wo der Chor anfangt, ein steinerner Hund zu sehen, der keinen Schwanz haben soll. Die Historie wird auf vielerlei Art davon erzählt:

1. soll bei Bauung dieser Kirche ein Stein heruntergefallen sein, welcher dem unten gestandenen Hund den Schwanz abgeschlagen;
2. solle einem Bauern aus dem Württemberger Land eine Lohne (Lohne, alemannisch = Deichsel, Deichselbaum) am Karren oder Wagen verlorengegangen sein, da habe er dem auf dem Weg vor Bretten hauß angetroffenen Hund den Schwanz abgehauen und solchen für eine Lohne gebraucht;
3. solle einer zu Bretten gewesen sein, der seinen Hund um Fleisch zu holen zum Metzger zu schicken pflegte, da aber dieser einmal ohne Geld gekommen, der Metzger böß worden sein, und aus Bosheit dem Hund den Schwanz abgehauen und also heimgeschickt;
4. solle bei der von Württemberg geschehenen Belagerung der Stadt Bretten ein Hund aus der Stadt Bretten ins Lager gekommen sein, dem aus Feindschaft die Soldaten den Schwanz abgehauen und also wieder in die Stadt laufen lassen.

## *Das Hündchen und die Belagerer*

Bei einer Belagerung Brettens wehrte sich die Einwohnerschaft so tapfer, daß die Feinde nur noch hofften, es durch Hunger zu bezwingen. Schon litten die Belagerten Mangel, da fielen sie auf eine List und mästeten den Mops des Befehlshabers so lange, bis er ungewöhnlich fett war. Dann ließen sie ihn, nachdem sie wieder zur Übergabe aufgefordert worden, hinaus in das Lager der Feinde laufen. Als diese das fette Hündlein sahen, glaubten sie, in der Stadt seien noch Lebensmittel in Fülle, und beschlossen, die Belagerung aufzuheben. Sie hieben nun dem Mops den Schwanz ab, warfen dann jenen über die Stadtmauer zurück und zogen davon. Zum dankbaren Andenken ließ der Stadtrat das Hündlein ohne Schwanz in Stein hauen und das Standbild außen an der Laurentikirche in der Höhe aufstellen. Dort steht es als Brettens Wahrzeichen noch heute, und wenn jemand in einer Sache übel wegkömmt, pflegte man von ihm in der Gegend zu sagen: „Er kömmt davon (oder: Er wird heimgeschickt) wie das Hündlein von Bretten“.

## *Das Hündchen und der Metzger*

„Dir geschieht wie dem Hündchen von Bretten!“ sagen die Leute in der Rheinpfalz. Damit deuten sie auf ein Wahrzeichen des Städtleins Bretten hin und bezeichnen mit dem Spruch den Empfang des bekannten Teufelsdankes für gehaltene Treue. Zu Bretten war ein Mann, der hatte ein treues, frommes Hündchen, das hatte er mit Fleiß abgerichtet zu allerlei Dienst und Kunststück, besonders brauchte er es zum Fleischholen. In einem Körbchen, darin eingewickelt das Geld lag und auf einem Zettel stand, was es bringen sollte, holte es beim Metzger Wurst und Fleisch, rührte davon nie einen Bissen an, und so brachte es dem Metzger viele, viele

Kreuzer ins Haus. Da fügte sich's, daß der Metzger einen Gesellen bekam, der war katholisch, der Mann aber, dem das Hündlein gehörte, war evangelisch, und sandte es auch am Freitag zum Metzger, daß es, wie gewohnt, Fleisch oder Wurst hole. Solches verdroß den Metzgergesellen, und er sagte: „Warte, Ketzer, ich will dir den dir gehörigen Schlünker schicken“, nahm das Hündlein, hackte ihm auf dem Block das geringelte Schwänzchen grausam ab und legt's in den Korb. Das arme Tier faßte den Korb, lief blutend nach Hause, stellte den Korb vor seinen Herrn, legte sich hin, winselte, streckte alle viere von sich und starb. Die ganze Stadt Bretten war entrüstet über solch ungetreue Tat, der Gesell wurde alsbald ausgewiesen und des Hündleins Bild ohne Schwanz in Stein gehauen und übers Stadttor gesetzt, darüber aber ein Kranz, den Lohn der Treue anzudeuten. Dieses ist das Wahrzeichen von Bretten, der Stadt, in der Philipp Melanchthon geboren wurde.

### *Der Schäfersprung*

Durch die vielen Drangsale des Krieges war die Stadt Bretten gegen Ende des 15. Jahrhunderts von ihrem blühenden Wohlstande tief herabgesunken. Um ihr allmählich wieder aufzuhelfen, verlieh Kurfürst Philipp von der Pfalz der Stadt im Jahre 1492 das Recht, alljährlich vier öffentliche Jahrmärkte abzuhalten. Unter diesen war der Laurentius- oder Schäfermarkt der merkwürdigste, weil sich an diesem Tage die Schäferzunft des ganzen Oberamtes zu versammeln pflegte, um den sogenannten Schäfersprung abzuhalten. Am Vormittage des Markttagessammelten sich die Schäfer mit klingendem Spiel und Schalmeienklang auf der Zunftstube zu Bretten. Von da aus zogen sie mit den Hirtenstäben auf der Schulter in feierlicher Prozession zur Kirche. Nach dem Gottesdienst kehrten sie unter Begleitung der Musik in ihre Herberge zurück, wo sie sich bei fröhlichem Mahle gütlich taten.

### *Ein angeblich durch Hexen verursachtes Unwetter*

Die Sage spielt zur Zeit der Belagerung der Stadt Bretten 1504, aufgezeichnet wurde sie in der Chronik des Georg Schwartzert, Bruder von Philipp Melanchthon. So baldt aber solliches geschahe, zohe hertzog Ulrich furter die Knittlinger staig herab, legert sein her zu dem Steger sew<sup>1)</sup>, da sich Pfaltz und wurtenbergisch gebieth ietzunden scheiden, verharret aldo uff acht tag, biß er sein ferrer notturfft und was sich zu solcher sachen gepürt, in besserer ordnung pracht. Alß er nuhn seine gezelten uffgeschlagen und sich aller dings gerust, etliche tag zu verharren, wie auch geschach, begab es sich uff einen tag, daß ein solch ungestumbt wint und wetter kame, daß meniglich erschrockens hette, dan der windt zerriß die sail, warff die zelten umb, pracht alle ding in uhnordnung, daß irer viel sich unglücks erwegen hetten. Nuhn het man aber unlang darvor etlich unhollen<sup>2)</sup> zu Pretten verbrant, dardurch ein erdicht geschrey endstundt, es weren viel unholden in der statt, deßhalben die Wurtenbergischen gemeinlich vermeinten, es hetten die unholden solch wetter uber sie zugericht, daß aber nitt wahr.

Ludwig Vögely, Sagen des Kraichgaus, G. Braun Karlsruhe

<sup>1)</sup> ehemaliger Weiher an der Gemarkungsgrenze zwischen Bretten und Knittlingen

<sup>2)</sup> Unhollen = Unholde = Hexen. Sonst nicht überliefertes Zeugnis für Hexenverbrennungen in Bretten

## Der „Storchentag“ — ein Fest des nahenden Frühlings

*Alois Krafczyk, Haslach*

Eines der ältesten und zugleich populärsten Feste der Haslacher Jugend, welches alljährlich in der zweiten Februarhälfte begangen wird und damit nicht selten mitten in die Faschnachtszeit fällt, ist der „Storchentag“.

Am 22. Februar feiert die Katholische Kirche das Fest „Petri Stuhlfeier“, das in Haslach „Storchentag“ genannt wird, in anderen Orten des Kinzigtales „Peterlestag“ heißt. Es soll an die Besteigung des Bischofsstuhls von Rom durch den Apostel Petrus erinnern. Der kirchliche Feiertag hat sich jedoch mit einem altgermanischen Frühlingsfest vermischt, bei dem der Storch als Symbol des wiederkehrenden Frühlings begrüßt wird. Der Storch als Kündler des neuen Lebens in der Natur bringt nach altem Volksglauben ja auch die kleinen Kinder. Bekannt ist der alte Bauernspruch: „Auf Sankt Peter Fest sucht der Storch sein Nest“. Der „Storchentag“ wird in Haslach schon seit Jahrhunderten gefeiert. Über die Entstehung des Brauches gibt es zwei Theorien: Die eine hat ihren Ursprung in einer alten Sage, nach der Haslach und das Kinzigtal einst von unzähligen Würmern, Schnecken, Schlangen, Fröschen und anderem Ungeziefer heimgesucht wurde, welche die ganze Vegetation wegzufressen drohten. Die Folge dieser Ungezieferplage soll eine große Hungersnot gewesen sein. In ihrer Not hielten damals die Haslacher Bürger Prozessionszüge ab und gelobten, alljährlich den Armen der Stadt und besonders den Kindern eine Freude zu bereiten und sie reich zu beschenken. Bald darauf kamen, so will es die Sage wissen, eine große Schar von Störchen, die das ganze Kinzigtal innerhalb kurzer Zeit vom Ungeziefer säuberten. Historische Tatsache ist, daß Anfang und Mitte des 17. Jahrhunderts, also während des Dreißigjährigen Krieges, im

Kinzigtal die Pest wütete und Tausende hinweggraffte. Ganze Orte waren ausgestorben, und auch in Haslach war die Bevölkerung bis auf wenige hundert Menschen gelichtet. Noch 1692 zählte Haslach nur rund 700 Einwohner. Da die Ordnung in Haus und Feld in dieser schlimmen Zeit nicht mehr aufrechterhalten werden konnte, machte sich Ungeziefer aller Art, besonders Mäuse und Ratten, breit, die die wenigen Vorräte während der schrecklichen Jahre der Pest und des Dreißigjährigen Krieges zu einem großen Teil noch vernichteten. Als 1635 in Haslach wieder die Pest ausbrach und die Einwohnerschaft dezimierte, gelobten die Witwe des Reichsfreiherrn Finkh von Waldstein und ihr Bruder, der Landschaffner Jakob Gebele, zur Abwendung der Pest eine Kapelle zu stiften. Diese wurde auch wirklich nach dem großen Krieg 1652 außerhalb der Stadt, in der Aue, gebaut. Sie wurde später Mühlenkapelle genannt und stand bis 1973 in der Mühlenstraße gegenüber dem Gasthaus „Zum Ochsen“. Es dürfte kein Zufall sein, daß gerade diese Kapelle, wie wir noch sehen werden, mit dem „Storchentag“ in enger Beziehung steht.

Über die Entstehung des „Storchentags“ gibt es auch noch eine zweite Theorie, die vor allem der Haslacher Volksschriftsteller Heinrich Hansjakob in seinem Buch „Aus meiner Jugendzeit“ vertritt. Er nimmt an, daß die Haslacher seit alters her am „Storchentag“ den Storch als Boten des Frühlings begrüßten und Freund Adebar die Haslacher Bevölkerung gleichsam symbolisch auffordert, die restlichen Wintervorräte an Äpfeln, Birnen und Nüssen aus Dankbarkeit und Freude über den nahenden Frühling den Kindern zu schenken. Welchen Ursprung der Haslacher „Storchentag“ nun wirklich hat, läßt sich bei

dem völligen Fehlen der schriftlichen Überlieferung nicht genau nachweisen. Sicher zu sein scheint, daß der „Storchentag“ ein Frühlingsfest alten Ursprungs ist, bei dem die Haslacher Jugend dem kommenden Lenz entgegenjubelt. Allerdings fällt gerade in die Zeit der Pest und des Dreißigjährigen Krieges die erste urkundliche Erwähnung des „Storchentags“ in Haslach. In der ältesten erhaltenen Rechnung der Stadt Haslach aus dem Jahre 1643 sind unter den Ausgaben sechs Kreuzer aufgeführt, die einem Johann Jakob Arguin dafür ausgezahlt wurden, weil er „dem Storch geklopft“. Der erwähnte Johann Jakob Arguin war offenbar der erste uns bekannte „Storchenvater“, welcher alljährlich die durch das ganze Städtle ziehende Kinderschar anführte. Es ist sicherlich kein Zufall, daß seit der Erbauung der Mühlenkapelle bis zu ihrem Abbruch im Jahre 1973 (sie mußte dem Straßenverkehr weichen) der Zug der Kinder gerade dort seinen Anfang nahm. Seit 1974 beginnt der Storchentagszug vor dem alten Bildstöckchen auf dem evangelischen Kirchplatz, das bis 1973 vor der Mühlenkapelle stand. Punkt 12 Uhr versammelt sich die Haslacher Jugend mit Taschen und Säckchen ausgestattet, vor dem Bildstock bei der evangelischen Kirche zum Gebet des „Engel des Herrn“. Kaum ist das Gebet beendet, drängt die Kinderschar stürmisch in Richtung Städtchen, um ihre Arbeit, das Heischen, zu beginnen. Überall ertönt jetzt lautstark der Ruf: „Heraus, heraus“. Früher schrien die Kinder sogar: „Heraus, heraus, Birnen und Äpfel zum Laden heraus!“ Selbstverständlich muß Ordnung in der etwas unbändigen und drängenden Kinderschar herrschen, und deshalb ist ein „Storchenvater“, ein Bürger von Haslach, ein Zugführer. Er wurde früher von der Stadt Haslach mit zwölf Kreuzern und einem Laib Brot besoldet. Heute noch erhält der „Storchenvater“ als Ehrensold der Stadt zwei große Laib Brot, die er, wie einen Rucksack auf den Rücken gebunden, mit sich trägt. Ja, der „Storchenvater“ ist vornehm, er trägt ei-

nen Zylinderhut, auf dem zwei auf Holz gemalte Störche angebracht sind, und in der Hand hält er eine lange Haselgerte, mit der er, wenn nötig, für Ordnung sorgt. Im 18. und 19. Jahrhundert wurde der „Storchentag“ in Haslach schon in seiner heutigen Form begangen. In „Aus meiner Jugendzeit“ erzählt Hansjakob von diesem „Hochfest seiner Jugendzeit“. Der damalige „Storchenvater“ war Karl Kinast, genannt der „Storchenkarle“, der, wie Hansjakob bedauernd feststellt, „ein armer Teufel“ war. Der Nachfolger des „Storchenkarle“ war der Falke-Hubert, wie sein Vorgänger ebenfalls ein Original. Von Beruf Weber war auch er kein reicher Man. Der nächste „Storchenvater“ war der Klausner-Toni, der als Achtzigjähriger noch das Amt des „Storchenvates“ bekleidete, in seine Fußtapfen trat dann der Klausner-Sepp. 1963 trat Bademeister Arthur Siedler die Nachfolge von Josef Klausner als „Storchenvater“ an. Nach dessen Tode im Jahre 1972 wurde Erwin Matt Haslacher „Storchenvater“. Durch den plötzlichen Tod von Erwin Matt im Jahre 1985 übernahm Alois Krafczyk dieses traditionsreiche Ehrenamt. Anfang der siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts aber wäre es beinahe um den „Storchentag“ geschehen gewesen, wenn sich die Haslacher nicht tapfer für die Erhaltung des altehrwürdigen Brauchs eingesetzt hätten. Das Bezirksamt in Wolfach wollte nämlich damals den „Storchentag“, weil veraltet und bettelhaft, unbedingt abschaffen. Der damalige Wolfacher Oberamtmann hatte jedoch nicht mit der Hartnäckigkeit der Haslacher gerechnet. Die Haslacher Bürger waren über das Ansinnen des Wolfacher Bezirksamts so sehr aufgebracht und stritten, an ihrer Spitze ihr Bürgermeister Kaspar Bosch, tapfer um die Erhaltung des jahrhundertealten Brauchs. Und die Haslacher Bürger hatten Erfolg. Das Bezirksamt mußte nachgeben, und so ist bis zum heutigen Tag der „Storchentag“ als das „Hochfest“ der Haslacher Jugend erhalten geblieben.

*Anmerkung:*

Die Haslacher haben wieder ihre Mühlenkapelle und wenn sie auch auf den „Storchentag“ 1990 noch nicht ihre Weihe erhält — die Innenarbeiten sind noch nicht abgeschlossen — so beginnt doch dort wieder traditionell der Haslacher „Storchentag“.

Unmittelbar vor dem „Storchentagszug“ wird die im Kapellentürmchen aufgehängte Glocke ihre Weihe erhalten, und sie wird dann auch pünktlich

um 12 Uhr mittags die Kinder nicht nur zum „Storchentag“ rufen, sondern zuallererst zum „Engel des Herrn“, welcher von Kindern und Storchenvater vor der Kapelle gemeinsam gebetet wird.

Der Haslacher „Storchentag“ am 22. Februar, mußte in diesem Jahr ausnahmsweise um einen Tag verlegt werden und somit wird er schon am **Mittwoch, den 21. Februar begangen**, denn, am 22. ist in diesem Jahr auch der „Schmutzige Donnerstag“ und auch dieser ist ein Festtag in Hansjakobs Geburtsstädthen.

*Mundart: Beispiele*

Johannes Kaiser „Heimweh deheim“

**Heimweh deheim**

*I'm sitting in the railway station  
Got a ticket for my destination.  
Paul Simon („Homeward Bound“)*

I hock im Bahnhof-Wartesaal  
in 're Endstation im Wisedal.  
Däne sait d'Reklamewand,  
fad wie sell Bier sig unser Land,  
un dusse d'Lüüt hän kei Verstand  
für e Dichter un e Musikant.

Heimweh deheim —  
i glaub, i spür's Heimweh deheim,  
heim, mini Wörter brenne  
heim, mini Lieder briele  
heim mini Seele schlicht sich  
liisli in mir dri.

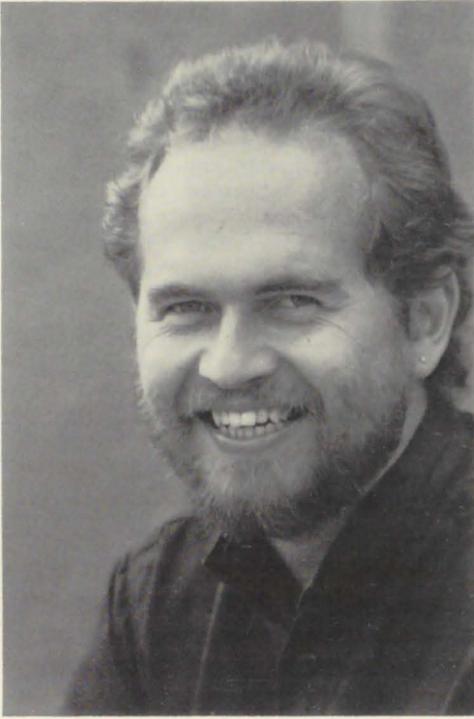
Jedi Stadt het's gliiche Gesicht  
vo Gschäft un Macht un Neonlicht.  
Dur alli Dörfer chiicht im Biet

sell Strooße- und Fabrikelied,  
wo d'Mensche dumpf in d'Hüüser zieht,  
riißt d'Seelen uf un macht si mied.

Heimweh deheim —  
i glaub, i spür's Heimweh deheim,  
heim, mini Wörter brenne  
heim, mini Lieder briele  
heim, mini Seele schlicht sich  
liisli in mi dri.

Hüt z'Obe stand i wider do  
un duen eso  
wie deheim.  
I mach, wie wenn i z'fride wär  
mit Ushilfsjob und Dichterehr,  
un's chleine Glück chunnt groß doher,  
bloß d'Heimatliebi fällt mer schwer.

Heimweh deheim—  
i glaub, i spür's Heimweh deheim,  
heim, mini Wörter brenne  
heim, mini Lieder briele  
heim, mini Seele schlicht sich  
liisli in mi dri,  
liisli in mi dri.



### *Johannes Kaiser*

geboren 1958 in Lörrach, aufgewachsen im Hotzenwald und im Wiesental, ist nach dem Studium der Germanistik und der Kath. Theologie an der Universität Freiburg i. Br. seit 1986 Privat-  
schullehrer in VS-Villingen.

Sein erster alemannischer Gedichtsband „Singe vo dir und Abraxas“ erschien im Moritz Schauenburg Verlag, Lahr 1980 (vergriffen).

Der neue Gedichtband „Heimweh deheim“, dem das Gedicht entnommen ist, ist soeben erschienen in der Edition Klaus Isele, Eggingen 1989.

## Der „Pfälzische Erbfolgekrieg“ und die Zerstörung Mannheims<sup>1)</sup>

Wilhelm Kreutz, Mannheim

„Wenn die Franzosen am Rhein herrschen, so herrschen sie in dem Kern unsers Volkes, sie greifen uns in unserm innigsten und eigensten Leben an, sie zerstören uns in den Keimen unsers Wesens. Deutschland könnte durch eine Gunst der Umstände, . . . in seinem Osten vielleicht noch eine Zeitlang mächtig seyn, selbst wenn die Franzosen das von uns geraubte Gebiet behielten; als ein deutsches Volk wird es gewiß nicht lange mächtig seyn, es wird überhaupt nicht lange ein deutsches Volk bleiben, wenn den Franzosen am Rhein die Herrschaft bleibt. Der Rhein und seine umliegenden Lande und die nächst liegenden Lande von Schwaben, Hessen, Westfalen und Braunschweig sind der Kern und das Herz des deutschen Volkes . . .; dort . . . lebt die rechte Deutschheit; . . . Auch anderswo ist Deutschland, es ist in Flensburg und Königsberg in Breslau und Stralsund; aber es ist dort nicht so deutsch als hier im Süden . . . In Schlesien, Preußen, Kurland, Mecklenburg findest du viele Menschen, welche deutsch sprechen, bei welchen du aber denken könntest, daß sie einem andern Volke angehören, hier in dem alten Urlande Germanien kommen dir die deutschsprechenden Menschen auch durchaus als Deutsche vor.“<sup>2)</sup>

Diese an demagogischer Zielgerichtetheit kaum zu überbietenden Formulierungen, die Ernst Moritz Arndt, der ironischerweise auf der Ostseeinsel Rügen geborene Propagandist des „ganzen Deutschland“, 1813 unter dem programmatischen Titel „Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Gränze“ veröffentlichte, weisen ihn als entschiedenen Gegner Napoleons und engagierten publizistischen Vorkämpfer des deut-

schen Einheitsstrebens aus. Zugleich aber, und dies macht diese Flugschrift für die hier zu behandelnde Thematik so bedeutsam, zählt sie zu den frühesten Zeugnissen eines ‚deutsch-national‘ gefärbten Rheinpatriotismus, der die „Befreiung vom Joch des korsischen Unterdrückers“ ideologisch kontrapunktierte. In ihm verbanden sich Motive der unter dem Eindruck von französischer Revolution und napoleonischer Herrschaft entstandenen literarischen Rheinromantik eines Achim von Arnim oder eines Clemens Brentano mit dem Gedankengut des modernen Nationalismus, jenem Programm des Dritten Standes in Frankreich, das gleichfalls erst während der Revolution entwickelt worden war. Im Gegensatz zu dem in Mannheim wirkenden Universalgelehrten Cosimo Collini, der die Rheingegend zum Gegenstand unpathetischer naturwissenschaftlicher Studien gemacht hatte,<sup>3)</sup> oder im Unterschied zum Aufklärer und Mainzer Jakobiner, Georg Forster, dem 1790 das Rheinthal „melancholisch und schauerhaft“ vorgekommen war,<sup>4)</sup> verklärten ihn die Exponenten der historisch-romantischen Schule nach der Jahrhundertwende zum Sinnbild deutscher Freiheit, deutscher Ehre und Stärke.<sup>5)</sup> Wenn in der Folge alle weiteren französischen Expansionsgelüste einen Sturm nationaler Leidenschaft entfachten oder wenn das deutsche Vordringen nach Elsaß-Lothringen das Reich in einen heute kaum noch begreiflichen Taumel der Begeisterung fortriß, so liegen hier, in der fast gleichzeitigen Ausbildung von Rheinromantik und Rheinpatriotismus, die Wurzeln jenes Phänomens. Seine Popularität und seine weite Verbreitung können hier nur angedeutet

werden. Zu erinnern ist an die leidenschaftlichen Debatten der Frankreichfreunde und -gegner auf dem Hambacher Fest, an die erregten Diskussionen um die Rheingrenze in den 1840er Jahren, die in den bekannten Versen Nikolas Beckers kulminierten — „Wir wollen ihn behalten, den freien deutschen Rhein“ —, oder an die Anstrengungen des Kaiserreichs, den Rhein zur denkmalgeschmückten „Wacht“ auszubauen. Das „Deutsche Eck“ in Koblenz, das „Niederwalddenkmal“ bei Rüdesheim und das „Hutten-Sickingen-Denkmal“ bei Bad Kreuznach, jene fast gleichzeitig errichteten Monumente deutschen Sendungsbewußtseins, aber zeigen, wie stark sich am Ende des 19. Jahrhunderts historische Erinnerung und chauvinistisches Ressentiment gegenseitig durchdrangen. Sie lenken den Blick auf die wichtige legitimatorische Funktion der Geschichtsschreibung, die nicht nur im Kaiserreich bereit war, aktuelle politische Ziele historisch zu rechtfertigen. Die deutschen Historiker hatten maßgeblichen Anteil daran, daß die deutsch-französischen Auseinandersetzungen um den Rhein in der Öffentlichkeit als jahrhundertelange Aggression Frankreichs gedeutet werden konnten. Und gerade dieser in der Vergangenheit scheinbar so klar erkennbare französische „Griff nach dem Rhein“ erlaubte es, jeden neuen Konflikt zum nationalen „Abwehrkampf“ gegen den vermeintlichen „Erbfeind“ zu stilisieren.

Im Mittelpunkt dieser geschichtlichen Beweisführungen stand der Krieg von 1688—1697, der sich wie kein anderer dazu eignete, die Expansionslust und Brutalität des westlichen Nachbarvolkes zu belegen. Denn die Fadenscheinigkeit des Kriegsvorwands schien ebenso für sich selbst zu sprechen wie dessen verheerende Folgen für den rheinisch-pfälzischen Raum. Die vorgeblich weder rational noch militärisch-logistisch zu erklärende Taktik des „brûler la Palatinat“ enthüllte für viele nicht nur die Gefährlichkeit der Franzosen, sondern geradezu die Verwerflichkeit ih-

res Nationalcharakters. Um so mehr, als die Burg- und Schloßruinen entlang des Flußufers quasi als steinerne Zeugen die Zerstörungswut des Gegners sinnfällig dokumentierten. Diese jedoch gehörten auch zum unverzichtbaren Exterieur der romantischen Rheinlandschaft und avancierten rasch zu Sinnbildern biedermeierlich-deutscher Sentiments. Am prägnantesten faßbar wird jener doppelte, sich gegenseitig ergänzende und steigernde Sinnstiftungsprozeß in der Rezeptionsgeschichte des Heidelberger Schlosses, das erst im 19. Jahrhundert zum romantisch-nationalen Symbol stilisiert wurde, wie Volker Sellin kürzlich überzeugend nachgewiesen hat.<sup>6)</sup> Nicht verkannt werden darf, daß dieser Interpretationsvorgang zugleich wichtige innenpolitische Funktionen erfüllte. Die Beschwörung der Erbfeindschaft erlaubte nicht allein das Beklagen der seit Jahrhunderten fortschreitenden Zerrissenheit des deutschen Reichs, sondern bestärkte zugleich die Einheitsforderungen der Nationalbewegung. Denn waren nicht der Partikularismus, die traditionelle Schwäche der Kaiser und das Fehlen einer Zentralgewalt verantwortlich für das Auftrumpfen des Gegners? Beklagt wurden vor allem die konfessionelle Spaltung des Reichs sowie die seine Einheit weiter untergrabenden Friedensschlüsse von Münster und Osnabrück. Übersehen wurde dabei, daß der Westfälische Friede, neben seinem völkerrechtlichen Modellcharakter für Europa, eine praktikable Reichsverfassung, eine Art „immerwährendes Reichsgrundgesetz“, schuf. Zwar bestärkte er einerseits die „Libertät“ und das Bündnisrecht der deutschen Territorien, unterwarf sie jedoch andererseits der kollektiven Souveränität des Reichsverbands, die in dem neugeschaffenen „immerwährenden Reichstag“ zu Regensburg ihren institutionellen Ausdruck fand. Wenngleich der Kaiser auf einzelne Rechte verzichtete, die deutschen Reichsstände waren in der Folge keineswegs völlig unabhängig, wie auch die Bildung der regional sehr unterschiedlichen Reichskreise zeigt. Überdies war ihr außen-

politischer Spielraum eine wesentliche Voraussetzung für das europäische Mächtegleichgewicht. Sie balancierten die Konstellation der großen Mächte aus, sie spielten bei der Erhaltung bzw. Überwindung des status quo eine wesentliche Rolle. Vor dem Hintergrund dieser in der neueren Forschung herausgestellten Einschätzungen<sup>7)</sup> ist auch der Krieg von 1688–1697 aus seiner nationalistischen Perspektive befreit und im Rahmen der zahlreichen militärischen Konflikte des 17. und frühen 18. Jahrhunderts betrachtet worden.<sup>8)</sup> Dies gilt ebenso für die deutsche wie für die französische Geschichtsschreibung, die allzu lange die bourbonischen Rechtfertigungen verteidigte und den Defensivcharakter diesen Waffengangs betonte. Spiegelte sich diese ideologische Voreingenommenheit in der Bezeichnung vom „Krieg der ‚Augsburger Liga‘“ wider, die gleichberechtigt neben den Namen „Orléansscher Krieg“ trat, so fand die deutsche Einseitigkeit zumindest teilweise in der Wendung „Pfälzischer Erbfolgekrieg“ ihren Ausdruck, die alleine den vorgeschobenen Anlaß würdigte.<sup>9)</sup> Daß darüber hinaus in der anglo-amerikanischen Literatur häufig vom „Neunjährigen Krieg“ die Rede ist,<sup>10)</sup> komplettiert diese keineswegs zufällige Begriffsverwirrung. Denn wie die deutschen und die französischen Historiker so verbanden auch die angelsächsischen damit eine besondere Interpretationsabsicht. Gerade sie trugen entscheidend dazu bei, die wirtschaftlichen Hintergründe des Krieges offenzulegen und ihn in die Reihe der Auseinandersetzungen um die politische Hegemonie in Europa, um die ökonomische Vorherrschaft auf dem Kontinent und um die Kontrolle des außereuropäischen Kolonialhandels hineinzustellen.<sup>11)</sup> Erst vor diesem Hintergrund aber wird das Geschehen von 1688–1697 voll verständlich. Daher sollen, bevor in einem zweiten Abschnitt auf Ursachen und Anlaß des Krieges und in einem dritten Teil auf die Zerstörung Mannheims eingegangen wird, zunächst einige Leitlinien der europäischen Konflikte des 17. Jahrhun-

derts sowie die Grundpositionen der Machtpolitik Ludwigs XIV. skizziert werden.

## I.

Im 17. Jahrhundert war der Krieg selbstverständlicher Bestandteil des öffentlichen Lebens, er muß geradezu als „europäischer Normalzustand“ angesehen werden. Zwischen 1660 und 1720 verging kaum ein Dutzend Jahre ohne militärische Gefechte. Sieht man jedoch vom Türkenkrieg ab, der zur christlich-abendländischen Abwehrschlacht stilisiert wurde, gab es in den auf den Dreißigjährigen Krieg folgenden Jahrzehnten kaum noch religiös-konfessionelle bzw. ideologisch überhöhte Waffengänge. Die Kriege wurden rationaler, berechenbarer und dienten vornehmlich begrenzten Zielen. In den Mittelpunkt der Spannungen rückten die dynastischen Probleme der Erbfolge und das Ringen um die wirtschaftliche Vorherrschaft in Europa und um die neuen Ressourcen im transozeanischen Bereich.

Einer der maßgeblichsten Faktoren dieser Konflikte war das Hegemonialstreben Ludwigs XIV. Die Motive seiner aggressiven Politik sind in dem grundsätzlichen, nicht nur von den Zeitgenossen als unüberwindbar eingeschätzten Gegensatz von bourbonischen und habsburgischen Interessen zu suchen. Denn seitdem die Habsburger zu Österreich und der Kaiserwürde im Reich auch erhebliche Teile Burgunds gewonnen hatten und auf den spanischen Thron gelangt waren, der ihnen zugleich die spanischen Niederlande gesichert hatte, gehörte die habsburgische Umklammerung zu einer fast traumatisch zu nennenden Erfahrung der französischen Politik und der Versuch, diese ‚Einkreisung‘ aufzusprennen, zu den vordringlichsten Zielen ihrer diplomatischen wie militärischen Anstrengungen. Es war diese Umklammerung und die Furcht vor einer weiteren Stärkung Habsburgs, die Frankreich 1635 in den Dreißigjährigen Krieg hatte eintreten und an der Seite Schwedens einen Zweifronten-

kampf gegen die spanische und kaiserliche Linie aufnehmen lassen. Aber trotz — oder gerade wegen — der bedeutenden Landgewinne, die Frankreich im Westfälischen Frieden (1648) und im Pyrenäenfrieden (1659) erzielt hatte, war seine Expansionslust keineswegs gestillt. Im Gegenteil! Vor allem nachdem der junge König 1661 im Alter von dreiundzwanzig Jahren zur Alleinherrschaft gelangt war, nutzte er alle politischen Mittel sowie jede sich bietende Gelegenheit aus, um Frankreichs Machtstellung auf dem Kontinent auszubauen. Die französische Politik ging aus der Defensive in die Offensive. Bald umspannte ein Netz diplomatischer Vertretungen ganz Europa, die Versailles über die politischen Absichten und die intimsten Geheimnisse der europäischen Höfe unterrichteten. Eine zentral gelenkte Propaganda ließ das Bild des „roi soleil“ hell aufstrahlen und enorme Subsidien, jene reichlich fließenden Unterstützungsgelder, die Ludwig den verbündeten Regenten zuteil werden ließ, sicherten Frankreich eine Vielzahl Verbündeter, zu denen Karl II. von England, die Könige von Polen, Dänemark oder Schweden, der ambitionierte Kurfürst Max Emanuel von Bayern oder der brandenburgisch-preußische Große Kurfürst zählten.

Hinzu kam, daß die Bourbonen — wie der europäische Hochadel insgesamt — sich durch eine geschickte Heiratspolitik nicht nur mit maßgeblichen europäischen Fürstenhäusern verbanden, sondern zugleich auch Erbansprüche in ihrer unmittelbaren territorialen Interessenssphäre sicherten, die ihnen immer wieder Gelegenheit gaben, militärisch zu intervenieren. Von 1667 an, dem Jahr, in dem Ludwig die mehr als zweifelhaften Rechtsansprüche seiner Ehefrau, Maria Theresia, auf das flandrische Erbe zu einem Einmarsch in die spanischen Niederlande nutzte, bis zu seinem Tod im Jahr 1715 überzogen die Truppen des Sonnenkönigs in vier Kriegen den europäischen Kontinent: dem „Devolutionskrieg“ von 1667/78 (so genannt nach dem flandrischen Erbrecht, dem „droit de dévolu-

tion“) folgte von 1672 bis 1678 der „Niederländische Krieg“, dem „Pfälzischen Erbfolgekrieg“ von 1688 bis 1697 schließlich von 1701 bis 1714 der nahezu ganz Europa erfassende „Spanische“. Diese Auseinandersetzungen zeigen ebenso wie der „Polnische“ oder der „Österreichische Erbfolgekrieg“, daß das konfessionelle Zeitalter seit dem Westfälischen Frieden endgültig vorüber war. Ja, selbst bei der propagandistischen Ummantelung des machtpolitischen Kalküls, der wirtschaftspolitischen Interessen oder der vermeintlichen Notwendigkeiten der Staatsraison traten die religiösen Motive zurück. An die Stelle theologischer Traktate traten die Elaborate von Juristen, in denen die Rechtsansprüche wortreich begründet wurden. Prägnantestes Beispiel sind die sogenannten „Reunionen“, jene juristisch verbrämten, Annexionen und Entfestigungen, mit deren Hilfe der Sonnenkönig seinen Besitzstand im Elsaß, in Lothringen, in der Grafschaft Nassau-Saarbrücken und im Herzogtum Zweibrücken vermehrte. Den Gewaltcharakter dieses Vorgehens jedoch konnten, wie die Besetzung der freien Reichsstadt Straßburg zeigt (1681), auch die Gutachten französischer Juristen nicht überdecken. Und der in den gleichen Jahren angelegte Festungsgürtel Vaubans, der sich am Vorabend des „Pfälzischen Kriegs“ schließlich von Breisach über Kehl und Landau bis zum Montroyal bei Traben-Trarbach, Luxemburg und Longwy erstreckte, enthüllt die primär strategische Bedeutung dieser „Reunionen“. Sie dienten der ‚Vorwärtsverteidigung‘ des Königreichs, das sich seiner Landgewinne nicht sicher war und vor dem Gegenangriff der Feinde schützen wollte.

Die kontinentale Zielrichtung jener Expansionspolitik liegt klar auf der Hand. Neben den in den letzten Jahren dominierenden und schließlich erfolgreichen Bemühungen, die Bourbonen auf dem spanischen Thron zu etablieren (1713 wurde Ludwigs Enkel Philipp V. von den Garantmächten des Utrechter

Friedens als spanischer König bestätigt), galten alle übrigen Anstrengungen dem Versuch, die französische Ostgrenze so weit als möglich an den Rhein heranzuschieben. Richelieus Ziel, einzelne Brückenköpfe in die habsburgischen Lande am Rhein und in Flandern hineinzutreiben, war einer ausgreifenden Annexionspolitik gewichen, ohne daß jedoch schon damals die Vorstellung vom Rhein als seiner „natürlichen Grenze“ beherrschend gewesen wäre.

Zweimal wurde dabei die Kurpfalz unmittelbar in das Kriegsgeschehen hineingezogen. Den Auftakt bildete der französische Vormarsch gegen Holland im Jahr 1672. Kurfürst Karl Ludwig, der ein Jahr zuvor durch die Heirat seiner Tochter Elisabeth Charlotte mit Ludwigs Bruder dynastische Beziehungen zu den Bourbonen angeknüpft hatte, verpflichtete sich — wie viele andere Reichsfürsten — zur strikten Neutralität. Ja, er fand sich sogar zu Allianzverhandlungen bereit, suchte aber nach ihrem Scheitern insgeheim Anschluß an das habsburgische Lager. Ein verhängnisvoller Schritt, der für die Pfalz schlimme Folgen haben sollte. Denn als nach der Erhebung Wilhelm von Oraniens der Vormarsch der französischen Truppen nicht nur zum Stehen kam, sondern diese sogar zum Rückzug gezwungen wurden, verlagerte sich der Kriegsschauplatz an den Rhein. Das seit 1673 in Verteidigungsbereitschaft versetzte Mannheim blieb zwar verschont. Die Franzosen umgingen die Stadt und ihre Festung Friedrichsburg, in der sich Karl Ludwig seit September 1673 mit seinem Hofstaat verschanzt hatte. Von den Wällen der Stadt aber mußte er zusehen, wie Turenne 1674 das Umland am Neckar und an der Bergstraße in Schutt und Asche legte. Diesen Zerstörungen folgte 1676/77 die systematische Vernichtung ganzer Landstriche, durch die der französische Kriegsminister einen ersten Wüstungsgürtel in dem Gebiet zwischen Rhein, Saar und Mosel anlegte, um feindliche Angriffe auf Frankreich selbst abzuwehren.

## II.

Doch dies alles war — wie wir heute wissen — nur ein Vorspiel zur großen Pfalzerstörung der Jahre 1688/89. Den Vorwand hierzu lieferte die Ehe Liselottes mit dem Herzog von Orléans, die doch nicht nur die durch den Dreißigjährigen Krieg erschütterte Stellung des kurpfälzischen Hauses festigen, sondern zugleich die Pfalz vor französischen Übergriffen hatte schützen sollen. Als 1685 mit Kurfürst Karl, dem Bruder Liselottes, der letzte männliche Sproß des pfälzisch-wittelsbachischen Hauses Simmern starb, fiel die Kurwürde an den Vertreter des katholischen Hauses Neuburg, Philipp Wilhelm. Sein Sohn, Johann Wilhelm, wurde kurpfälzischer Erbprinz. Doch Ludwig forderte den sogenannten Allodialnachlaß seiner Schwägerin, zu der er vor allem die Grafschaften Lautern, Simmern, Sponheim und das Amt Germersheim rechnete. So sehr Liselotte dies bedauerte und so schroff sie darauf reagierte, sie war erneut wider Willen zum Spielball politischer Interessen geworden.<sup>12)</sup> An ihre Tante Sophie in Hannover schrieb sie im Frühjahr 1689: „... was mich am meisten daran schmerzt, ist, daß man sich meines namens gebraucht, um die armen leute ins äußerste unglück zu stürzen. Und wenn ich darüber schreie, weiß man mirs gar großen undank und man protzt mit mir drüber.“<sup>13)</sup>

Da die Neuburger — wie erwartet — eine Abtretung entschieden ablehnten, erklärte sich Ludwig zu Verhandlungen bereit. Ja, er akzeptierte sogar ein Schiedsgerichtsverfahren beim Vatikan, obgleich seine Beziehungen zum Heiligen Stuhl mehr als belastet waren und durch die Aufhebung des „Edikts von Nantes“ (1685) ebensowenig hatten verbessert werden können wie durch die Verfolgung der Hugenotten. Diese Bereitschaft entsprach den diplomatischen Konventionen der Zeit und offenbart, daß Versailles zunächst keineswegs beabsichtigte, wegen der im Namen Liselottes erhobenen Erbansprüche einen Krieg vom Zaun zu brechen. Es bedarf

noch nicht einmal der Aussagen französischer Zeitgenossen, wie der des Herzogs von Saint-Simon oder des Marquis' de Sourches,<sup>14)</sup> um deren geringe Bedeutung als mittelbare Kriegsursache wie als unmittelbaren Anlaß für den Angriff von 1688 zu beweisen. Allein schon die Jahre, die zwischen Erbfall und Kriegsbeginn verstrichen, entlarven die Erbansprüche als zugegebenermaßen willkommenes diplomatisches Faustpfand, das im geeigneten Augenblick den Vorwand für eine militärische Aktion liefern konnte.

Größere Bedeutung kommt ihnen erst vor dem Hintergrund des seit Anfang der 1680er Jahre erkennbaren machtpolitischen Umschwungs in Europa zu. Neben der Reunionspolitik hatte vor allem der Vormarsch der mit Frankreich verbündeten Türken die außenpolitische Stellung des Königreichs erschüttert. Ihr Angriff zwang die deutschen Fürsten und die europäischen Mächte, aufeinander zuzugehen und ihre gegenseitigen Vorbehalte aufzugeben. Zug um Zug verwandelten sich die französischen Allianzen in Deutschland in kaiserliche. Der oberrheinische und der fränkische Rheinkreis verbanden sich 1681 zur „Frankfurter Assoziation“, diese schloß 1682 mit dem Kaiser die „Laxenburger Allianz“. 1683 schwenkten Bayern, Hannover und Sachsen, 1686 Brandenburg ins österreichische Lager über. Dieser „Augsburger Allianz“ traten Kurmainz, Schweden und Spanien bei. All jene Tendenzen spitzten sich 1688 derart zu, daß Versailles glaubte, handeln zu müssen, um nicht vollends in die Defensive zu geraten.

Zum einen beunruhigte die instabile innenpolitische Lage Englands die französischen Diplomaten. In dem Maße, in dem Jakobs II. Machtstellung auf der Insel schwand, schritten die Vorbereitungen Wilhelm von Oraniens für ein militärisches Eingreifen voran; eine Invasion des Letzteren zeichnete sich ab. Ein Erfolg Wilhelms (Karl II. floh tatsächlich im Dezember 1688 nach der Landung Wilhelms ins französische Exil) aber mußte für Frankreich unabsehbare Folgen haben, vor

allem weil er dessen Vorherrschaft als See- und überseeischer Handelsmacht gefährdete. Um so mehr, als niederländische und englische Handelskompanien die Regierungen im Haag und in London bedrängten, der wirtschaftlichen Supermacht Frankreich endlich militärisch entgegenzutreten. Zum anderen nahm seit der Erstürmung Belgrads ein österreichisch-türkischer Friedensschluß immer konkretere Formen an. Damit jedoch würden die Habsburger und ihre Verbündeten den Rücken frei haben, für ein entschiedeneres Auftreten gegen Frankreich. Wenngleich das Menetekel eines Angriffs der gesamten Türkenfront, das die Pessimisten an die Wand malten, zumindest zu diesem Zeitpunkt übertrieben war, eine Erstarkung der Habsburger Koalition mußte zweifellos die Reunionsgewinne infrage stellen, die das Reich und Spanien im „Regensburger Stillstand“ (1684) für zwanzig Jahre anerkannt hatten. Hinzu kam nicht zuletzt, daß das Kölner Domkapitel die Wahl des Versailler Günstlings zum Erzbischof ablehnte und Wilhelm von Fürstenberg seine Hoffnungen auf französische Waffenhilfe setzte. Mit England und der Türkei drohte das Königreich die letzten europäischen, mit dem Kölner Erzstift den letzten deutschen Bundesgenossen zu verlieren. Am Horizont zeichnete sich die völlige außenpolitische Isolierung Frankreichs ab.

In dieser Situation entschlossen sich Ludwig und sein Kriegsminister, Louvois, zum Handeln. Ein Präventivschlag sollte ihre Position verbessern und verhindern, daß der befürchtete ‚Ernstfall‘ eintreten würde. Durch eine Überrumpelung des Gegners hofften sie, nicht nur die drohende Gefahr abwenden, sondern selbst wieder das Geschehen diktieren zu können. Denn ein schneller Vorstoß würde die Gegner einschüchtern, das rasch zu erobernde Gebiet als Unterpand den zukünftigen Verhandlungsspielraum vergrößern. Auch jetzt, am Vorabend des Angriffs, verlor die französische Politik ihr Ziel keineswegs aus den Augen, an den Konferenztisch zurückzukehren, um durch Verhandlungen

sowohl die außenpolitische Isolierung zu verhindern als auch die Reunionsgewinne zu sichern. Die französischen Planungen von 1688 zählen somit zu den Musterbeispielen für die Selbstverständlichkeit, mit der die damalige Politik militärische und diplomatische Mittel miteinander verquickte.

### III.

Der gut vorbereitete Angriff begann Ende September 1688 unter dem Oberbefehl des französischen Thronfolgers. Im Rechtsrheinischen rückte die Hauptarmee von Freiburg aus nach Norden vor, eine zweite Abteilung drang parallel hierzu von Straßburg aus in die Pfalz ein, eine dritte stieß von Westen in Richtung Kaiserslautern vor und eine vierte marschierte in Kurköln ein. Weder rechts noch links des Rheins stellte sich ihnen nennenswerter Widerstand entgegen. Anfang Oktober begann die Belagerung der kaiserlichen Festung, Philippsburg, die sich Anfang November ergab, nachdem schon am 24. Oktober Heidelberg kapituliert hatte. Am 1. November 1688 überreichte ein Emissär dem Gouverneur der Festung Friedrichsburg, dem Obersten Bernhard Seliger von Seligenkron, die Aufforderung der Franzosen, Mannheim kampflos zu übergeben.<sup>15)</sup> Flugblätter und Maueranschläge, die in die Stadt eingeschmuggelt worden waren, verkündeten, daß der Gegner die Stadt gnädig behandeln und ihre Privilegien nicht antasten werde, wenn sie sich binnen zweier Tage ergebe. Desertierenden Soldaten wurden Dienste im französischen Heer angeboten. Die Franzosen hofften, die Mißstimmung der Festungsbesatzung zu ihren Gunsten ausnutzen zu können. Denn unter den etwa neunhundert Soldaten herrschte Unzufriedenheit wegen ausstehender Soldzahlungen, was dem Gegner nicht verborgen geblieben war. Hinzu kam, daß auch die Bevölkerung und die rund eintausend Mann starke Bürgerwehr nur wenig Neigung zeigten, die Stadt zu verteidigen. Vor allem als am 4. November, nach der Ka-

pitulation Philippsburgs, der Generalstab sein Feldlager in Neckarau aufschlug und unter der Leitung des Spezialisten Vauban die Belagerungsarbeiten einsetzten, wuchs die Bereitschaft, Stadt und Festung kampflos zu übergeben. Und als am 8. November die französischen Batterien am Rhein und am Neckar mit der Beschießung der Stadt begannen, signalisierten weiße Leintücher auf den Wällen den Übergabewillen. Einen Tag später kapituliert die Stadt. Doch Seligenkron war entschlossen, in der Festung auszuhalten, bis eine offene Rebellion am 11. 11. auch ihn zur Aufgabe zwang. Zwei Tage später rückten die Franzosen in Stadt und Festung ein, ohne daß es zu größeren Kampfhandlungen und Zerstörungen gekommen war. Ihre nachfolgenden Kontributionsforderungen entsprachen den militärischen Konventionen der Zeit. Und auch, daß die Franzosen noch im November mit der Entfestigung der Stadt — nicht jedoch mit der Schleifung der Festung — begannen, war nichts Außergewöhnliches.

All dies ließ nicht darauf schließen, daß schon zu diesem Zeitpunkt viel mehr als eine bloße Entfestigung von Stadt und Friedrichsburg diskutiert wurde. Die Schreiben, die der französische Generalquartiermeister und der französische Kriegsminister im Herbst 1688 wechselten, gewinnen erst in der Retrospektive einen besonderen Stellenwert. Am 27. Oktober hatte Chamlay in einem Brief an Louvois folgendes angeregt: „Ich wage es, Ihnen einen Vorschlag zu machen, der möglicherweise nicht nach Ihrem Geschmack sein wird. Er besteht darin, daß ich, am Tage nach der Einnahme Mannheims das Messer an es legen und den Pflug darüber gehen lassen würde. Dieser Platz hat für sie keinen Nutzen, wird Ihnen kein Geld einbringen, das Heidelberg nicht ebensogut brächte, und wird vielleicht ein Hindernis und ein Stein des Anstoßes für den Frieden.“<sup>16)</sup> Am 17. November, also vier Tage nach Übergabe der Festung, antwortete Louvois: „Ich sehe den König ziemlich geneigt, die Stadt und die Festung Mannheim vollständig dem Erdboden

gleichzumachen und in diesem Falle deren Wohnungen völlig zu zerstören, dermaßen, daß kein Stein auf dem anderen bleibt, der einem Kurfürsten, dem man dieses Gebiet in Friedenszeiten überlassen könnte, verlocken möchte, dort eine neue Niederlassung zu gründen. Seine Majestät hält es noch nicht für tunlich, daß dieser Plan irgend jemanden bekannt werde, . . . <sup>17)</sup> Daß die Zerstörung der Stadt zumindest in Hofkreisen Tagesgespräch war, zeigt ein Brief Liselottes an Sophie von Hannover: „Und was noch meine unlust vermehrt, ist, daß ich alle tag hören muß, wie man sich präpariert, das gute Mannheim zu brennen und bombardieren, welches der Kurfürst, . . . , mit solchem fleiß hat bauen lassen; das macht mir das Herz bluten.“<sup>18)</sup>

In keinem anderen Fall dieses Krieges wurde die vollständige Vernichtung eines Ortes so offen angekündigt und in kaum einem anderen so vollständig durchgeführt. Dennoch können diese Zeilen nicht als Beleg dafür angesehen werden, daß es von Anfang an einen Plan zur systematischen Zerstörung der Pfalz gegeben habe. Denn wie Philippsburg nahm Mannheim als rechtsrheinische Festungsstadt eine Ausnahmestellung ein. Sie war den französischen Strategen ein besonderer Dorn im Auge, und da die Stadt zwischen Rhein und Neckar überdies ökonomisch uninteressant schien, konnte sie beseitigt werden. Gerade diese Überlegungen vermitteln ein anschauliches Bild des militärischen Denkens der Zeit, zumal im gleichen Atemzuge von Friedenszeiten die Rede ist, ja davon, daß man die Pfalz einem Kurfürsten zurückzugeben gedenke. All dies offenbart, mit welcher Selbstverständlichkeit man das Schicksal Zehntausender von Einwohnern der vermeintlichen Rationalität des Krieges und den Notwendigkeiten der Strategie opferte.

Noch war es aber nicht soweit. Konkrete Formen sollte der Plan erst im Frühjahr 1689 annehmen, als der militärische Aufmarsch der Reichsstände das Kriegsgeschehen veränderte. Zwar hatten die Reichsfürsten dem Prä-

ventivschlag tatenlos zusehen müssen: doch die Verhandlungsangebote Ludwigs — Schleifung der Festung Philippsburg, Anerkennung der Reunionsgewinne und der Erbansprüche — lehnten sie entschieden ab. Im Januar rüsteten sie zum Gegenfeldzug. Brandenburg, Hannover und Hessen-Kassel vereinigten sich zum „Magdeburger Konzert“, Bayern, der Kaiser, Savoyen sowie der Papst erneuerten ihre Bündnisse. Mitte Januar brachen ein bayerisch-kaiserliches Heer und eine sächsisch-schwäbische Vorhut unter dem Oberbefehl Max Emanuels von Ulm aus nach Norden auf. Sie rückten über Stuttgart, Pforzheim, Durlach vor und erreichten am 21. Januar Heidelberg, hielten sich aber in der Folge zurück.

Doch gerade dieses Vorrücken der „Allianz“ hatte für die Pfalz, vor allem für das rechtsrheinische Gebiet, verheerende Folgen. Denn der Vormarsch führte dazu, daß die Franzosen die zuvor schon erprobte Defensivtaktik der „verbrannten Erde“ erneut in die Tat umsetzten und nicht nur die zuvor diskutierte Zerstörung Mannheims ins Werk setzten. Das ganze rechte Rheinufer sollte in einen Wüstungsgürtel verwandelt und damit als militärisches Aufmarschgebiet untauglich gemacht werden. Der Gegner sollte weder Städte noch Dörfer und schon gar keine Festungen vorfinden, die seinen Zielen hätten dienen können. Eine Verheerung der Felder sollte eine Versorgung der Truppenkontingente erschweren.<sup>19)</sup> Die Zerstörung war somit kein Akt des Vandalismus, sie entsprang auch nicht dem besonders brutalen oder hinterhältigen Nationalcharakter der Franzosen, sondern einem militärisch-strategischen Kalkül, in dem historisch-kulturelle Werte ebensowenig eine Rolle spielten wie das Schicksal der Zivilbevölkerung. Das mindert keineswegs die Ausnahmestellung, die der Pfalzzerstörung von 1688/89 in der Militärgeschichte der frühen Neuzeit zukommt. Sie bleibt ein unrühmlicher Höhepunkt, aber eben nicht chauvinistischer Entgleisungen, sondern einseitig militärisch-strategischen Denkens, dem

die Offiziere vereinzelt hinhaltenden Widerstand entgegensetzten, wie die nur unzureichend durchgeführte erste Zerstörung Heidelbergs zeigt. Erst im zweiten Anlauf wurden Stadt und Schloß 1693 nahezu völlig zerstört.<sup>20)</sup>

Am 3. März teilten General Montclar und Intendant de la Grange den Repräsentanten Mannheims mit, daß die Stadt unbewohnbar gemacht werden sollte. Die Bewohner hätten die Wahl, entweder die Stadt durch Soldaten zerstören zu lassen oder selbst ihre Häuser abzurechen und die Baumaterialien auf die linke Rheinseite zu schaffen. Ihnen selbst legte man die Übersiedelung nach Straßburg, Landau oder ins Elsaß nahe. Sicheres Geleit, unentgeltliche Hausplätze und zehnjährige Steuerfreiheit dienten als Köder. Da die Bürger ablehnten, begannen die Franzosen am 8. März mit dem systematischen Niederbrennen Mannheims: Stadtviertel um Stadtviertel ging in Flammen auf, bis am 24. März das letzte Bürgerhaus ein Raub des Feuers wurde. Die Schleifung der Festung Friedrichsburg zog sich länger hin. Steine, Blei, Munition und Eisen wurden auf Schiffen nach Philippsburg verbracht. Als das französische Entfestigungskommando im April seine Bretterbuden anzündete, war Mannheim dem Erdboden gleichgemacht. Die Stadt, die nach dem Dreißigjährigen Krieg so rasch aufgeblüht und durch die Förderung Karl Ludwigs in wenigen Jahrzehnten so bedeutend angewachsen war, existierte nicht mehr. Seine rund zwölftausend Bewohner waren in alle Winde zerstreut, der Aufenthalt in den Trümmern verboten. Im fernen Versailles plagten Alpträume die pfälzische Prinzessin, in deren Namen man „das gute Mannheim“ verbrannt hatte: „Sollte man mir aber das Leben darüber nehmen wollen, so kann ich doch nicht lassen, zu bedauern und zu beweinen, daß ich sozusagen meines Vaterlandes Untergang bin und über das alle des Kurfürsten, meines Herrn Vater seligen Sorge und Mühe auf einmal so über den Haufen geworfen zu sehen an dem armen Mannheim. Ja ich habe einen solchen Abscheu

vor alles, so man abgesprengt hat, daß alle Nacht, sobald ich ein wenig einschlafe, deucht mir, ich sei zu Heidelberg oder zu Mannheim und sähe alle die Verwüstung, und dann fahr ich im Schlaf auf und kann in zwei ganzen Stunden nicht wieder einschlafen. Dann kommt mir in Sinn, wie alles zu meiner Zeit war, in welchem Stand es nun ist, ja in welchem Stand ich selber bin, und dann kann ich mich des Flennens nicht enthalten.“<sup>21)</sup>

Wie es in der verlassenen Stadt tatsächlich aussah, schilderte ein Augenzeuge: „Nachdem sich die Franzosen ohnlängst aus der vormaligen Festung Friedrichsburg über Rhein gezogen, sind gleich darauf die Mannheimer Bürger hinunter gegangen, um ein und anders, so sie etwann in ihren Häusern verborgen, . . . wieder hervor zu suchen und wegzubringen, und hat man damalen vernommen, daß die Gegend, wo Mannheim und Friedrichsburg gelegen, dergestalt verstöret und verwüstet, daß viele Bürger auch den Platz, wo ihre Häuser, nicht zu finden gewußt; solches hat mich bewogen, den Augenschein selbst einzunehmen. . . . Ich bin nicht weiter gekommen als durch die große Hauptstraße, von dem Neckartor bis in die Festung, und in dieser auf dem Platz, wo die Kirche, Pavillions und andere herrschaftliche Gebäude daherum waren, deren etliche ich noch zumteil aus ihren Ruinen, sonderlich die Kirche wegen der großen Quaderstücken, zumteil aus der Gegend, wo sie gestanden, unterscheiden können. Auf dem übrigen Platz der Festung und der Stadt habe ich keine Straßen viel weniger Häuser erkennen lernen, wann mir es nicht andere Leute gesaget hätten. Alles ist ein lauterer Steinhaufen und zwar so, daß man daran fast nicht sehen kann, ob Häuser oder sonsten etwas allda gestanden, wie man dann gar an wenig Orten kaum ein Stücklein Mauer sieht, so einer Ellen hoch ist. . . .“<sup>22)</sup>

In den folgenden Wochen wurden Oppenheim, Worms und Speyer ein Opfer der Flammen, und die Burgen der Pfalz — von der Krops-, der Maden-, der Harden- und der

Maxburg bis zu den Burgen von Landstuhl, Landeck, Alt- und Neuleiningen — fielen den Schleifungskommandos anheim. Wenngleich es danach bis zum Kriegsende acht Jahre später in den rheinischen Landen zu „keinen größeren kriegerischen Handlungen mehr kam“, 1698 zählt zu den dunkelsten Jahren der pfälzischen Geschichte.

Und der Erfolg der Politik? Militärisch und strategisch blieb er bis heute umstritten, politisch waren ihre Auswirkungen fatal. Melacs Parole des „brûler la Palatinat“ vereinigte die europäischen Mächte endgültig gegen die französische Expansionspolitik und leitete den Niedergang seiner Vormachtstellung ein, wie die Friedensschlüsse von Rijswijk, Utrecht und Rastatt belegen. Alle zwischenzeitlichen Reunions- und Eroberungsgewinne am Rhein gingen verloren, allein das Elsaß und die Festung Landau blieben in französischem Besitz. Die ausgreifende Rheinpolitik des „roi soleil“ war gescheitert und bei seinem Tod stand Frankreich am Rande des finanziellen Ruins. Die jahrzehntelangen Kämpfe hatten das Land ausgeblutet und finanziell ausgesaugt. Die Staatsverschuldung aber, die im gesamten 18. Jahrhundert nicht mehr abgebaut werden konnte, führte schließlich als wesentlichste Ursache zur Revolution von 1789.

Ebenso schwerwiegend waren die Auswirkungen von 1689 für die südwestdeutschen Territorien.<sup>23)</sup> Vor allem die Pfalz und Mannheim erholten sich nur schwer. Zu groß war der materielle Schaden, zu groß die psychologischen Folgen der tief in das Alltagsleben der Menschen einschneidenden Zerstörungen. Hinzu kam, daß die Abwesenheit des Kurfürsten Johann Wilhelm, der seine niederrheinischen Lande vorzog, in der Bevölkerung das Gefühl aufkommen ließ, daß die Pfalz nun zu einem Nebenland herabgesunken sei, was den Aufbauwillen nicht gerade bestärkte. Auch in Mannheim vollzog sich der Neubeginn nur zögernd. Selbst nach dem Frieden von Rijswijk kehrten nur wenige der Flüchtlinge, die in Hanau, in Frankfurt oder

im Brandenburgischen sich eine neue Existenz aufgebaut hatten, in ihre Vaterstadt zurück. Erst während der Regierungszeit Karl Philipps, der 1720 seine Residenz nach Mannheim verlegte, wurde ein durchgreifender Wandel spürbar, begann sich die neue kurpfälzische Hauptstadt langsam von den Folgen des Jahres 1689 zu erholen und erstrahlte bald in einem zuvor nicht gekannten Glanz.

---

#### Literatur

<sup>1)</sup> Vortrag, gehalten am 10. 3. 1989 in einer Gemeinschaftsveranstaltung der Mannheimer Abendakademie, des Landesvereins Badische Heimat e. V., Ortsgruppe Mannheim, und des Vereins Kurpfalz e. V.. Für den Druck überarbeitet und mit den notwendigsten Anmerkungen versehen.

<sup>2)</sup> E. M. Arndt: *Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Gränze*. Flugschrift, Leipzig 1813, zit. nach: H.-B. Spies (Hg.): *Die Erhebung gegen Napoleon 1806—1814/15* (= Quellen zum politischen Denken der Deutschen im 19. und 20. Jahrhundert. Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe, Bd. II), Darmstadt 1981, S. 338 f.

<sup>3)</sup> C. A. Collini: *Journal d'un voyage, qui contient différentes observations minéralogiques; particulièrement sur les agates, et le basalt. Avec un détail sur la manière de travailler les agates*, Mannheim 1776 (Dt. Übersetzung von J. S. Schröter, Mannheim 1777) Vgl. hierzu auch: J.-U. Fechner: *Erfahrene und erfundene Landschaft. A. de' Giorgi Bertólas Deutschlandbild und die Begründung der Rheinromantik*, Opladen 1974

<sup>4)</sup> G. Forster: *Ansichten vom Niederrhein*, in: Ders.: *Werke in vier Bänden*, hg. v. G. Steiner, Bd. 2, Leipzig o. J., S. 383

<sup>5)</sup> Einen einführenden Überblick über die Entwicklung der literarischen Rheinromantik und weitere Literaturangaben gibt: N. Oellers: *Geschichte der Literatur in den Rheinlanden seit 1815*, in: F. Petri/G. Droegge (Hg.): *Rheinische Geschichte*, Bd. 3: *Wirtschaft und Kultur im 19. und 20. Jahrhundert*, Düsseldorf 1979, S. 567 ff., S. 570 ff. und S. 683 ff.

<sup>6)</sup> V. Sellin: *Heidelberg im Spannungsfeld deutsch-französischer Konflikte. Die Schloßruine und ihre Stilisierung zum nationalen Symbol im Zeitalter der Französischen Revolution und Napoleons*, in: F. Strack (Hg.): *Heidelberg im säkularen Umbruch. Traditionsbewußtsein und Kulturpolitik um 1800*, Stuttgart 1987, S. 19—34

7) Einen einführenden Überblick und weitere Literaturhinweise gibt: J. Burkhardt: Frühe Neuzeit. 16.—18. Jahrhundert. Grundkurs Geschichte 3 (= Athenäum Taschenbücher 7249), Königstein/Ts. 1985 S. 164 ff.

8) Einen einführenden Überblick und weitere Literaturhinweise gibt: H. Duchhardt: Krieg und Frieden im Zeitalter Ludwigs XIV. (= Historisches Seminar, Bd. 4), Düsseldorf 1987; vgl. auch: R. Hatton (Hg.): Louis XIV and Europe, London 1976.

9) Vgl. vor allem die grundlegende, aber zu scharfen nationalistischen Bewertungen neigende Studie von K. von Raumer: Die Zerstörung der Pfalz von 1689 im Zusammenhang mit der französischen Rheinpolitik, Bad Neustadt a. d. Saale 1982 (ND der Ausgabe München und Berlin 1930)

10) Vgl. u. a.: G. Clark: The Character of the Nine Years War, 1688—1697, in: Cambridge Historical Journal 11 (1953), S. 168—182

11) Vgl.: G. Symcox: Louis XIV and the Outbreak of the Nine Years War, in: R. Hatton (wie Anm. 8), S. 179—212

12) Zum Leben der pfälzischen Prinzessin vgl. u. a. jetzt: A. Lebigre: Liselotte von der Pfalz. Eine Biographie, Düsseldorf 1988

13) Brief Liselottes von der Pfalz an Herzogin Sophie. Versailles, 20. März 1689, in: Liselotte von Pfalz. Elisabeth Charlotte von der Pfalz, Duchesse d'Orléans, Madame: Briefe, Ebenhausen bei München 1984, S. 92

14) Vgl.: L. de Rouvroy, Herzog von Saint-Simon: Mémoires, 10 Bde., Paris 1981 und Marquis de Sourches: Mémoires sur le règne de Louis XIV, hg. v. G.-J. de Cosnac und E. Pontal, 13 Bde., Paris 1882 ff.

15) Vgl. hierzu und im folgenden: F. Walter: Mannheim in Vergangenheit und Gegenwart. Bd. 1: Geschichte Mannheims von den ersten Anfängen bis zum Übergang an Baden, Frankfurt am Main (ND der Ausgabe von 1907), S. 322—343

16) Schreiben Chamlays an Louvois, zitiert nach: K. von Raumer (wie Anm. 9), S. 95 f.

17) Brief von Louvois an den Intendanten de la Grange, zitiert nach: K. von Raumer (wie Anm. 9), S. 97

18) Brief Liselottes an Herzogin Sophie. Fontainebleau, 10. November 1688, in: Liselotte von der Pfalz (wie Anm. 13), S. 91

19) Vgl.: V. Regling: Grundzüge der Landkriegführung zur Zeit des Absolutismus und im 19. Jahrhundert, in: Militärgeschichtliches Forschungsamt (Hg.): Deutsche Militärgeschichte in sechs Bänden 1648—1939, Bd. 6, München 1983, S. 89 ff.

20) Vgl. hierzu jetzt: R. Vetter: Heidelberg deleta. Heidelbergs zweite Zerstörung im Orléansschen Krieg und die französische Kampagne von 1693 (= Schriftenreihe des Stadtarchivs Heidelberg, Heft 1), Heidelberg 1989

21) Brief Liselottes an Herzogin Sophie. Versailles, 20. März 1689, in: Liselotte von der Pfalz (wie Anm. 13), S. 92

22) Zitiert nach: F. Walter (wie Anm. 15), S. 342 f.

23) Vgl. H. Musall/A. Scheuerbrandt: Die Kriege im Zeitalter Ludwigs XIV. und ihre Auswirkungen auf die Siedlungs-, Bevölkerungs- und Wirtschaftsstruktur der Oberrheinlande, in: H. Eichler/H. Musall (Hg.): Hans Graul Festschrift (= Heidelberger Geographische Arbeiten, Heft 40), Heidelberg 1974, S. 357—378

## Bad Schönborn/ Rheumaheilbad im Kraichgau

Schwefel-Thermalsolequellen  
Quellen der Gesundheit



2 große Thermalsolebewegungsbäder  
4 Fachkliniken, Hotels  
Gästehäuser, Ferienwohnungen

Auskunft:

Kurverwaltung/Verkehrsverein

7525 Bad Schönborn · Tel. 0 72 53/40 46 + 42 22

*Ausstellung*

## **„Bubikopf und Kanapee — Buchen in den Zwanziger Jahren“**

So lautet der Titel der Sonderausstellung, die das Bezirksmuseum Buchen/Odenwald im Sommer dieses Jahres in seinen Ausstellungsräumen im Trunzerhaus zeigen wird. Den Anstoß für diese Ausstellung gab eine achtbändige Chronik der Stadtkapelle Buchen aus den Zwanziger Jahren, die neben den Berichten über die Vereinstätigkeit eine Fülle von Material zur Buchener Stadtgeschichte jener Zeit bietet. Neben kulturellen Ereignissen, die natürlich schwerpunktmäßig vertreten sind, wird von politischen, wirtschaftlichen und sozialen Begebenheiten ebenso berichtet wie von städtebaulich/denkmalpflegerischen und kirchlichen. Dementsprechend ist auch die Ausstellung konzipiert. Handwerk, Gewerbe und wirtschaftliche Verhältnisse jener Zeit in der Kleinstadt Buchen werden anhand von Dokumenten, die Notgeldentwürfen des Buchener Künstlers Ludwig Schwerin aus dem Jahre 1923 beispielsweise, aufgezeigt. Ein besonderer Glücksfall ist jedoch, das aus den späten Zwanziger Jahren noch die Einrichtung des ersten Buchener Herrenfriseursalons erhalten und dem Museum überlassen wurde, ebenso die Fotoausrüstung und vor allem über 10.000 Fotoplatten aus dem Atelier des ersten Buchener Fotografen aus jenen Jahren. Die Wohnkultur der Zwanziger Jahre wird durch eine komplette Küchen- und Wohnzimmer Einrichtung ebenso dokumentiert wie die Stadtarchitektur und denkmalpflegerische Ansätze anhand von Plänen und einem Modell. Das kulturelle Leben der sog. „Goldenen Zwanziger“ nahm auch in der Kleinstadt Buchen breiten Raum ein, dementsprechend breiten Raum in der Ausstellung nehmen auch die Bereiche Vereinsleben, Kunst und Musik ein, nicht zu vergessen die Buchener Fastnacht, die in jenen Jahren ihren ersten Höhepunkt fand.

Höhen und Tiefen dieser „Goldenen Zwanziger Jahre“ werden in der Ausstellung aufgezeigt, wie sie für eine Kleinstadt im ländlichen Raum typisch waren und wie sie sicher auch auf vergleichbare Städtchen übertragen werden können.

Die Ausstellung im Bezirksmuseum Buchen ist geöffnet von 30. Mai bis 30. September 1990 jeden Mittwoch von 19.30 Uhr bis 21 Uhr und jeden Samstag und Sonntag von 14 Uhr bis 17 Uhr, Führungen für Gruppen sind nach Vereinbarung möglich (Tel. 06281/8898 oder 2780 Städt. Verkehrsamt).

Gerlinde Trunk

# Prinz Max von Baden und sein Ringen um einen Verständigungsfrieden 1917/18

Zum 60. Todestag am 6. 11. 1929

*Robert Albiez, Ettlingen*

Die Bewegungen in der Sowjetunion seit 1917 und anschließend in den Satelliten-Staaten des Warschauer Paktes als Folge der seit Jahren erkennbaren Widersprüche des stalinistischen Systems haben für uns Deutsche, denen seit 1945 ihre nationale Einheit zerschlagen wurde, jetzt eine reale Chance auf Überwindung dieser Spaltung gebracht. Neben anderen Problemen stellt sich damit besonders für unsere Nachbarn wieder die „Deutsche Frage“.

Was seit 1866/71 durch das Entstehen eines mächtigen deutschen Reiches das bisherige Gefüge des damaligen Europa veränderte, steigerte sich noch mehr durch das Bündnis mit dem Reich der Habsburger und dessen Balkanstellung. Die nach 1900 wachsende wirtschaftliche Stärke drängte auf die überseeischen Märkte, forderte Stützpunkte für diesen Handel, wodurch nachher eine starke Flotte entstand. Einerseits ließ dies eine panische Angst bei den Westmächten und bei Rußland vor diesem übermächtigen „Mittel-europa“<sup>1)</sup> entstehen, andererseits bei diesem selbst aus Angst vor Einkreisung und Zerteilung ein Streben nach noch größerer, möglichst unüberwindbarer Stärke.

Die innere Berechtigung für ihr Handeln leiteten die Führungsschichten aller damaligen Industriestaaten von den Lehren des Sozialdarwinismus<sup>2)</sup> ab. Dies führte im Sommer 1914 zum Ausbruch des 1. Weltkrieges, wodurch damals, wie es der englische Außenminister Lord Grey formulierte, in Europa tatsächlich die Lichter ausgingen.

Golo Mann<sup>3)</sup> nennt diesen Krieg die Mutterkatastrophe unseres Jahrhunderts. „Ohne ihn nicht der Triumph der kommunistischen Doktrin, nicht ihre Vermählung mit der nationalistischen, ... nicht der überstürzend schnelle Aufstieg der neuen Weltmächte (USA und UdSSR), der Fall der europäischen bisherigen Großmächte. Ohne ihn nicht der Zusammenbruch alter Ordnungen in Mitteleuropa, das unglückliche Zwischenspiel der Weimarer Republik, die Vergiftung der Seelen, welche den Friedensvertrag von 1919 zu nichts als einen 20jährigen Waffenstillstand machte.“ Die dann durch den Raum- und Rassenwahn Hitlers ausgelöste noch weit größere 2. Weltkriegskatastrophe endete mit der Möglichkeit mindestens einer Erdteil-Auslöschung und teilte die Welt in zwei Lager ein. Danach entwickelte sich dieser Ost-West Gegensatz zu einem gegenseitig sich steigernden ruinösen Wettrüsten zu einem „Kalten Krieg“ über vier Jahrzehnte hinweg. Jetzt, da wir hoffen können, daß die damals ausgelöschten Lichter wieder zu leuchten beginnen, ist es hilfreich und notwendig zu ergründen, welche Lösungsmöglichkeiten sich damals schon zeigten und weshalb sie so lange scheiterten. Neben der oben angedeuteten Spirale der Ängste und dem Glauben, daß das Streben nach Wohlstand und Glück der eigenen Nation jedes Mittel rechtfertige, nennt Golo Mann das Fehlen einer genügenden Anzahl weitschauender Staatsmänner bei allen beteiligten Völkern, obwohl es auch damals an friedenswilligen und einsichtigen Leuten in

allen Lagern nicht fehlte. „In Deutschland war Prinz Max von Baden einer von denen, die sich gegen das jahrelange Fallen ins Ungewisse und Ungeheure zur Wehr setzten.“<sup>4)</sup>

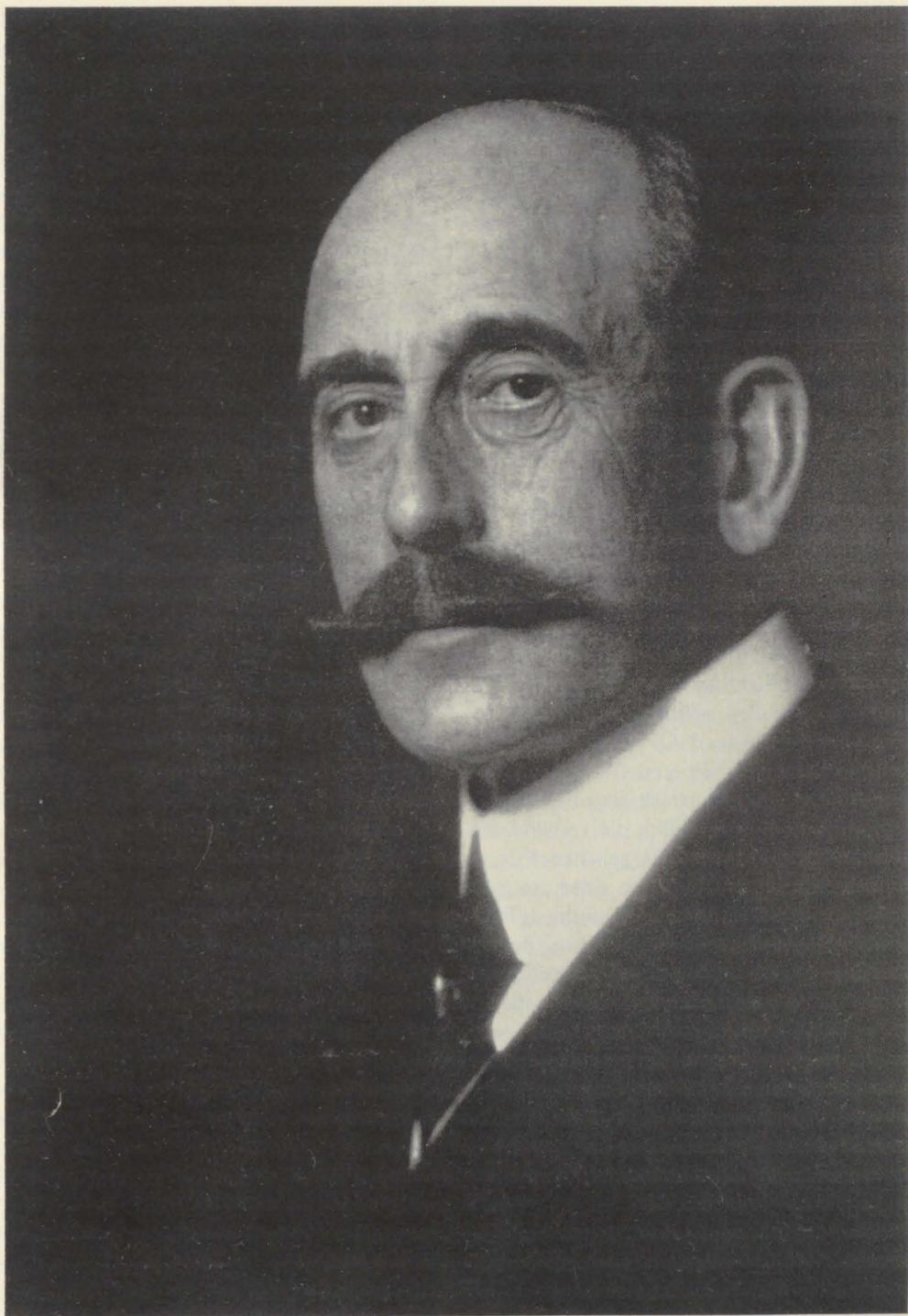
Der 1867 geborene Prinz erhielt in einem kleinen Kreis eine seinem Stand entsprechende humanistische Bildung, die er später mit seinem Dr. Juris abschloß. Es folgte die Offizierslaufbahn bis zum Brigadegeneral. Dann nahm er schon früh 1911 seinen Abschied, teilweise bedingt durch seine feine, etwas zum Kränkeln neigende Konstitution. „Seine philosophischen, künstlerischen, bald auch politischen Interessen reichten weiter, als sich für einen preußischen Offizier ziemte, dann weiter, als man von Fürsten im Durchschnitt gewohnt war.“<sup>5)</sup>

Da der ab 1907 regierende Großherzog Friedrich II. keine Erben besaß, so galt sein Vetter Prinz Max als Thronfolger und wurde als solcher Präsident der Ersten Kammer (Ständekammer) des badischen Landtags. Dies Amt gab ihm parlamentarische Erfahrung, zwar nicht durch Parteiarbeit mit wiederkehrenden Wahlkämpfen, sondern durch behutsame Beratung in gesicherter Tradition bei überschaubaren Verhältnissen. Dazu hatten Regierung und Gesetzgebung in den letzten Jahrzehnten stabile und mustergültige Entwicklungen gebracht. Für die 2. Kammer bestand seit 1904 als erstes aller deutschen Bundesländer das allgemeine und gleiche Wahlrecht. Die Sozialdemokraten beteiligten sich bei der Gesetzgebung, zuerst im Bunde mit dem Zentrum und später mit den Nationalliberalen. Der Prinz fühlte sich in seiner Heimat wohl und geborgen.

Den 1914 ausgebrochenen Krieg sah er als für die Mittelmächte auferzwungen an. Er konnte nicht erkennen, wie die explosive Dynamik des Hohenzollernreiches seine Nachbarn aufschreckte. Es gab für ihn keinen Grund, „warum nicht Friede sein sollte, sobald die Feinde dazu bereit wären, wozu auf

der deutschen Seite aktive Klugheit gehören mußte, bei den Feinden aber ein Wandel der Gesinnung.“<sup>6)</sup>

Wir wissen heute, daß die damalige Wirklichkeit vielschichtiger gestaltet war, aber nur so erklärt sich, daß der Prinz sehr bald überzeugt war, daß die Katastrophe nur durch eine allgemeine Verständigung jenseits von Sieg oder Niederlage zu beenden war. Zunächst stürzte er sich mit allen seinen Kräften in die Gefangenenfürsorge. Es ging um die Erleichterung ihres Schicksals, bei Schwerverwundeten um deren Befreiung. Dabei traf er auf das Leid einzelner in gewaltiger Zahl und war glücklich, helfen und lindern zu können. Diese Tätigkeit brachte ihn in Verbindung mit Neutralen auch mit Vertretern der Alliierten. Über seine verwandtschaftlichen Verbindungen versuchte er zum Beispiel den Beitritt Schwedens zu den Mittelmächten und bemühte sich mehrfach, einen Frieden mit Rußland einzuleiten. Die vielseitigen Sondierungen zu Sonderfrieden oft über Österreich—Ungarn waren lange Zeit praktisch aussichtslos, weil beide Seiten sich schon in den ersten Monaten des Krieges auf Kriegsziele<sup>7)</sup> festgelegt hatten, die nur durch die vollkommene Niederlage eines der Beteiligten zu erringen waren. Die beiden Westmächte England und Frankreich sahen sich gedeckt durch die Sympathie und durch Materiallieferungen aus den USA. Dazu vertraute England auf die Wirkung seiner Fernblockade. Das Gegenmittel, der uneingeschränkte U-Bootkrieg, mußte 1915 schon durch den Lusitania-Zwischenfall auf Druck der USA zurückgenommen werden. Das isolierte Zarenreich, ab 1915 militärisch zurückgedrängt und durch wachsende Versorgungsprobleme belastet, hatte schon von Anfang an aus Angst vor der inneren Revolution zum Krieg gedrängt. Deshalb trieb die steigende revolutionäre Situation die Regierung immer weiter zu einer Kriegsführung bis zum Sieg. Die Ende November 1916 erfolgte Ausrufung eines Königreichs Polen durch die Mittelmächte



*Prinz Max von Baden*

schloß für den Zaren jeden Sonderfrieden aus.

Das Jahr 1916 endete mit bitteren Enttäuschungen auf beiden Seiten. Die Unmöglichkeit einer rein militärischen Entscheidung im Westen wurde von einigen Klarsehenden eingesehen. Prinz Max hatte durch seine Gefangenenfürsorge Kontakt zur Zentralstelle (Pressestelle) für Auslandsdienst, dabei zu deren Englandexperten Dr. Kurt Hahn bekommen, dazu zu einer Reihe von Gelehrten wie Hans Delbrück und Friedrich Meinecke und einigen Politikern der Fortschrittspartei um Konrad Haußmann und später Eduard David (SPD.) Man nannte diese Gruppe nach einem seiner Journalisten Rohrbach-Kreis. Dieser stand wiederum in Kontakt zur militärischen Stelle des auswärtigen Amtes unter v. Haefthen, der als Vertrauter Ludendorffs galt.

Um die Jahreswende 1916/17 begann eine Reihe folgenschwerer Entscheidungen, bei denen es dem Prinzen deutlich wurde, wie nötig sein mäßiges Eingreifen in die Politik sei. Nach den militärischen Krisen des Sommers war es der 3. OHL<sup>8</sup>) gelungen, die Lage wieder zu stabilisieren. Am 12. 12. 1916 erfolgte nach der Einnahme der rumänischen Hauptstadt Bukarest durch die verbündeten Mittelmächte ein allgemein gehaltenes deutsches Friedensangebot. Nach einer erregten Entgegnung der Alliierten folgte die 1. Friedensnote des US-Präsidenten Wilson, der als Präsident der einzig bis jetzt noch neutralen Weltmacht eine Schlüsselstellung besaß. Er verlangte von allen Beteiligten eine Angabe ihrer Kriegsziele. Während die deutsche Seite höflich und wohlwollend, aber weiterhin unverbindlich blieb, nur der Eintritt in eine spätere Friedensliga wurde anerkannt, antwortete am 12. 1. 1917 die Entente mit Kriegszielen, die die Mittelmächte nur nach einer vernichtenden Niederlage annehmen konnten. Darauf antwortete der amerikanische Präsident mit seiner Friedensbotschaft: „Friede oder Sieg.“ Das Gleichgewicht der Mächte sollte durch die Gesellschaft der Nationen mit

Beitritt der USA ersetzt werden. Ein Friede sei nur unter gleichen Mächten dauerhaft. Das Selbstbestimmungsrecht aller Völker und die Demokratisierung nach Innen, die Freiheit der Meere und die Beschränkung der Rüstungen sollten die zu erreichenden Ziele sein.

Die Wirkung dieser Friedensbotschaft war besonders bei den kriegsführenden Ländern stark. Den tiefsten Eindruck machte sie bei dem russischen Volk. In jenen Tagen begannen in Petersburg die Streiks mit den Transparenten: „Nieder mit dem Krieg!“ Im fernen Zürich erriet die geniale Intention eines Lenin die „Wendung der Weltpolitik“, wie er einen Artikel überschrieb. „Diese Wendung erkannte er im Übergang vom imperialistischen Krieg zum imperialistischen Frieden. Er zog über Wilsons Aktion als ‚ganz und gar verlogen und heuchlerisch‘ her. Aber er sah doch, daß diese Losung nunmehr ‚Frieden‘ heißt und schloß: „Die revolutionäre Situation in Europa ist da.“<sup>9</sup>) Lenins Antwort, nachdem schon in der ersten Stufe der russischen Revolution die Losung: „Keine Annexionen und keine Entschädigungen“ erhoben worden war, lautete dann ab Oktober/November 1917: „Friede durch die Diktatur des Proletariats aller Länder.“ Von zwei Seiten, von den Randmächten Europas, werden von damals bis heute zwei Friedenskonzeptionen den Gang der Weltgeschichte bestimmen.

Der missionarische Eifer des US-Präsidenten war bald dazu bereit, seine bisher ungeschwächte, sich ab jetzt rüstende Weltmacht für seine Grundlage des Friedens auch durch einen Kriegseintritt einzusetzen, wobei die Revolution der Ostmacht den Kriegseintritt Wilsons bestärkte. Die weitere bolschewistische Revolution Lenins führte zu einer weltweiten Bekräftigung und Steigerung der Losungen des Friedens und des Selbstbestimmungsrechts, was wiederum zu einer Unterhöhlung der Kolonialreiche europäischer Mächte führten. „Das alte Europa hatte die Kraft und den Willen verloren, den Frieden in seinem Staatensystem selbst herzustellen. Sei-

ne Selbstzerfleischung sollte zur Selbstentmachtung führen.“<sup>10)</sup>

Wie auf deutscher Seite dieser Sieg-Friedensgedanke von den führenden Militärs gegenüber jeder politischen Überlegung durch kompetente Fachleute durchgesetzt wurde, erlebte Prinz Max aus unmittelbarer Nähe. Er hielt sich Anfang 1917 in Berlin auf, um von dort eine Friedenssondierung zu dem ihm persönlich gut bekannten Zaren vorzubereiten. Mit dessen Abdanken im März 1917 war natürlich ein dynastischer Sonderfriede vorbei. Am 9. 1. war im Kronrat die Entscheidung gefallen, ab 1. 2. den uneingeschränkten U-Bootskrieg zu eröffnen. Die Marineleitung hatte genaue Zahlen errechnet, beinahe auf den Tag, an dem England auf die Knie gezwungen sei.<sup>11)</sup> Die Militärs sahen die schweren deutschen Verluste des Vorjahres wesentlich durch die ungeheueren Munitionsmengen aus den USA verursacht. Für die 1917 geplanten Angriffe könnten diese nur durch eine wirksame Gegenblockade vermindert werden. Die Antwort der Alliierten auf Wilsons Friedensnote habe deren Vernichtungswillen genügend bewiesen, daher könne kein Vertrauen auf ein politisches Mittel bestehen. Die Gruppe der Außenstelle erarbeitete sofort eine umfassende Gegenposition, unterstützt durch beschwörende Telegramme des deutschen Gesandten in Washington, mit dem Ziel, die von Wilson eingeleitete Friedensaktion voranzutreiben und nicht den Kriegseintritt der USA. Der U-Bootskrieg sei dann verloren, weil damit für die Alliierten ein noch stärkerer Ersatz für den wahrscheinlichen Ausfall Rußlands von uns selbst erzwungen werde. Mindestens müsse der uneingeschränkte U-Bootskrieg zeitlich befristet sein, solange bis England mit seiner Hungerblockade gegen Deutschland in die Grenzen des Seerechts zurückgekehrt sei. Auch diese Befristung fand keine Billigung durch Ludendorff, weil er sie als erfolglos ansah. Noch am 27. 1. erbat Wilson eine Mitteilung über die deutschen Kriegsziele. Vertraulich wurden diese angedeutet, aber damit verbunden war

auch die Ankündigung des uneingeschränkten U-Bootskrieges. Die USA brachen die diplomatischen Beziehungen ab, am 5. 4. 1917 erfolgte die Kriegserklärung. Prinz Max zog für sich aus diesem Geschehen die Folgerung, daß mehr als nur kritische Gefolgschaft von ihm verlangt sei. Durch umfassende und genaue Information wollte er sich auf kommende Entscheidungen vorbereiten. Aus seiner Verbindung zu den oben angegebenen Kreisen ergaben sich folgende Erkenntnisse:

Der Krieg mußte unter politische Kontrolle gebracht werden, denn die Politik hatte der Strategie vorzuschreiben nicht umgekehrt (Clausewitz). Innenpolitisch muß im Zeitalter der Massen das Parlament durch Mehrheitsentscheidung die Regierungspolitik bestimmen (Umbau der Bismarckschen Verfassung). Maßlose Kriegsziele dürfen den Frieden nicht unmöglich machen. Im Lager der Gegner war die öffentliche Meinung eine Macht, die benutzt werden mußte gerade gegen die dortigen Mächtigen, mit denen man nicht ins Gespräch kommen konnte. Die Chance für einen Waffensieg gibt es nur im Osten, im Westen nur für einen Verständigungsfrieden. General Ludendorff mit seinen Ratgebern war vielleicht im Herbst 1917 dazu bereit, bei starker politischer Führung aus seinem Sicherungsdanken durch Annexionen herauszugehen. Aber dazu war der am 14. 7. 1917 gestürzte Kanzler Bethmann-Hollweg, der schon im Januar 1917 gegen seine Einsicht nachgab, nie fähig. Seine beiden Nachfolger v. Michaelis und Graf Hertling, Kanzlerwechsel November 1917, waren ebenfalls dazu nicht imstande. Zwar dachten beide redlich und gütlich, der erste eher als sein Vorgänger bemüht, den Kriegszielen des Generals vernünftige Grenzen zu setzen, wurde rasch zerrieben zwischen Reichstagsmehrheit und Militär. Der letztere blieb dem Willen der Heeresleitung wie eine Art Naturgesetz ergeben.

Daneben standen die Parteien der Rechten als reine Annexionisten, in der Mitte und auf der Linken die Mehrheitsparteien, seit Som-

mer öffentlich durch ihre Friedensproklamation vom 19. 7. 17 bereit zu einem status quo ante-Frieden bereit, aber auch hier nicht immer konsequent und kompromittiert durch frühere Reden ihrer Hauptsprecher. Darüber stand die Krone, der Kaiser und was ihn umgab. Verfassungsrechtlich bedeutete er noch immer das Führungszentrum, aber eines, das von seiner Möglichkeit nie Gebrauch machen wollte, weil im Kriege eben nur Militärs siegen konnten und Ludendorff vorher im Osten und ab Sommer 1916 auch im Westen dem Kaiser bewiesen hatte, daß er zu siegen verstand.

Zusammenfassend formulierte der Prinz im Mai 1917: „Deutschlands Mäßigung würde nur wirken, solange wir noch siegten. Wir aber würden nicht zur Mäßigung bereit sein, bevor wir nicht zu siegen aufgehört hatten. Dann war es zu spät.“<sup>12)</sup>

Weswegen wurde dann alles zu spät? Es lag zunächst am Prinzen selbst, der sich für das entscheidende politische Amt als Kanzler als nicht geeignet ansah. Er wußte, daß er eigentlich kein Politiker war, daß Dreistigkeit, Nervenkraft und robuste Gesundheit ihm fehlten, ja daß die Feinheit seiner Gefühlswelt die Ausübung dieses groben Berufs eher erschwerte. Beim Sturz von Michaelis und der Berufung Hertlings schreibt er: „Mir ist eine schwere Last vom Herzen genommen.“ Ein Jahr später sollte er beweisen, damals zur rechten Zeit „nichts und weniger als nichts getan zu haben, um sich in den Vordergrund zu spielen.“<sup>13)</sup>

Im Winter 1917/18 war die langersehnte Entlastung des Reiches im Osten eingetreten. Dr. Kurt Hahn hatte aufgrund seiner Kenntnis der englischen Politik auf eine Gruppe konservativer Politiker um Lord Landsdowne gewiesen. Schon im Sommer 1916 hatte dieser Signale der Verständigung über die englische Presse gegeben. Am 29. 11. 1917, am Tag zuvor hatte Rußland (Lenin) um Waffenstillstand nachgesucht, hatte der „Daily Telegraph“ einen Brief des Führers der konservativen Opposition mit der Belgischen Frage

veröffentlicht, bei der er eine totale Wiederherstellung und Souveränität dieses Landes erwartete. Die damals laufende Friedensinitiative des Papstes Benedikt XV. und seines Nuntius Pacelli, dem späteren Pius XII. sah diese Frage genauso als Angelpunkt für eine Verständigung mit England. Nach einer authentischen deutschen Erklärung darüber, so meinte der Lord, „müssen wir in Verhandlungen eintreten. Unsere Differenzen lassen sich auf diplomatischem Wege überbrücken.“<sup>14)</sup>

Prinz Max nahm in seiner berühmten Rede am 14. 12. 1917 vor der badischen Ersten Kammer diese Signale auf und formulierte: „Sowohl in Frankreich als in England sind Kräfte am Werk, die keinen Gewaltfrieden wollen, sondern nur einen Frieden, der sich mit der Ehre und Sicherheit ihres Landes vereinigen läßt . . . Macht allein kann uns die Stellung in der Welt nicht sichern, die uns nach unserer Auffassung gebührt . . . Soll die Welt sich mit der Größe unserer Macht versöhnen, so muß sie fühlen, daß hinter unserer Kraft ein Weltgewissen steht . . . das Verantwortungsgefühl gegenüber der Menschheit.“<sup>15)</sup>

Der Gedanke, daß jetzt nach der Entlastung im Osten die militärischen Kräfte im Westen endlich zahlenmäßig nicht mehr unterlegen waren und ein entscheidender Schlag gegen die Westmächte geführt werden konnte, dazu am Verhandlungstisch von Brest-Litovsk ein Friede der Versöhnung und Verständigung mit Rußland, verbunden mit einer eindeutigen Erklärung über Belgien erreicht werden kann, hätte vor der Welt die deutsche Position moralisch wieder hergestellt. Kein Politiker der kriegsführenden Völker hätte sich dann der Friedenssehnsucht entziehen können. Die deutsche Stellung war vor der Offensive stärker als nachher nur bei Teil- oder Mißerfolg.

Prinz Max, von seiner Umgebung tatkräftig unterstützt, begann in diesen Monaten eine emsige Tätigkeit durch Reisen zu Politikern, durch Briefe an den Kaiser und durch Denkschriften an die militärische Führung, zwei-

mal gelang eine ausführliche direkte Diskussion mit der OHL. All das faßte er zusammen in seiner Denkschrift: „Der Ethische Imperialismus.“ Wir würden heute sagen: Machtausübung, die gebunden ist an das Sittengesetz einer humanistischen Wertordnung.

Neben einer ausführlichen Analyse der militärischen und politischen Lage ist für uns heute wichtig, welche Schlüsse Prinz Max aus der englischen Versöhnungspraxis bei Errichtung des britischen Weltreichs auch für die deutsche Machtausübung in den Wochen um die Jahreswende 1917/18 gezogen hat. Wenn England durch den Wechsel von Regierung und Opposition immer wieder seine Eroberungen durch spätere Versöhnung heilen konnte, so haben wir, „Wunden zu heilen, in der Geschichte bisher nicht bewiesen.“<sup>16)</sup> Nun sei die Zeit, den befreiten Völkern im Osten ihre nationale Freiheit zu verbürgen, Afrika zu entmilitarisieren und die Freiheit der Meere wirklich zu erreichen. Dazu brauchten wir Menschen in der Führung, „die durch ihren Charakter unser nationales Ethos glaubhaft machen, ohne mit versteckten Vorbehalten zu arbeiten. Hierzu bedarf es nur der schöpferischen staatsmännischen Tat.“

Ein ausführliches Kapitel über die Friedensverhandlungen in Brest-Litovsk fügt er an.<sup>17)</sup> Das Vertrauen der befreiten und neu bedrohten westlichen Randvölker Rußlands schlug uns als ordnender und schützender Macht entgegen, da der russische Bürgerkrieg hinter dem Rücken des russischen Verhandlungsführers Trotzki ein blutiges Chaos entfesselt habe. An der Frage des Selbstbestimmungsrechts der Nationalitäten innerhalb der großen Staatsverbände entstand schon Ende des Jahres der Streit, bei dem der schlaue russische Ideologe sich als überlegen erwies. Das Recht auf staatliche Selbständigkeit aller Gruppen bis zur Absonderung<sup>18)</sup> sollte anerkannt werden bei sofortiger Räumung durch deutsche Truppen. Das wurde natürlich von deutscher Seite abgelehnt, man versprach Räumung nach Demobilisierung der russischen Streitkräfte, verlangte aber schon vor-

her die Anerkennung der Ausscheidung Finnlands, des Baltikums, Polens und später der Ukraine aus dem russischen Staatsverband, weil die Willenskundgebung dieser Bevölkerung schon erfolgt sei. Damit „erweckten wir vor der ganzen Welt . . . den Eindruck, als ob im Gegensatz zu dem russischen Verhalten unsere Zustimmung zu dem Selbstbestimmungsrecht der Völker unaufrichtig war und Annexionsabsichten dahinter lauerten.“ Unter neutralen Beobachtern oder gar unter dem Schutz neutraler Truppen, etwa durch Schweden, sah der Prinz die Möglichkeit, allgemeine Wahlen zu verfassungsgebenden Nationalversammlungen durchzuführen, die der Welt den fairen deutschen Willen bewiesen. „Niemals durften wir die willkürlich eingesetzten oder erweiterten Landesräte als berufene Volksvertretungen ansprechen.“<sup>19)</sup> Mit dem durch einen Vormarsch durchgesetzten Frieden im Osten war allen ernsthaften und umfassenden Friedensbestrebungen ein Ende gesetzt. Ludendorff baute nur auf einen militärischen Sieg. Die oben angeführten Denkschriften für den Frieden im Osten wurden gerade an den Tagen, als die deutschen Truppen zu der ersten großen Westoffensive antraten, der OHL übergeben.

Vom 21. 3. bis Juni 1918 erfolgten vier Angriffe, die zwar gewaltige Erfolge erbrachten, aber nicht den Sieg, da die Beweglichkeit durch zu schwache Motorisierung und fehlende Panzer den operativen Durchbruch unmöglich machten. Ab 18. 7. und dann nochmals am 8. 8. 1918 riß der Gegner die Initiative an sich, wobei damals etwa 250 000 Mann US-Truppen jeden Monat an der Westfront erschienen. Ende September erklärte Ludendorff, daß täglich der Durchbruch durch die Front erfolgen könne. Sein neues operatives Konzept hatte jetzt innenpolitische Richtung. Durch einen sofortigen Waffenstillstand sah er die Möglichkeit, der Armee die Schande und die Katastrophe einer Niederlage zu ersparen, mindestens wollte er der erschöpften Truppe eine Ruhepause verschaffen. Dazu galt es, den „linksstehenden Parteien das

Odium dieses Friedensschlusses“ anzulasten. Daher habe er den Kaiser gebeten, „jetzt auch diejenigen Kreise an die Regierung zu bringen, denen wir es in der Hauptsache zu verdanken haben, daß wir so weit gekommen sind.“<sup>20</sup>) Damit war die später so verhängnisvoll wirkende Dolchstoßlegende geboren.

Der Kaiser ordnete eine Parlamentarisierung im Sinne einer Konstitution an, die den Parlamentarisierungsbestrebungen der Mehrheitsparteien ab Sommer 1917 (Interfraktioneller Ausschuß) entgegenkam. Das geschah alles unter dem Druck heftiger Angriffe an der Westfront und dem Waffenstillstandsangebot Bulgariens, dem bald die Türkei und Österreich-Ungarn folgen konnten. Die Parteien waren sich weitgehend einig, daß auch Sozialdemokraten in die Regierung eingebunden werden müssen. Es gelang, sich auf ein Programm zu einigen, das die Bildung einer Regierung auf parlamentarischer Grundlage zum Zweck der nationalen Verteidigung und der Herbeiführung eines Verständigungsfriedens ermöglichte. Da aber von den Parteien kein Kanzlerkandidat benannt werden konnte, gelang es noch einmal der Krone, besser der OHL, ihr Vorschlagsrecht durchzusetzen. Prinz Max von Baden schien jetzt geeignet, eine „Revolution von oben“ durchzusetzen und einen Verständigungsfrieden zu erreichen.

Dem am 1. 10. in Berlin Eintreffenden wurde kategorisch eröffnet, daß die OHL sofort vom neuen Kanzler aufgrund der 14 Punkte Wilsons vom 8. 1. 1918 die Vermittlung eines Waffenstillstandes erbitte. Das war für den Prinzen das Eingeständnis der Niederlage, die eine Verständigung durch Verhandlungen ausschloß. Friede ohne Sieg werde selbst für Wilson jetzt unmöglich. Daher kämpfte er zäh über zwei Tage gegen das Waffenstillstandsangebot und wollte in seiner Regierungserklärung ein detailliertes Kriegszielprogramm in „enger, aber nicht würdeloser Anlehnung“<sup>21</sup>) an die Wilsonschen Punkte an alle kriegsführenden Regierungen richten mit der Aufforderung, darüber zu verhandeln.

Aber immer noch siegte Ludendorff über die politische Führung. Zu einem Rücktritt konnte sich der Prinz angesichts der Lage nicht entschließen, besonders weil er wußte, daß das Waffenstillstandsersuchen auch ohne ihn in die Welt hinausging. Vom 8. 10. bis 5. 11. erfolgte ein dramatischer Notenwechsel, der von Wilsons Mißtrauen getragen wurde, daß in Deutschland die eigentliche Macht immer noch vom Kaiser, tatsächlich von Ludendorff ausging. Dazu hatten die militärischen Führer der Gegner erkannt, daß für diesen nur ein Waffenstillstand als Atempause beabsichtigt sein könnte. Da erhöhten sich die Bedingungen: Einstellung des verschärften U-Bootkrieges, Räumung der besetzten Gebiete und Appelle an das deutsche Volk, sein Schicksal selbst in die Hand zu nehmen als Vorbedingung für den Frieden. (In der zweiten Note vom 16. 10. „Vernichtung jeder willkürlichen Macht“).

Damit war die Frage nach der Stellung des Kaisers gestellt, auch wenn die am 28. 10. in Kraft getretene Verfassungsreform den Übergang zur parlamentarischen Monarchie vollzogen hatte. Die Alleinentscheidung des Kaisers über Krieg und Frieden war aufgehoben und an die Zustimmung von Reichstag und Reichsrat gebunden, der Reichskanzler vom Vertrauen des Reichstags abhängig, die militärische Kommandogewalt der parlamentarischen Kontrolle unterstellt. Dazu hatte das Preußische Herrenhaus der Änderung des Wahlgesetzes (Dreiklassenwahlrecht) zugestimmt. Die dritte Note vom 23. 10. sprach schon von Waffenstreckung statt Waffenstillstand, wenn die bisherigen militärischen Beherrscher und monarchischen Autokraten weiterhin bestimmend blieben.<sup>22</sup>)

Während Ludendorff noch glaubte, bei diesen entehrenden Bestimmungen den Kampf wieder aufnehmen zu können, gelang es dem neuen Kanzler, diesen zum Rücktritt<sup>23</sup>) zu zwingen, während die Frage der Stellung des Kaisers und seines Sohnes weiterhin offen blieb. Der Kaiser begab sich am 30. 10. zur OHL nach Spa in Belgien in der Nähe der

deutschen Grenze, während in Berlin die Lage sich dramatisch zuspitzte. Der Prinz war vom 1. bis 3. 11. schwer an Grippe erkrankt und daher handlungsunfähig. Am 2. 11. hatte Österreich—Ungarn zu bestehen aufgehört; ein Vorstoß italienischer Truppen über Innsbruck nach Bayern war möglich. Ab 3./4. 11. kamen Nachrichten von Meutereien der Marine, deren Führung ohne Wissen des Kanzlers einen Vorstoß der Hochseeflotte in den Kanal befohlen hatte, um ihre Ehre zu retten und ihren Widerstandswillen zu bezeugen. Am 5. 11. erging in der vierten Note Wilsons die Weisung, daß der französische Marschall Foch von den alliierten Regierungen ermächtigt sei, Vertreter der deutschen Regierung zu empfangen. Zuvor wurde in der Note betont, daß für die besetzten Gebiete nicht nur Wiederaufbau verlangt werde, sondern Entschädigung für allen Schaden, der durch den Angriff Deutschlands verursacht worden sei. Hier entstanden durch die „Alleinschuld des Reichs“ die verhängnisvolle Reparationsforderung.

Die Hoffnungen, die in die mäßigende Rolle Wilsons gesetzt worden waren, wurden enttäuscht, da dieser einerseits der deutschen Friedensbereitschaft mißtraute,<sup>24)</sup> andererseits immer stärker unter den Druck seiner Verbündeten geriet. Damit entstand die Tatsache, daß er im Sieg ebenso maßlos wurde, wie Deutschland vorher in seiner Siegeszuversicht gewesen war. Damit gefährdete er auch sein weitgestecktes Ziel, Lenins weltrevolutionärer Friedenskonzeption eine demokratische Alternative gegenüberzustellen. Aus den sich steigernden Bedingungen, die man aus den Noten Wilsons erkennen konnte, entstand in weiten Kreisen der deutschen Bevölkerung die Ansicht, die Person des Kaisers und des Kronprinzen sei das Hindernis, tragbare Friedensbedingungen zu bekommen. Andere wie auch der Kanzler meinten, nur durch einen freiwilligen Thronverzicht könnte, wenn die Bedingungen danach immer noch unannehmbar blieben, ein nationaler Widerstand, der zur Mäßigung zwingen wür-

de, möglich sein. Die Haltung der Armee, besonders der Offiziere, blieb wegen ihres Eides offen, ein haltloser Zusammenbruch wurde denkbar. Über Vertrauensmänner versuchte Prinz Max beim Kaiser Verständnis und Einwilligung für diese Entscheidung zu finden. Am 6. 12. war von der OHL der Nachfolger Ludendorffs General Gröner nach Berlin gekommen. Militärisch hatten die Amerikaner nördlich Verdun Erfolge errungen, wodurch Gröner befürchtete, hinter den Rhein zurückgehen zu müssen. Jetzt erkannte er auch den Ernst der innenpolitischen Lage in Bayern, auch in Hamburg und Hannover, wo Matrosen die Staatsgewalt an sich gerissen hatten. Dennoch lehnte er den Rücktritt des Kaisers ab, obwohl ihm Ebert dies als einzige Rettung für eine parlamentarische Monarchie vor Augen stellte. Noch am Morgen des 7. 11. erklärte Ebert: „Wenn der Kaiser nicht abdankt, ist die soziale Revolution unvermeidlich. Ich aber will sie nicht, ja, ich hasse sie wie die Sünde.“<sup>25)</sup> Wenige Stunden später glaubte er, dem Reichskanzler aus Sorge, seine Partei würde in Berlin die Kontrolle über die Massen verlieren, den Rücktritt des Kaisers, dazu die Verstärkung des MSPD Einflusses in der Regierung sowie Versammlungsfreiheit ultimativ bis zum Tage nachher stellen zu müssen.

Zwischen dem Kaiser in Spa und dem Kanzler in Berlin fand ein dramatisches Ringen statt. Der Kaiser klammerte sich an die Hoffnung, mit Frontruppen, die in der Heimat ausgebrochene Revolution bekämpfen zu können. Aber bald erkannten die führenden Militärs, daß ein militärisches Vorgehen gegen die in Bewegung gekommenen Massen unmöglich war. Der Zusammenbruch der Verhandlungen mit dem Gegner war dann unvermeidbar. Der Kanzler zerrieb sich zwischen dem auch noch am 9. 11. unnachgiebigen Kaiser und dem jetzt nach einer Verbindung mit den Unabhängigen suchenden Ebert. Nicht genau ermächtigt, gab Prinz Max die Abdankung des Kaisers und des Kronprinzen um 12.00 Uhr des 9. 11. be-

kannt. Ebert übernahm das Amt des Kanzlers, aber nicht innerhalb der monarchischen Verfassung, sondern mit Regierungsbeteiligung der USPD, Scheidemann (MSPD) proklamierte eigenmächtig die Republik, um Liebknecht (Spartak) zuvorzukommen. Die noch offene Frage der Reichsverweserschaft lehnte Prinz Max ab, da für ihn eine Zusammenarbeit mit den Unabhängigen undenkbar war.<sup>26)</sup>

Wenn man bedenkt, daß schon am 10. 11. das Bündnis Ebert-Gröner zustandekam, also die Spitze der kaiserlichen Armee mit Ebert zur Verhinderung eines bolschewistischen Umsturzes zusammenarbeitete, die Volksbeauftragten der USPD nach wenigen Wochen aus der Regierung austraten und zu Ebert eine bittere Feindschaft entstanden war, dazu am 19. 1. 1919 die Wahl zur Weimarer Nationalversammlung eindeutig für die früheren Mehrheitsparteien ausging, war der 9. November 1918 für unsere Geschichte ein tragisches Unglück.<sup>27)</sup>

Eine alte Ordnung des politischen Lebens war auch in den Bundesländern in wenigen Stunden hinweggefegt. Dadurch blieb der konservativ denkende Teil des deutschen Volkes von Anfang an zur neuen Republik zwiespältig, oft sogar feindselig und verband sich in der entscheidenden Krise des Jahres 1932/33 mit den Radikalen von rechts.

Trug Prinz Max zu dieser Fehlentwicklung bei? Hätte er sich dem Zwang Ludendorffs, das Waffenstillstandsangebot zu unterzeichnen, nicht beugen dürfen? Aber dann wäre er gar nicht Kanzler geworden, ein anderer hätte unterschrieben. Hätte er die Abdankung des Kaisers nicht rechtzeitig erzwingen müssen? „Der Prinz mußte nicht nur den Kaiser vor die traurigsten Tatsachen stellen; er mußte dazu die Bindungen seiner eigenen Herkunft und Gesinnung durchreißen.“<sup>28)</sup>

Hätte er die Reichsverweserschaft, die ihm noch am 9. 11. Ebert anbot, übernehmen sollen? Er antwortet selbst: „Diesen Weg hätte ich gehen können, wenn ich vom Kaiser zu seinem Stellvertreter ernannt worden wäre.

Bei der Durchführung eines Staatsstreichs wäre ich an meinem Gewissen gescheitert.“<sup>29)</sup> Golo Mann schreibt zusammenfassend über sein Tun: „Hätte man ihm Zeit und die rechte Zeit dafür gegeben, hätte Prinz Max von Baden ein geschichtlich eingreifender Staatsmann werden können.“<sup>30)</sup>

Für uns bleiben seine Erkenntnisse: Politisches Gestalten hat immer die Aufgabe, Macht jeder Art zu binden an das Sittengesetz, „die Kraft des Denkens muß mit dem Willen zur Tat vereinigt sein . . . im Verantwortungsgefühl der Menschheit.“ (Rede vom 14. 12. 1917) Für unser Volk in der Mitte Europas heißt das gerade in diesen Monaten: Unsere relative Stärke darf nie zu einer dominierenden Stellung über Schwächere ausgedehnt werden.<sup>31)</sup> Dann wird die „Deutsche Frage“ nicht wieder als drohend empfunden. Sie muß eingebettet bleiben in die Gemeinschaft mit allen Völkern gleicher Wertordnung, durch die der Sinn für das Recht und Unrechte auch vom Erfolg nicht zugeschüttet werden kann. Die Zeit ist nach den Katastrophen dieses Jahrhunderts dafür reif, besonders nach den ökologischen Herausforderungen in der ganzen Welt.

Die menschliche, echt aristokratische Haltung des Prinzen läßt sich aus dem Brief an seinen Vetter, Großherzog Friedrich II. von Baden, vom 15. 10. 1918 aus Berlin erkennen. Er schrieb diesen Brief in Erwartung der 2. Note Wilsons . . . „Mein eigenes Ich mit allem, was ihm an Liebe und Glück anhängt, ist völlig versunken. Ich sehe nur das eine Ziel vor mir: Die Rettung Deutschlands . . . Von Morgen ab gehe ich den schwersten Stationen des Kalvarienberges, an dem ich hinaufsteige, entgegen. Mit grenzenloser Liebe gedenke ich Eurer und der geliebten Heimat, und wenn ich in schwersten Stunden Kraft brauche, denke ich dorthin . . . Wie die Dinge aber kommen werden, ich stehe und falle als echter Sohn meiner badischen Heimat, mich eins fühlend mit ihr und ihrer gottbegnadeten Natur.“<sup>32)</sup>

Nach seinem Abgang begann der Prinz zusammen mit seinem treuen Vertrauten Dr. Kurt Hahn zur Rechtfertigung seines Tuns die Zusammenfassung seiner: „Erinnerungen und Dokumente.“ Dazu hatten beide sich entschlossen, für die kommende Zeit mitzuhelfen, daß eine Junge Generation, die einen weiten Horizont durch eine umfassende Bildung erhalte und sie behalte in den Zwängen der auf sie zukommenden Aufgaben, die Führung mitgestalten kann. Die Schloßschule Salem entstand und wirkt heute noch immer.

#### Anmerkungen:

1) Der Begriff Mitteleuropa bezeichnet die deutsche Politik etwa ab 1900 mit der Verbindung Deutschland—Österreich—Ungarn—Osmanisches Reich, also Nordsee—Persischer Golf. Ein Beispiel panischer Angst: Maurice Paléologue: „Wir können den Krieg nicht mehr vermeiden.“ (Frz. Botschafter in Petersburg 1914. Aus seinem Tagebuch in „Initiative“ 68, Herder München 1987 — S. 164.)

2) Sozialdarwinismus — Darwins Erkenntnisse über die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl oder die Erhaltung begünstigter Rassen im Kampf ums Dasein werden auf das Zusammenleben der Völker bezogen. Der Stärkste setzt sich durch und bleibt Führungsmacht.

3) Prinz Max von Baden, „Erinnerungen und Dokumente“, Stuttgart 1927, Prinz Max von Baden, „Erinnerungen und Dokumente“. Neu herausgegeben von Golo Mann und Andreas Burckhart. Mit Einleitung von Golo Mann, Stuttgart 1968, S. 9 — Hier weiterzitiert: G. M.

4) G. M. S. 10.

5) G. M. S. 11.

6) Kriegsschuldfrage: G. Ritter, E. Zechlin gegen F. Fischer, dazu E. Hölzle „Die Selbstentmachtung Europas“ Musterschmidt, Göttingen 1975 Zitate S. 365—393 — weiter zitiert Hölzle Entm.

7) Es stehen sich gegenüber ein Abkommen zwischen Frankreich/Großbritannien/Rußland und das Memorandum von Riezler für den Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg. (5. 9. 14 und 9. 9. 14)

8) OHL = Oberste Heeresleitung führte die deutschen Landstreitkräfte unter dem nominellen Oberbefehl des Kaisers. v. Moltke Aug./Sept. 14, v. Falkenhayn bis Aug. 16, v. Hindenburg bis Juni 19. Führend wirkte bei v. Hindenburg bis Ende Okt. 18 v. Ludendorff

9) Hölzle Entm. S. 579

10) Hölzle Entm. S. 593

11) G. M. S. 109/10 — dann S. 133—144

12) G. M. S. 275

13) G. M. S. 27—14. G. M. S. 191 — 15. G. M. S. 199/201 — 16. G. M. S. 262/63

17) G. M. S. 208—224 — 18. G. M. S. 209 — 19. G. M. S. 211

20) S. Kaehler: „Zur Beurteilung Ludendorffs im Sommer 1918 Vandenhoeck + Ruprecht, Göttingen 1953 S. 27. Weiter: Die sollen nun den Frieden schließen, der jetzt geschlossen werden muß. Sie sollen die Suppe jetzt essen, die sie uns eingebrockt haben!“ Zitiert bei: G. Mai „Das Ende des Kaiserreiches“ München dtv 1987 S. 151

21) G. M. S. 334 — 22. G. M. S. 206/07 + S. 380/81 Trotz des berechtigten Mißtrauens gegenüber der OHL war der Präsident ebenso mißtrauisch gegenüber der neuen Regierung. Prinz Max und sein Staatssekretär Solf gerieten ins Zwielficht, der Prinz wegen seiner Indiskretion eines Briefes Anfang 1918 in die Schweiz nach seiner Rede vor der 1. Kammer in Karlsruhe. Er stellte der westl. Parteiendemokratie die deutsche, bezw. badische monarchische Praesidialdemokratie gegenüber, außerdem forderte er, damals noch in Siegeszuversicht, Vergütungen, damit wir nach dem Kriege nicht zu arm werden und durch möglichste Ausnützung unserer Erfolge“; der Staatssekretär wegen einer Äußerung in bezug der Räumung der Ukraine. G. M. zitiert S. 38/39 eine Äußerung Wilsons in diesem Zusammenhang: „Natürlich trauen wir der gegenwärtigen Regierung nicht; wir können ihr niemals trauen und wir wünschen nicht, mit ihr über den Frieden zu verhandeln.“

22) Ludendorff verlangte plötzlich den äußersten nationalen Widerstand. (wie Admiral Scheer den Vorstoß der Hochseeflotte in den Kanal) Prinz Max, von seinem Freund Ruprecht, Kronprinz von Bayern und Führer der rechten deutschen Heeresgruppe seit 1916, eingehend über die Unmöglichkeit dieses Widerstandes unterrichtet, erreichte am 29. 10. 18 den Rücktritt Ludendorffs.

23) Siehe Anmerkung 22. Stellung des Kaisers ab 28. 10. wesentlich vermindert, aber er besitzt immer noch starke Stellung.

24) G. M. S. 567 Ebert haßte die soziale (besser sozialistische) Revolution, weil er ihr russ. Vorbild fürchtete; auch wußte er, daß Wilson niemals ein hungerndes sozialistisches Deutschland mit Lebensmitteln unterstützen würde. Dazu waren gerade die Fronttruppen nicht radikal links eingestellt. Ein Bürgerkrieg drohte.

25) Unabhängige SPD am 8. 4. 17 in Gotha begründet aus Abgeordneten, die die Kriegskredite besonders nach dem Sturz des Zaren abgelehnt hatten. Erheben radikale Forderungen für ein Räte-system nach bolschewistischem Vorbild. Stellen ab 9. 11. 18 drei Volksbeauftragte. Anfang 19 wegen

Spartakusaufstand Austritt. Bei der Wahl zur Nationalversammlung am 19. 1. 19 nur 23 Sitze, Mehrheits-SPD 163 Sitze. Schon im Sommer 1918 waren von beiden Parteien streng geheime Verhandlungen ergebnislos abgebrochen worden. Nach dem 4. 11. 18 war ein deutlicher „Linksdruck in der pol. Landschaft eingetreten. „Die auf Erhaltung der staatlichen Kontinuität bedachte pol. MSPD-Führung befürchtete die Isolierung von der Basis . . . Obwohl die Unabhängigen über eine relativ schmale Basis verfügten . . . wurden sie von der MSPD-Führung . . . als Machtfaktor zu hoch eingeschätzt.“ W. Maser: „Friedrich Ebert“, der erste deutsche Reichspräsident, Droemer Knauer, München 1987 S. 175. Unter dieser Fehleinschätzung zerbrach die „Revolution von oben“.

<sup>27)</sup> Bei der Wahl vom 19. 1. 19 errangen die früheren Mehrheitsparteien MSPD, Zentrum und (jetzt) DDP von 421 Sitzen 329, also die  $\frac{2}{3}$  Mehrheit. Diese Koalition stand früher auch hinter der Regierung des Prinz Max.

Die einen sprechen von einer „gebremsten Revolution“, weil wesentliche Bestandteile der alten Gesellschaft erhalten blieben, andere sehen eine Ret-

tung der Strukturen des Bismarckreiches und ein Bewahren vor dem Bolschewismus. Aber man muß auch den Beginn einer Spaltung in rechts und links sehen, dazu Verluste an Bindungen, eine Abkehr von Führungsschichten, bei der unter den Bundesfürsten eine Reihe von hervorragender Persönlichkeiten vorhanden waren, wie der Kronprinz von Bayern, der Großherzog von Hessen und Prinz Max von Baden.

<sup>28)</sup> G. M. S. 51 — Prinz Max sah im monarchischen Prinzip eine unumstößliche Ordnung, weil dadurch eine Führung möglich war, die über den Zielen des einzelnen steht und nicht von kurzfristigen Parteiinteressen gelenkt wird. Als Thronfolger in Baden konnte er im Reich keine putschartige Änderung in der Kaiserfrage erzwingen.

<sup>29)</sup> G. M. S. 608 — 30. G. M. S. 57

<sup>31)</sup> Dieses Prinzip gilt auch innerstaatlich. Oft saugen Hauptstädte mit Hilfe ihrer gebündelten politischen und wirtschaftlichen Führungskräfte ihr Umfeld aus, auch wenn dadurch übergroße und damit lebensfeindliche Ballungsräume entstehen. Das ist auch in unserem Bundesland der Fall.

<sup>32)</sup> Der Brief ist veröffentlicht in G. M. S. 386/87

## Evangelische Landeskirche in Baden 1988/89

Ludwig Wien, Karlsruhe

Bevor sich der Landesdienst Baden des Evangelischen Pressedienstes im Blick auf das bevorstehende „Sommerloch“ auf eine Ausgabe pro Woche beschränkte, stand auf der Seite 1 zu lesen, daß die Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) im folgenden Jahr in Baden zusammentreten werde: Vom 5. bis 10. November 1989 sollten die 120 Synodalen in Bad Krozingen zusammenkommen, um „Kirchengesetze zu beschließen, Kundgebungen zu erlassen und Fragen des kirchlichen Lebens zu erörtern“.

Diese nicht eben alltägliche Ankündigung stand in jenen Wochen nicht allein: In Karlsruhe wurde zu gleicher Zeit bereits im Detail am Programm des auch für 1989 vorgesehenen Henhöfer-Kongresses gearbeitet, der anläßlich der 200. Wiederkehr des Geburtstages des „Vaters der Erweckung in Baden“ stattfinden sollte. Von Zukunftsplanungen war ebenfalls die Rede, als nach mehr als einjährigen internen Beratungen erste Ergebnisse veröffentlicht wurden, die unter dem Arbeitstitel „Neue Prioritäten“ firmierten: Die Diskussion um künftige Schwerpunktaufgaben der Landeskirche durch Oberkirchenrat und Landeskirchenrat sollte fortan auf verschiedenen anderen kirchlichen Ebenen weitergeführt werden und als Grundlage synodaler Entscheidungen bei den Haushaltsberatungen 1989 dienen. Die Kirchenleitung war der Auffassung, daß der anstehende Maßnahmenkatalog im Blick auf die demographische Entwicklung — sprich Mitgliederschwund und Verschiebung der Altersstruktur — erstellt werden müsse, da „die Distanz zur Kirche allgemein zunehme“ und auch aufgrund der bevorstehenden Steuerreform ein „Sinken der kirchlichen Einnahmen vorauszusehen“ sei.

Die Denkanstöße, die mit einer ganzen Reihe organisatorischer, personeller und auch finanzieller Konsequenzen verbunden waren, hatten für Pfarrgemeinden und Kirchenbezirke in der Tat voraussehbare Folgerungen, die bis zum möglichen Abbau von „Doppelstrukturen“ führen würden. Es war auch daran gedacht, die landeskirchlichen Werke und Dienste — zu ihnen gehörten unter anderen Frauen-, Männer- und Jugendarbeit, Polizei-, Schiffer- und Gefangenenseelsorge sowie Missionarische Dienste — zwar in ihrem „Eigengewicht“ zu bestätigen, sie aber, wo irgend möglich, „enger miteinander zu verzahnen“. Zentrifuge solle, wie es hieß, eine „gemeinsame Arbeitsstelle gesamtkirchlicher Werke und Dienste auf Landesebene“ sein, bei der die Arbeit koordiniert und auf den tatsächlichen Bedarf der Kirchenbezirke und -gemeinden ausgerichtet werde.

Bei Kirchenwahlen würden zukünftig auch jüngere Leute Stimmrecht erhalten: Die bisherige Altersgrenze von 18 Jahren beim aktiven Wahlrecht sollte auf 16 Jahre, beim passiven von 21 auf 18 Jahre herabgesetzt werden. Dafür sprach sich der Evangelische Oberkirchenrat aus und wollte die Landessynode und den Landeskirchenrat bitten, dieser Gesetzesänderung rasch zuzustimmen, damit die Neuregelung bei den Ältestenwahlen im Spätjahr 1989 bereits gültig wäre.

Zum besseren Kennenlernen einer im Hochschulbereich nicht eben wohlbekannten Situation hatten mit Ferienbeginn 51 evangelische Theologiestudenten ihren Arbeitsplatz vom Hörsaal in badische Fabrikhallen verlegt: Sie nahmen an einem Industriepraktikum teil, das vom Industrie- und Sozialpfarramt Mannheim gemeinsam mit der Theologischen Fakultät Heidelberg organisiert wurde.

Die angehenden Theologen, unter ihnen 14 Frauen, arbeiteten für mindestens fünf Wochen in etwa 20 Groß- und Mittelbetrieben, nachdem sie zuvor an einem Einführungsseminar in Bad Herrenalb teilgenommen hatten.

Kurz vor Monatsende wurde dem Paderborner Professor der Theologie Jürgen Ebach der von der Evangelischen Kirchengemeinde in Sexau/Südbaden zum achten Mal vergebene „Gemeindepreis“ überreicht: Die mit einer Geldsumme dotierte Auszeichnung wird Personen zuerkannt, „die sich erfolgreich darum bemüht haben, Theologie für die Gemeinden verständlich darzustellen“.

Meldungen in sommerbedingten Füllspalten von Tageszeitungen, nach denen sich für kinderreiche Familien vom kommenden Jahr an kirchensteuerliche Nachteile ergeben würden, trat der Finanzreferent der Landeskirche, Oberkirchenrat Beatus Fischer, entgegen: Die Kirche, so erklärte er, profitiere nicht von einer angeblich höheren Besteuerung dieser Bevölkerungsgruppe, durch die Neufestlegung von Kinderfreibeträgen ergebe sich vielmehr für die Landeskirche ein Steuerausfall von rund 11 Millionen Mark. Zehn badische Pfarrer arbeiteten, wie zu Monatsbeginn bekannt wurde, derzeit als Urlauberseelsorger im europäischen Ausland. Die Theologen gestalteten Gottesdienste und kommunikative Treffen in den Niederlanden, in Österreich, Spanien und Italien, um — so das Amt für Missionarische Dienste in Karlsruhe — „zu einer sinnvollen Urlaubsgestaltung beizutragen und zugleich der seelsorgerlichen Beratung zu dienen“. Einzelgespräche seien, wie die Erfahrung zeige, während der Vakanzwochen ebenso gefragt wie auf die Feriengäste abgestimmte Unterhaltungsprogramme.

Zahlreiche junge Leute nutzten die sommerliche Freizeit für diakonische Einsätze und wirkten bei der Betreuung von Behinderten, Kranken und Pflegebedürftigen mit. Wie das landeskirchliche Amt für Jugendarbeit meldete, war das Ziel dieser Einsätze, den Jugendli-

chen Begegnungen mit hilfsbedürftigen Menschen und Einblick in die Arbeit der Diakonie zu ermöglichen.

Mit einem ökumenischen Gottesdienst wurde im Rahmen der Ettlinger Landesgartenschau die „Woche der Polizei“ abgeschlossen. In der gleichen Woche trafen sich die Leitungen der Evangelischen Landeskirchen von Baden und Hessen und Nassau in Heidelberg zu einer Aussprache über künftige Schwerpunkte kirchlicher Arbeit. Dabei ergab sich, daß in beiden Landeskirchen ähnliche Situationen zu beobachten waren, so zum Beispiel bei der Entwicklung der kirchlichen Finanzen und der Bevölkerungsstruktur. Ebenso zeigten sich die Mitglieder der Kirchenleitungen auch von Veränderungen in der Gemeindegliederung, aber auch von „der großen Zahl von Mitarbeitern, die in der Kirche Arbeit suchen, betroffen“.

Das Amt für Missionarische Dienste beklagte in einer Verlautbarung die Auswirkungen der New-Age-Bewegung: Sie sei, vor allem im „Bildungsbürgertum“, verbreitet und „stark im Kommen“. Das gehe aus einer Umfrage hervor, die an 523 evangelische Pfarrämter in Baden gerichtet war. Zu den Sekten, die laut dieser Erhebung mit zunehmender Tendenz zahlenmäßig am weitesten verbreitet waren, gehörten die „Zeugen Jehovas“, gefolgt von der „Neuapostolischen Kirche“. Wie aus Pfarrämtern zu hören war, seien für Übertritte von Gemeindegliedern zu Sekten „kaum Gründe“ bekannt, da den kirchlichen Stellen „nur die Austritte gemeldet“ würden. Der Leiter des Amtes für Missionarische Dienste, Kirchenrat Klaus Martin Bender, bemängelte in diesem Zusammenhang, daß es kaum Reaktionen von seiten der Gemeinden auf die intensive Missionstätigkeit der „Zeugen Jehovas“ gebe.

Aufmerksamkeit fand der Erfahrungsbericht zum Thema Job-Sharing in der badischen Landeskirche: In einer Auswertung unter Leitung von Prälat Martin Achtnich in Staufen wurden Erfahrungen aus der Arbeit von 12 Theologenehepaaren, die sich eine Pfarrstelle

teilen, zusammengetragen. Job-Sharing ist in der Landeskirche seit 1985 durch ein Erprobungsgesetz möglich. Übereinstimmend äußerten die Beteiligten den Wunsch, solche Stellenteilung weiterzuführen. Die entstehenden Probleme seien nicht größer als für „normale“ Pfarrerehepaare, bei denen nur ein Partner vollzeitlich im Beruf arbeitet.

Bei der Jahrestagung des badischen Landesverbandes der Evangelischen Akademikerschaft in Bad Herrenalb betonte Wolf Eckart Failing aus Darmstadt die „Notwendigkeit von Utopie und Vision für die gesamte Lebensgestaltung“ und forderte dazu auf, sich „in Solidarität, Kritik und Parteilichkeit auf die Welt einzulassen“ und nicht nur mit Bestehendem abzufinden. So gelte es heute, nein zu sagen zur Situation der Kinder in einem Schulsystem, das allein auf Konkurrenz- und Leistungsdenken ausgerichtet sei. Ebenso müsse die Situation vieler Erwachsener kritisiert werden, die keine Chance hätten, selbständig und eigenverantwortlich zu arbeiten.

Zum 29. Henhöfertag, dem jährlichen evangelischen Glaubenstreffen in der badischen Landeskirche, lud das Amt für Missionarische Dienste für Mitte September nach Graben ein. Die Veranstaltung stand unter dem Leitwort „Vom Evangelium ergriffen“. In seiner Predigt rief Kirchenrat i. R. Albert Zeilinger rund 2000 Teilnehmer dazu auf, mit dem unverbindlichen Christsein Schluß zu machen und „zu Gott umzukehren“.

3131 Zivildienstleistende waren, wie der epd-Landesdienst Baden meldete, im September in Baden tätig. Damit hatte sich die Zahl der ZDL im Vergleich zum Sommer des Vorjahres um 16 Prozent erhöht. Mit 290 Zivildienstleistenden waren die Evangelische Landeskirche und die badische Diakonie die „größten Arbeitgeber“ für die anerkannten Wehrdienstverweigerer, die überwiegend in Pflege-, Betreuungs- oder Versorgungsdiensten eingesetzt wurden.

Ausführlich wurden in Bad Herrenalb die Teilnehmer der Landestagung für Fragen aus

Mission und Ökumene über die Vorbereitungen zur geplanten Versammlung für „Frieden in Gerechtigkeit“ informiert, die für das Frühjahr 1989 in Basel auf dem Programm stand. Dabei wurde betont, daß es seit dem Mittelalter eine solche Veranstaltung nicht mehr gegeben habe, in der alle europäischen Kirchen aus Ost und West, sich gegenseitig anerkennend, vertreten sein würden. Der Kirchenratspräsident der Reformierten Kirche des Kantons Basel-Stadt, Theophil Schubert, erklärte, es sei beabsichtigt, diesem großen ökumenischen Ereignis „eine größtmögliche Breitenwirkung zu geben“.

25 Jahre bestand in diesem Monat die Stelle des Evangelischen Rundfunkbeauftragten beim Südwestfunk. Bei einem Empfang in Baden-Baden bestätigte der Chefredakteur der Abteilung Kultur beim Süddeutschen Rundfunk, Hans Jürgen Schultz, den Kirchen, sie hätten in der Diskussion um ihre Zusammenarbeit mit dem Rundfunk das Modell einer Partnerschaft zustandegebracht, das Vorbildcharakter habe. Der Intendant des Südwestfunks, Willibald Hilf, nannte als Gemeinsamkeit von Kirche und Rundfunk den Dienst am Menschen und das Engagement für Minderheiten. Landesbischof Professor Klaus Engelhardt unterstrich bei dieser Gelegenheit das Eintreten der Kirche für den öffentlich-rechtlichen Rundfunk und sicherte ihm gegen Bestrebungen, dieses System „auszuhungern“, die „Bundesgenossenschaft der Kirche“ zu. Hans Ullrich Nübel wurde vom Großen Senat der Evangelischen Fachhochschule Freiburg zum zweiten Mal auf weitere vier Jahre zum Rektor gewählt und vom Evangelischen Oberkirchenrat (EOK) Karlsruhe berufen. Nübel war bereits seit 1987 Vorsitzender der Rektorenkonferenz Evangelischer Fachhochschulen in der Bundesrepublik und arbeitet in der „Konzertierten Aktion Weiterbildung“ des Bundesministeriums für Bildung und Wissenschaft mit.

In Bad Herrenalb wurden Ernst-Friedrich Mono als Direktor des Religionspädagogischen Instituts und Traugott Wettach als Kir-

chenrat im Schulreferat der Landeskirche bei einem Gottesdienst in ihr Amt eingeführt. Zugleich wurde Wettachs Vorgänger, Kirchenrat Heinrich Zimmermann, verabschiedet. Der Präsident des Oberschulamtes, Friedrich Hirsch (Karlsruhe), betonte bei diesem Anlaß in einem Grußwort die Wertschätzung des Staates für den Religionsunterricht, auf den die Gesellschaft gerade angesichts der Probleme wie Sekten, Drogen und Aids große Hoffnung setze.

Die Synode des Kirchenbezirks Schwetzingen wählte den 53jährigen Dekan Werner Schellenberg, der dieses Amt seit 1976 innehatte, erneut für eine weitere Amtsperiode zum Leiter des Dekanats.

Die Schaffung von Vermittlungsstellen für ehrenamtliche Hilfe regte Kirchenrat Gerhard Wunderer von der Landesgeschäftsstelle des Diakonischen Werkes in Baden an: Er schlug anlässlich einer Festveranstaltung der Stadtmission in Heidelberg vor, diese Einrichtungen sollten „Hilfsbedürftige an Hilfsbereite“ vermitteln und nach dem Vorbild der Arbeitsämter organisiert werden. Es bestehe dringender Bedarf für solche Anlaufstellen. Bei der gleichen Veranstaltung wurde von Pfarrer Raoul Jassoy, dem Geschäftsführer der Stadtmission Heidelberg, auf die wachsenden Probleme diakonischer Einrichtungen hingewiesen, genügend Nachwuchskräfte zu finden: „Die Zahl junger Menschen, die einen pflegerischen Beruf ergreifen wollen, nimmt deutlich und spürbar ab.“

Das Kirchenmusikalische Institut in Heidelberg führt mit Beginn des Wintersemesters 1988/89 die Bezeichnung „Hochschule für Kirchenmusik der Evangelischen Landeskirche in Baden“. Das beschloß der EOK in Karlsruhe. Durch diese Entscheidung erhielten die hauptamtlichen Dozenten fortan auch die Amtsbezeichnung „Professor“. Die Hochschule bildet Musiker für den Dienst in der Kirchengemeinde und zur Pflege künstlerischer Kirchenmusik aus. Im September 1988 wurden 41 Studierende aus Baden und anderen Teilen der Bundesrepublik von sechs

haupt- und 24 nebenamtlichen Lehrkräften unterrichtet.

Unter dem Leitgedanken „Unterwegs für das Leben“ zogen Frauen aus der badischen Landeskirche zu Fuß von Heidelberg nach Bonn, um sich für Frieden und Abrüstung einzusetzen. Zu Beginn des rund 250 Kilometer langen Weges von Gemeinde zu Gemeinde fand in der Heidelberger Providenzkirche ein Aussendungsgottesdienst statt.

Ohne Aussöhnung des Westens mit der Sowjetunion gebe es keinen dauerhaften Frieden in Europa. Diese Auffassung vertrat der Landesmännerpfarrer der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg, Gerd Philipp, in Bad Herrenalb bei der Landesmitarbeitertagung der Evangelischen Männerarbeit in Baden. Der Referent forderte, Christen sollten antikommunistische Feindbilder und Vorurteile überwinden und Vorschläge zur Bildung gegenseitigen Vertrauens machen. Diese Haltung entspräche biblischem Gebot.

Ein besonderes Problem für die rund 840 000 in Hotels und Gaststätten Beschäftigten sei die gesellschaftliche und kirchliche Isolation. Darauf wies der Vorsitzende des Missionarischen Dienstes im Hotel- und Gaststättengewerbe, Walter Meng (Stuttgart), in Karlsruhe hin.

Eine Sonderausstellung der Bibelgalerie in Meersburg mit Bibeln und Handschriften aus dem westlichen Bodenseeraum, bei der als wertvollstes Exponat als Leihgabe der Stuttgarter Landesbibliothek eine Gutenberg-Bibel gezeigt wurde, interessierte auch Bundespräsident Richard von Weizsäcker: Bei einem Rundgang druckte das Staatsoberhaupt auf einer historischen Presse den Prolog des Johannesevangeliums. Anlaß für die Meersburgvisite von Weizäckers war die 1000-Jahr-Feier der Bodenseestadt.

Die badische Landessynode traf sich zu einer Zwischentagung in Pforzheim-Hohenwart zum Schwerpunktthema „Kirche für das Dorf – Krise, Ziele, Wege“. Mit ihr sollte den Synodalen ein realistisches Bild der gegenwärtigen Lage der Landwirtschaft vermit-

telt werden. Eine Fortsetzung der daraus resultierenden Beratungen wurde für die Herbsttagung der Synode im Spätjahr in Bad Herrenalb festgelegt.

Trotz „angespannter Stellensituation“ hat die Landeskirche zum Herbst 1988 26 Theologen in den Dienst übernommen. Damit habe sich, wie der EOK mitteilte, die Anstellungsquote im Vergleich zum Frühjahrstermin verbessert. Von den neuen Vikaren hatten 19 erst kurz zuvor das Zweite Theologische Examen abgelegt, drei gehörten früheren Prüfungsjahrgängen an, vier waren zuvor in befristeten Sonderdiensten nach dem landeskirchlichen Arbeitsplatz-Förderungsgesetz tätig, die aus Spenden der Aktion „Mitarbeiter helfen Mitarbeitern“ finanziert wurden.

Für eine schärfere Trennung von Kirche und Staat hat die baden-württembergische „Landesarbeitsgemeinschaft Christen bei den Grünen“ in einem Positionspapier plädiert und gefordert, „Sondervorteile“ für Kirchen und Religionsgemeinschaften zu überprüfen. Dieses Positionspapier sollte der Vorbereitung eines „offenen Kongresses“ im Spätjahr dienen, bei dem man ebenfalls über das Verhältnis von Kirche und Staat diskutieren wollte. „Starke Nachfrage“ fand die 1987 neu eingerichtete Telefonseelsorge für den Bereich Nordschwarzwald: Die Bilanz des ersten Jahres belief sich auf mehr als 6000 Anrufe. Zur Sprache kamen dabei überwiegend Probleme des Alleinseins und der Vereinsamung, Krankheit und Behinderung, sowie Partnerschafts- und Sexualitätsschwierigkeiten. Religiöse Fragen würden, wie der Leiter der Telefonseelsorge, Pfarrer Thilo von Janson, bekanntgab, nur „ganz am Rande“ angesprochen. Die Telefonseelsorge im Nordschwarzwald arbeitet über die landeskirchlichen Grenzen von Baden und Württemberg hinweg. 55 ehrenamtliche Mitarbeiter, die in Sonderkursen auf ihre Aufgabe vorbereitet werden, sitzen im Schichtdienst rund um die Uhr an den Apparaten.

Die Freizeitangebote für ältere Menschen müßten Themen von gesellschaftlicher und

politischer Bedeutung einschließen und sollten nicht nur von „Gemütlichkeit“ oder „Kaffee und Kuchen“ bestimmt sein: Diese Auffassung wurde bei der Eröffnung des Treffpunkts „Junge Alte“ der Evangelischen Erwachsenenbildung in Karlsruhe laut. Das Programm der neuen Einrichtung wendet sich vor allem an 55- bis 65jährige, die nicht mehr im Berufsleben stehen. Zum Projekt „Junge Alte“, dem bis dahin ersten in der Landeskirche, erklärte beim gleichen Anlaß der Leiter der Erwachsenenbildung Jürgen Bauer (Karlsruhe), die Bevölkerungsgruppe der Ruheständler nehme ständig zu, sei jedoch bei der kirchlichen Altenarbeit bisher nicht ausreichend berücksichtigt worden. Dem solle durch ein Programm mit „ganzheitlichem Angebot auf intellektueller, musischer und physischer Ebene“ begegnet werden.

Tausend Besucher nahmen am Regionalen Jugendkirchentag im mittelbadischen Karlsbad teil, der unter dem Leitgedanken „Mensch werden — Leben unter Gottes Zusagen“ stand. Im Rahmen dieser Veranstaltung fand zugleich das fünfte Karlsbader Musikfestival statt, bei dem 14 Formationen aus der christlichen Pop- und Rockszene auftraten. Das Verfahren um die Versetzung des früheren Pfarrers der Heidelberger Heiliggeistgemeinde, Eschel Alpermann, nach Bruchsal ging weiter: Über einen Vergleichsvorschlag des Verwaltungsgerichts der badischen Landeskirche hatten sich Alpermann und die Kirchenleitung nicht geeinigt. Alpermann war im Jahr zuvor vom Landeskirchenrat versetzt worden, weil es — so die Begründung — nach dem Rücktritt von 10 Kirchenältesten zur „Vertrauenskrise und Spaltung der Gemeinde“ gekommen sei.

An die Bewohner der Region Boxberg appellierte Landesbischof Dr. Engelhardt anläßlich der Visitation im Kirchenbezirk, nach den über Jahre ausgetragenen Differenzen um den ursprünglich geplanten Bau der Daimler-Benz-Teststrecke Versöhnungsbereitschaft zu zeigen. Die Bewohner könnten mit gegen-

seitigen Drohungen nicht leben. Die Kirche sei aufgerufen, nach Auswegen aus „polarisierten Blockbildungen“ zu suchen. Es sei nicht angebracht, „Kompromisse zu verteufern“, die Verantwortung für ein versöhntes Miteinander liege bei allen Beteiligten, auch bei denjenigen, die vor dem Bundesverfassungsgericht — wo damals die Entscheidung noch ausstand — recht bekommen sollten. Der Bischof befaßte sich vor Vertretern aus Politik, Wirtschaft und Kirche anlässlich eines Empfangs auch mit der Situation der Landwirtschaft und folgerte, zur Überwindung der Probleme dieser Berufsgruppe müßten alle ihren Beitrag leisten. Wenn Christen „Unser täglich Brot gib uns heute“ beteten, müsse ihnen dieses Brot auch „so viel wert sein“, daß sie sich es „etwas kosten“ ließen.

In Kehl wurde der bisherige Dekan des gleichnamigen Kirchenbezirks, Dieter Oloff, von der Bezirkssynode mit großer Mehrheit für eine weitere Amtsperiode wiedergewählt. In Freiburg zeigte sich anlässlich einer Festveranstaltung zum 70jährigen Bestehen der Evangelischen Fachhochschule für Sozialwesen, Religionspädagogik und Gemeindediakonie der Präsident des Diakonischen Werkes der EKD, Pfarrer Karl Heinz Neukamm (Stuttgart), besorgt über den „teilweisen dramatischen Rückgang“ des Interesses an Sozialberufen. Wenn die personelle Situation im Sozialbereich auf Dauer gesichert oder verbessert werden solle, sei es unumgänglich, auch die finanziellen Rahmenbedingungen zu verbessern: „Der Anteil des Gesundheits- und Sozialsektors am Bruttosozialprodukt muß wachsen.“ Zur Zeit des Jubiläums waren bei der Freiburger Fachhochschule knapp 600 Studierende immatrikuliert.

Eine wichtige gemeinsame Aufgabe von Kirche und Landkreisen sei die Beschaffung von Wohnungen für deutsche Spätaussiedler in kommunalen und kirchlichen Häusern: Darauf einigten sich Landräte aus Baden und Vertreter des EOK bei einem Meinungsaustausch in Karlsruhe: Den Neuangekommenen müsse Beratung und Begleitung angebo-

ten werden und die Kirchengemeinden könnten, so die Meinung der Gesprächspartner, vor allem dazu beitragen, die Aufnahmebereitschaft gegenüber neuen Mitbürgern zu verbessern. Landesbischof Dr. Engelhardt warnte ausdrücklich vor zunehmender Fremdenfeindlichkeit. Ein weiterer Gesprächspunkt war das politische Engagement von Pfarrern: Nach Auffassung der Landräte sollten in diesem Bereich „bestimmte“ Meinungen nicht „mit dem Gewicht des Amtes“ durchgesetzt werden. Seitens der Kirchenleitung wurde freilich darauf hingewiesen, daß gelebtes Christentum „oft auch unbequem werden“ müsse.

Die Vorgabe des Evangelischen Oberkirchenrats (EOK) zur Neuordnung von Arbeitsprioritäten hatte seit Bekanntwerden in der gesamten Landeskirche lebhaft Diskussionen ausgelöst. Bis zum Frühjahr 1989 sollten die Debatten abgeschlossen sein, damit für die folgenden Jahre „haushaltswirksame Grundlagen geschaffen“ werden könnten. Darauf wies der Landesbischof in der ersten Plenarsitzung der Herbstsynode in Bad Herrenalb hin. Die in dem sogenannten Prioritätenpapier genannten Denkanstöße und Anregungen müßten, so Dr. Engelhardt, als Realitäten „vom Glauben her“ beantwortet werden. Der ökonomische Gesichtspunkt sei auch ein geistlicher, da die gegenwärtig zur Verfügung stehenden Mittel so eingesetzt werden müßten, daß auch die nächste Generation nicht mit „leeren Händen“ dastehe. Der Kritik, die im Vorfeld der Synode verschiedentlich geäußert worden war, dem Prioritätenpapier liege lediglich „ein funktionales Kirchenverständnis zugrunde“, hielt der Bischof entgegen, mit den Überlegungen solle die „verhängnisvolle Einbahnmentalität“ von oben nach unten oder umgekehrt überwunden werden.

Überraschend wurde in der Monatsmitte der Beauftragte für den Kirchlichen Dienst auf dem Land, Pfarrer Wolfgang Adelman, heimgerufen. Er hatte seit 1981 als Nachfolger von Friedrich Wernz als „Bauernpfarrer“

geamtet. Sein Tod wurde in diesen Tagen als besonders tragisch empfunden, da die in Herrenalb tagende Landessynode sich schwerpunktmäßig mit Krisenproblemen des ländlichen Raumes beschäftigte. Die Landeskirche stimmte in diesem Zusammenhang einem ökumenischen Projekt zur Beratung von Landwirtschaftsfamilien zu, das mit der Erzdiözese Freiburg gemeinsam vorangetrieben werden sollte. Im einzelnen wurde geplant, ehrenamtliche Teams aus Agrarfachleuten, Betriebsberatern und Seelsorgern für die anstehenden Aufgaben zu bilden.

Für einiges Aufsehen sorgte die Nachricht, daß es ein seit geraumer Zeit beabsichtigtes Kirchengesangbuch mit gemeinsamem Regionalteil für die badische, pfälzische und württembergische Landeskirche nicht geben werde: Während links und rechts des Rheins in Speyer und Karlsruhe Kooperationsfähigkeit bestand, sah der Stuttgarter Oberkirchenrat „keinen Ansatzpunkt“, der ihn „dazu bewegen könnte“. Die Ablehnung des Gemeinschaftsprojektes durch die Württemberger wurde von ihnen unter anderem mit „sehr unterschiedlicher Frömmigkeits- und Gesangbuchtradition“ begründet.

Bevor die Landessynode zum Abschluß ihrer Schwerpunkttagung einen „Offenen Brief“ der Evangelischen Vereinigung für Bibel und Bekenntnis in Baden ausführlich diskutierte, wandte sie sich mit einem „Wort“ an die Gemeinden, das auf die „Schicksalsgemeinschaft von Stadt und Land“ hinwies.

Auf Vorschlag des Landesbischofs wurde Oberkirchenrat Wolfgang Schneider (Karlsruhe) zum Hauptgeschäftsführer des Diakonischen Werkes in Baden und Diakoniereferenten der Landeskirche berufen. Der 55jährige soll im Frühjahr 1990 die Nachfolge des dann in Ruhestand tretenden bisherigen Hauptgeschäftsführers, Oberkirchenrat Hanns-Günther Michel, antreten.

Die Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Baden-Württemberg rief im Blick auf den bevorstehenden 50. Jahrestag der sogenannten „Reichskristallnacht“ zu ökumenischen

Buß- und Bittgottesdiensten im ganzen Land auf. Dazu hatte die Arbeitsgemeinschaft einen eigenen Gottesdienstentwurf vorgelegt, bei dessen Weitergabe an die Gemeinden auch gefragt wurde, warum die Kirchen ein halbes Jahrhundert zuvor fast ausnahmslos zu der beispiellosen Verfolgung des jüdischen Volkes geschwiegen hätten. Die Frage solcher Mitschuld müsse noch immer diskutiert und aufgearbeitet werden.

Oberkirchenrat Hanns-Günther Michel wurde zum neuen Vorsitzenden der Liga der Freien Wohlfahrtspflege in Baden-Württemberg gewählt.

Die Entwicklung zu mehr politischer und wirtschaftlicher Einheit in Europa werde auch die Zusammenarbeit der Kirchen im deutsch-französischen Grenzgebiet verändern: Darüber waren sich Vertreter der badischen Kirchenleitung, des Direktoriums der Lutherischen Kirche und des Synodalarats der Reformierten Kirche von Elsaß und Lothringen bei einer Zusammenkunft in Straßburg einig. Die Kirchen müßten auf die wachsende Mobilität ihrer Mitglieder verstärkt seelsorgerlich reagieren und gezielt auf die Spannung zwischen neuen Horizonten und heimatlicher Verwurzelung eingehen. Um mit dem Einigungsprozeß Europas auch im kirchlichen Bereich Schritt zu halten, wurde unter anderem eine verstärkte wissenschaftliche Kommunikation unter den theologischen Fakultäten der Universitäten Straßburg und Heidelberg vorgeschlagen sowie für gemeinsame Fortbildungsveranstaltungen von Pfarrern plädiert.

Vier Projekte in Afrika, Lateinamerika und Asien standen bei der am 1. Advent beginnenden 30. Aktion von „Brot für die Welt“ auf der Dringlichkeitsliste des Diakonischen Werkes in Baden. Dazu äußerte Landesbischof Professor Engelhardt, es gebe dem Leben einen Sinn, „unverdiente Güter mit anderen zu teilen und das Leiden anderer zu lindern“. Die Hilfsaktion sei erneut ein Beispiel dafür, wie aus Spenden „Brot“ werde. Nach Angaben des Diakonischen Werkes waren in

Baden während der vorangegangenen Aktion 1987/88 rund 7,3 Millionen Mark für „Brot für die Welt“ gespendet worden, knapp eine Million mehr als im Jahr 1986/87.

Die Freistellung von Theologiestudenten vom Wehr- und Zivildienst sollte aufgehoben werden. Das rechte Oberkirchenrat Wolfgang Schneider (Karlsruhe) in einer Festversammlung in Neckarzimmern an. Er machte dafür „Gerechtigkeitsgründe“ geltend und meinte, die späteren Pfarrer könnten junge Menschen im Wehr- oder Zivildienst nur dann gut betreuen, wenn sie die gleichen Erfahrungen wie jene aufwiesen. Das Positionspapier aus Reihen der baden-württembergischen Grünen zur Trennung von Kirche und Staat bezeichnete Schneider indes als „überflüssige Provokation“ und lehnte die darin geforderte Aufkündigung des Militärseelsorgevertrages ab.

Ihre Bedenken gegen den geplanten Bau einer Sondermüll-Verbrennungsanlage in Kehl haben die evangelischen und katholischen Kirchengemeinden in einem Brief an Ministerpräsident Lothar Späth bekräftigt: Das Ministerium habe ihre Fragen „nicht ausreichend beantwortet“. Damit reagierten die Gemeinden auf Auskünfte zu 10 kritischen Anfragen, mit denen sich die Kehler bereits im Sommer an die Landesregierung gewandt hatten.

Mit einer Aktion in der Heidelberger Altstadt demonstrierten Studenten der Theologischen Fakultät gegen Wohnungsmangel und schlechte Studienbedingungen. An der für nur 500 Studierende geplanten Theologischen Fakultät waren zu dieser Zeit rund 2300 künftige Pfarrerinnen und Pfarrer aller evangelischen Landeskirchen eingeschrieben. Die Klage über unzureichend ausgestattete Bibliotheken wurde seitens der Demonstranten mit der Forderung begleitet, die Kirchen sollten darauf hinwirken, daß die staatlichen Gelder für Forschung und Lehre stärker als vorgesehen erhöht würden.

Derweil schlug die Kirchenleitung in Karlsruhe eine Sonderkollekte für die Opfer der armenischen Erdbebenkatastrophe vor. Der

Landesbischof hatte sich wenige Tage vor Weihnachten in einem Brief, der von den Kanzeln verlesen wurde, an die Gemeinden gewandt und auf eine Situation hingewiesen, in der „Gott uns zusätzlich in die Pflicht“ nehme.

Von „Arbeitswelt“ bis „Zukunftsperspektiven“ reichte die Themenpalette der Evangelischen Akademie Baden für das erste Halbjahr 1989: 57 Tagungen zu Fragen aus Wirtschaft, Naturwissenschaft, Psychologie, Theologie, Medizin und Politik standen im Angebot. Neben Veranstaltungen für bestimmte Teilnehmerkreise — etwa aus Diakonie, Gesundheitswesen, Industrie und Gewerkschaften — wurden 16 „offene“ Tagungen genannt, die allgemein zugänglich waren und im Regelfall im Haus der Kirche in Bad Herrenalb stattfanden.

Am Epiphaniastag starb in Heidelberg der Kirchenhistoriker Hans Freiherr von Campenhausen. Der Theologe, der von 1945 bis zu seiner Emeritierung 1979 einen Lehrstuhl an der Ruprecht-Karls-Universität innehatte, war wenige Wochen zuvor 85 Jahre alt geworden.

Wenig später wurde auf dem Heidelberger Bergfriedhof der Begründer der Evangelischen Akademie Bad Boll, Eberhard Müller, beerdigt. Er war im Alter von 82 Jahren im Heidelberger Wohnstift Augustinum gestorben.

„Bühne frei“ für Schauspiel- und Kabarettinteressierte: So hieß die Devise beim Programmangebot „Theater und Spiel 1989“ des Referats für musisch-kulturelle Bildung beim landeskirchlichen Amt für Jugendarbeit. Zu den insgesamt sechs geplanten Seminaren und Kursen, die im Regelfall dann im Haus der Evangelischen Jugend in Oppenau stattfanden, waren alle Theaterbegeisterten ab 16 Jahren eingeladen. Ein Seminar „Begegnung mit einem biblischen Text“ bildete den Auftakt des anspruchsvollen Programms.

Wie vom landeskirchlichen Amt für Information bekanntgegeben wurde, war Pfarrer Ulrich Fischer (Heidelberg) zum neuen Landes-

jugendpfarrer in Baden ernannt worden. Mit der Berufung des 39jährigen promovierten Theologen konnte diese Stelle nach einhalbjähriger Vakanz wieder besetzt werden. In Mannheim wurde nahezu gleichzeitig Johannes Ehmann als neuer Studentenfarrer in sein Amt eingeführt.

14 Projekte evangelischer Minderheitskirchen in Ost- und Westeuropa, aber auch in Südamerika hat das Gustav-Adolf-Werk, Hauptgruppe Baden, mit insgesamt 200 000 Mark unterstützt: Das wurde auf der Jahrestagung dieses kirchlichen Werks in Bad Herrenalb beschlossen. Im Karlsruher Landesgewerbeamt informierten fünf mittelbadische Werkstätten für Behinderte des gemeinnützigen Vereins „Lebenshilfe“ mit einer Ausstellung über ihre Arbeit. Dabei dokumentierten die Veranstalter das Leben der Behinderten in Einrichtungen in Bruchsal, Karlsruhe, Murgtal, Pforzheim und Sinzheim anhand von Bildmaterial, handwerklichen und künstlerischen Produkten der geistig, körperlich und psychisch Behinderten.

In Mannheim fand die 42. „Geistliche Woche“ statt, während der die Diskussion um aktive und passive Sterbehilfe sowie Begleitung Sterbender breiten Raum einnahm: Gottesdienste, biblische Besinnung und Vortragsabende standen unter dem Leitthema „Leiden—Sterben—Leben“. Dabei warnte Landesbischof Dr. Engelhardt davor, die Diskussion um Leben und Tod nur auf Grenzsituationen wie Schwangerschaftsabbruch und Tötung auf Verlangen zu beschränken. Beides könnten Christen nur dann glaubwürdig ablehnen, wenn sie auch jedes geborene Leben ernst nähmen.

Zur Integration von Aussiedlern legten die Badische Landeskirche und das Diakonische Werk in Baden in Karlsruhe ein gemeinsames Programm vor: In Zusammenarbeit mit Bund, Land und Kommunen wurde für die kommenden drei Jahre die Einrichtung weiterer sieben Stellen zur Sozialbetreuung von Aussiedlern beschlossen. Zur Finanzierung sollten kirchlicherseits — wie bereits bei den

14 vorher eingesetzten Mitarbeitern — 15 Prozent der Personalkosten beigesteuert werden. Besonders intensiv wandte sich die Kirche den Aussiedlerkindern zu und erweiterte mit drei Kindergärten ihre bisherige Sozialbetreuung an den Übergangwohnheimen in Karlsruhe, Mannheim und Rastatt. Der „Untertäler Evangelische Kirchenfonds“ teilte mit, daß für deutsche Aussiedler aus der UdSSR ein Neubau mit 20 bis 24 Wohnungen in Dossenheim errichtet werden solle. Das Gebäude, dessen Gesamtkosten man auf 5,5 Millionen Mark veranschlagte, wurde aus Eigenmitteln der Stiftung und über zinsgünstige Darlehen des Landes finanziert. Einen „Riß quer durch die Evangelische Kirche“ entlang der Themen Paragraph 218, Südafrika und Entwicklungshilfe beklagte der Präsident der badischen Landessynode Hans Bayer (Weinheim) während der Visitation des Kirchenbezirks Heidelberg. Bei einem Empfang für Vertreter des öffentlichen Lebens meinte der Synodalpräsident, statt Fraktionsbildung zu betreiben, gelte es, in der Kirche „mehr Brücken zu bauen“. Er dementierte bei dieser Gelegenheit auch Presseberichte, wonach die Badische Landeskirche die Schließung der vier von ihr betriebenen Schulen plane.

Der bisherige Beauftragte der Badischen und Württembergischen Landeskirche bei Landtag und Landesregierung in Stuttgart, Kirchenrat Albert Roth, wurde auf Beschluß der beiden Kirchenleitungen übereinstimmend in seinem Amt erneut bestätigt. Seinen 80. Geburtstag konnte in Karlsruhe der frühere Direktor des landeskirchlichen Archivs und der Bibliothek der Badischen Landeskirche, Hermann Erbacher, begehen. Er war am Auf- und Ausbau dieser beiden Einrichtungen in den Jahrzehnten nach Kriegsende maßgeblich beteiligt und verfaßte während seiner 35jährigen Dienstzeit zahlreiche Publikationen, darunter über die Geschichte der Inneren Mission in Baden, die Geschichte des Badischen Kirchengesangbuchs sowie zur landeskirchlichen Geschichte während der Weimarer Republik. Der Jubilar arbeitet zur Zeit

an einer Dokumentation über die badische Landeskirche zwischen 1933 und 1945 mit, deren erster Band demnächst erscheinen soll. Landesbischof Dr. Engelhardt überreichte Hermann Erbacher in Anerkennung seiner Arbeiten die „Unionsmedaille“ in Silber. Erbacher war die zweite Persönlichkeit, die seitens der Landeskirche mit dieser Auszeichnung geehrt wurde.

Eine „landwirtschaftliche Familienberatung“ in Mosbach-Neckarelz haben die Evangelische Landeskirche in Baden und die katholische Landvolkbewegung der Erzdiözese Freiburg eingerichtet. Ein weiteres Büro für Südbaden soll nach Abschluß der Erprobungsphase in der katholischen Heimvolkshochschule St. Ulrich (Bollschweil) eröffnet werden. Das ökumenische Projekt will bäuerliche Familienbetriebe unterstützen, die „in den Sog der landwirtschaftlichen Existenzkrise“ geraten.

Gegen „schrille Töne“ in der gegenwärtigen öffentlichen Diskussion um den Sonntagschutz hat sich der württembergische Landesbischof Theo Sorg ausgesprochen. Die evangelische Kirche habe mehrfach klar Position bezogen und stehe jetzt vor der wichtigen Aufgabe, beispielhaft zu zeigen, was „rechte Sonntagsfeier“ sei: Das meinte der Bischof bei einem Gespräch mit Mitgliedern des Ökumenischen Presseclubs Baden-Württemberg. Hierzu gehöre auch die festliche Ausgestaltung von Gottesdiensten nach neuen gelungenen Modellen. Bazare und Verkäufe an Sonntagen in Kirchenräumen ließen sich, so Sorg, auch durch „keinen noch so guten Zweck“ rechtfertigen.

Die katholische und die evangelische Kirche in Baden erwogen die Möglichkeit gemeinsamer Segenshandlungen bei öffentlichen Feiern und Einweihungen: Darüber wurde bei einer ökumenischen Begegnung von Erzbischof Oskar Saier mit Landesbischof Dr. Engelhardt und der beiden Kirchenleitungen im Familienerholungsheim Hohrirt diskutiert. Im Mittelpunkt der Gespräche, die — wie aus Teilnehmerkreisen zu hören war — in „wohl-

wollender Atmosphäre verliefen“, stand auch die bevorstehende Europäische Ökumenische Konferenz für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung, die in der Pfingstwoche in Basel stattfinden sollte.

Mit der Aufforderung, Mut zu finden und in der Kraft des Evangeliums Neues zu beginnen, wandte sich Landesbischof Engelhardt mit seinem Eröffnungsreferat an die in Bad Herrenalb zur Frühjahrstagung zusammengekommenen Landessynodalen. Der Bischof befaßte sich in sieben Abschnitten mit Problemen des kirchlichen Lebens, der Ökumene, der Entwicklungshilfe und Wirtschaftsstrukturen sowie mit Fragen der Europäischen Gemeinschaft, des „konziliaren Prozesses“ und der Fremden in der Bundesrepublik. Eindringlich warnte er davor, Aussiedler, Asylsuchende und Flüchtlinge zu Sündenböcken für „unsere ureigenen Versäumnisse“ zu machen: Dazu gehörten ungelöste soziale Probleme wie Arbeitslosigkeit oder die Not von Rentnern, die unterhalb der Armutsgrenze leben müßten. Man brauche nicht nur Appelle von Politikern, vielmehr solle auch die Kirche versuchen, eine evangeliumsgemäße „innere Bereitschaft zur Umverteilung“ zu wecken. Entschieden wandte sich Engelhardt gegen politische Bestrebungen, den Zuzug von Flüchtlingen durch „Abschreckung“ zu regulieren. Ein solches Verhalten widerspreche dem christlichen Menschenbild und führe außerdem zu „besorgniserregenden“ Wahlergebnissen, die auf eine „innere Gefährdung“ der Bundesrepublik hinausliefen. Im Blick auf den konziliaren Prozeß wies der Bischof den von einzelnen Gruppen erhobenen Vorwurf zurück, dieser Prozeß maße sich an, „das Kommen des Reiches Gottes in die eigenen Hände nehmen zu wollen“. Beim Ausmaß weltweiter Probleme zu Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung vergehen, die sich in dieser Sache engagierten, „jedes unbegründete optimistische Zutrauen auf die eigenen Möglichkeiten“. Eindringlich bat Dr. Engelhardt, über den notwendigen Auseinandersetzungen mit Einzelfragen in

den Gemeinden die Fürbitte und das Gebet für die Versammlung in Basel nicht zu vergessen. Er selber werde zusammen mit Erzbischof Oskar Saier am 18. Mai am „Dreiländer-Friedensweg“ teilnehmen.

Das Fehlen von Arbeitern in der Synode beklagte Akademiedirektor Gerhard Langguth: Der Theologe, der zugleich als Beauftragter für Industrie- und Sozialarbeit sprach, forderte, daß auch Gewerkschafter und Betriebsräte als Vertreter der sogenannten „unteren sozialen Schichten“ im Kirchenparlament ihre Stimme erheben könnten. Unter den derzeit 81 Synodalen sei indes kein Arbeiter. Die Arbeitnehmer sollten jedoch „erkennen können, daß die Landeskirche auch ihre Kirche ist“.

Die anschließende Debatte über Probleme der Arbeitswelt fiel allerdings kontrovers aus: Ein Teil der Synodalen vertrat die Ansicht, die Strukturen der Arbeitswelt seien in ihrer Anlage richtig und vertretbar, es müsse im Einzelfall jedoch Korrekturen geben. Dem stand die Auffassung anderer entgegen, gerade das derzeitige Wirtschaftssystem habe zur Polarisierung von Sachzwängen gegen Menschen geführt. Als Beispiel wurde die Verdrängung „leistungsgeminderten Lebens“ aus dem Arbeitswettbewerb genannt. Ein „arbeitsunwertes Leben“ dürfe es nach biblischer Auffassung aber nicht geben.

Die Synodalen des Kirchenbezirks Überlingen-Stockach sorgten dafür, daß mit Pfarrerin Doris Fuchs die erste Dekanin innerhalb der Badischen Landeskirche zur Leiterin eines Kirchenbezirks gewählt wurde. Frau Fuchs löste Dekan Helmut Herion ab, der in den Ruhestand trat.

Prälat Gerd Schmoll (Freiburg) wurde zum Delegierten des Oberkirchenrats bei der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Baden-Württemberg berufen. Er löste Oberkirchenrat Karl-Theodor Schäfer ab, der vorzeitig in den Ruhestand ging. Der Rücktritt Karl-Theodor Schäfers von seinem Amt als Personalreferent der Landeskirche hatte im Frühjahr für einigtes Aufsehen gesorgt: Schä-

fer beklagte, daß ihn an der gegenwärtigen Gestalt der Kirche am meisten die zunehmende Absicherung des Handelns durch Richtlinien und Gesetze belaste. Wie er meinte, ließen sich viele Probleme nicht durch restriktive Verordnungen lösen. Wenn das aber geschehe, so sehe er kirchliches Leben und Phantasie erheblich „blockiert“. Auch wünsche er sich mehr ökumenische Weite des kirchlichen Denkens in einer „beweglichen und situationsbezogenen Kirche“.

Breiten Raum nahm bei den Synodalberatungen die Rundfunkpolitik ein: Mit einer Erklärung zu den Fusions- und Kooperationsbestrebungen, denen sich Südwestfunk und Süddeutscher Rundfunk konfrontiert sahen, plädierte der Öffentlichkeitsausschuß der Synode für unabhängige Information und ausführliche Berichterstattung, die nicht zur „Ware“ werden dürften und damit lediglich dem Marktgesetz von Angebot und Nachfrage unterworfen seien. Die öffentlich-rechtliche Konstruktion des Rundfunks solle, wie in der Erklärung unterstrichen wird, auf jeden Fall erhalten bleiben.

Die Evangelische Studentengemeinde in Heidelberg bezog ein neues Domizil: Mit einem Gottesdienst und Festakt wurde das „Karl-Jaspers-Haus“ in Dienst gestellt. In dem von der Badischen Landeskirche erworbenen Gebäude in der Plöck wohnte und arbeitete ehe- dem der Philosoph Karl Jaspers. Der mit Kosten von einer halben Million Mark renovierte Bau ersetzt das bisherige ESG-Haus in der Ziegelhäuser Landstraße. Wie Landesbischof Dr. Engelhardt bei der Eröffnung sagte, sei die Indienstnahme ein Zeichen dafür, daß Landeskirche und Studentengemeinde trotz aller Konflikte aufeinander angewiesen seien. Das neue Gebäude sei daher kein Vorzeigobjekt, sondern Ausdruck des Interesses der Landeskirche an den Studentengemeinden.

In Karlsruhe war Anfang Mai im Beisein des russisch-orthodoxen Erzbischofs Longin (Düsseldorf) die Ausstellung „Eintausend Jahre Kirche in Rußland“ eröffnet worden. Die von der EKD zusammengestellte Wan-

derschau zeigte in Texten und Bildern, Kirchengewänden die Entwicklungsgeschichte des Christentums in Rußland. Erzbischof Longin würdigte in einem Referat die Beziehungen zwischen Staat und Kirche in Rußlands Vergangenheit und Gegenwart.

In Weinheim hielten Landesbischof Engelhardt und Erzbischof Saier in der Peterskirche einen gemeinsamen Gottesdienst: Diese Feier am Freitag vor Pfingsten gehört bereits seit Jahren in Baden zur ökumenischen Tradition. 1989 stand die Veranstaltung unter dem Thema „Frieden in Gerechtigkeit“, dem Leitgedanken des Treffens der christlichen Kirchen in der Pfingstwoche in Basel.

Wie der Leiter der Evangelischen Pflege Schönau, Kirchenrechtsdirektor Michael Muster, mitteilte, sollte die älteste Kirche Heidelbergs, die 1485 erbaute und in ihren Anfängen auf das 12. Jahrhundert zurückgehende Peterskirche, renoviert werden. Dabei war vorgesehen, die Außenansicht, wie sie sich nach dem neugotischen Umbau des Gotteshauses im letzten Drittel des vergangenen Jahrhunderts darbot, wiederherzustellen. Die Renovierungskosten wurden mit 3,5 Millionen Mark veranschlagt.

Dekan Konrad Hettler (Bruchsal) wurde von der Synode des Kirchenbezirks Karlsruhe-Land für weitere 12 Jahre in seinem Amt bestätigt. Diese Bestätigung war die letzte in herkömmlicher Form, da badische Dekane nach einem Beschluß der Landessynode zukünftig nur noch für eine Periode von jeweils acht Jahren gewählt werden.

Beim Erweiterungsbau des Müttergenesungsheims in Hinterzarten wurde Richtfest gefeiert. Der Rohbau sollte bis Anfang 1990 bezugsfertig ausgebaut sein und in Betrieb genommen werden. Die Sanierungskosten für die Kureinrichtung — sie besteht seit mehr als 30 Jahren und steht in der Trägerschaft der Badischen Landeskirche — belaufen sich auf insgesamt 3,7 Millionen Mark.

Erst in Umrissen sei sichtbar, welche Veränderungen der Europäische Binnenmarkt 1992

bringen werde: Diene er nur wirtschaftlichen Interessen oder sei er zugleich ein Einstieg in ein Europa der offenen Grenzen mit mehr Begegnung zwischen den Bürgern? Auf einer deutsch-französischen Akademietagung in Bad Herrenalb mit Vertretern der Gewerkschaften sowie Mitarbeitern badischer und elsässischer Industriepfarrämter wurde versucht, das erhoffte „Europa des Menschen“ zu praktizieren. Der elsässische Industriepfarrer Rene Suss (Bischweiler) sprach von einer „wichtigen Epoche in der Gestaltung Europas“: Es gelte, die Nachbarschaft zwischen Elsaß und Baden neu mit Sinn zu erfüllen. Einen verstärkten Pfarreraustausch zwischen Frankreich und der Bundesrepublik regte der Beauftragte der Evangelischen Landeskirche in Baden und Württemberg bei Landtag und Landesregierung, Kirchenrat Albert Roth (Stuttgart), an. Wie Roth meinte, könne ein solcher Austausch zu einem „besseren Verständnis der gemeinsamen christlichen Geschichte in Europa dienen“.

Dekan Dieter Oloff (Kehl) wurde zum Oberkirchenrat berufen. Der Landeskirchenrat wählte den 48jährigen Theologen als Nachfolger des in den Ruhestand gegangenen bisherigen Personalreferenten Karl-Theodor Schäfer. Gleichzeitig wurde Oberkirchenrat Dieter Walther (Karlsruhe) vom Landeskirchenrat zum Stellvertreter des Landesbischofs berufen. Diese Wahl war ebenfalls durch das Ausscheiden des bisherigen Bischofsstellvertreters Karl-Theodor Schäfer notwendig geworden.

Eine neue Variante des Predigtamts hat die badische Landeskirche geschaffen: Während eines Gottesdienstes in Adelshofen wurden elf Mitglieder der „Kommunität Adelshofen“ in ein ehrenamtliches Predigtamt der Landeskirche eingeführt. Die Bibelschule und Kommunität gehören zum „Lebenszentrum Adelshofen“, das sich als freies missionarisches Werk innerhalb der Landeskirche versteht und sich zu den Grundsätzen der Evangelischen Allianz bekennt.

Eine stärkere Präsenz der Evangelischen Kirche in Deutschland forderten die Leitungen der Evangelischen Landeskirchen von Baden und Württemberg an den Europäischen Zentren in Brüssel und Straßburg während eines Treffens in Stuttgart. Wie zu vernehmen war, zeigten sich die Gesprächspartner darin einig, daß dabei auch die „kleineren Kirchen mit einbezogen werden müßten“. Europa brauche eine „Seele“, wozu die Christen einen wesentlichen Beitrag leisten könnten.

Suchtmittel Nummer 1 war nach wie vor der Alkohol: Das ging aus dem Jahresbericht der Psychosozialen Beratungs- und Behandlungsstelle der Evangelischen Stadtmission Heidelberg hervor. Laut Statistik war die Zahl der Patienten im Vergleich zum Vorjahr um etwa 15 Prozent gestiegen. Die Einrichtung unterhält neben der in Heidelberg Beratungsstellen in Eberbach, Hockenheim, Sinsheim, Schwetzingen, Weinheim und Wiesloch.

In Heidelberg starb im Alter von 48 Jahren der Politikwissenschaftler und Sicherheitsexperte Klaus von Schubert. Er war seit 1984 in der Nachfolge von Georg Picht Leiter der Evangelischen Studiengemeinschaft (FEST) in Heidelberg.

In Pforzheim fand der 44. Badische Landeskirchengesangstag statt. Er bot mit mehr als 20 Einzelveranstaltungen vom anspruchsvollen Konzert bis zum offenen Singen und der Mitgestaltung bei 50 Gottesdiensten in den Kirchenbezirken Pforzheim-Stadt und -Land einen „musikalischen Markt der Möglichkeiten“ und vermittelte darüber hinaus mit vertonten „Psalmen — gestern und heute“ gleichsam eine tausendjährige Kirchenmusikgeschichte.

Zum neuen evangelischen Landeschülerpfarrer in Baden wurde der 32jährige Theo-

loge Rolf Weiß (Eggenstein-Leopoldshafen) für die Dauer von sechs Jahren berufen und in Pforzheim-Haidach in sein Amt eingeführt. Zum Angebot der von ihm verantworteten Schülerarbeit gehören Seminare für Mitglieder der Schülermitverantwortung, Workshops für Schülerzeitungsredakteure sowie auch die Ausrichtung von Klassentagungen. Außerdem veranstaltet die Schülerarbeit Wochenendtagungen und Studienreisen.

Pfarrer Gerhard Liedke (Karlsruhe), Umweltbeauftragter der Evangelischen Landeskirche in Baden, wurde nach sieben Jahren Tätigkeit als „Umweltpfarrer“ aus seinem Amt verabschiedet und übernahm auf eigenen Wunsch die Friedensgemeinde in Heidelberg-Handschuhsheim.

Mit einem ökumenischen Gottesdienst in der Autobahnkirche in Baden-Baden wurde die Hauptreisesaison in Baden-Württemberg eingeleitet: Unter dem Motto „Freude am Fahren — Frieden auf der Straße“ lud die evangelisch-katholische Arbeitsgemeinschaft für Verkehrssicherheit Mitarbeiter von Verkehrsorganisationen, Rettungsdiensten und Polizei sowie Auto- und Motorradtouristen zu der kirchlichen Feier ein.

Zu einem Meinungsaustausch trafen der Moderator der griechisch-evangelischen Kirche, Stelios Kaloterakis, und Landesbischof Dr. Engelhardt in Karlsruhe zusammen. Nach Mitteilung des landeskirchlichen Amtes für Information war es für Engelhardt, der als Beauftragter des Ostkirchenausschusses beim Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland vor allem mit der griechisch-orthodoxen Kirche verbunden ist, von „besonderer Bedeutung“, auch über die evangelische Minderheit in Griechenland — 0,2 Prozent der Gesamtbevölkerung — nähere Informationen zu erhalten.

## Schopfe

E weng hochnäsig zieht de Durm si Nase uff  
un ghörig altersstur lehne d'Hüüser anenander  
si bueschte vercheltet im Huuch  
vom graugfabrene Schnee  
Zwüsche 'ne über de Gräbe chlebt e Chalte Märkt  
un sammlet no Liecht  
wo d'Dämmrig im Furtgoh scho Froscht schickt

Hesch uf mi gwartet? frog i  
won i vom Bahnhof doher dalp  
di Gsicht het mi flüchtig liebkost  
un sag Chumm mir göhn!

Göhn vor de Ständ  
wo si Magebrot duusche für's Brot  
Chleider verchaufe für d'Buure  
un Plaschtik für d'Stedter  
Göhn zwüsche seltene Fründ  
wo strable un d'Freud hän  
un Mensche wo lächle wie glasigi Puppi  
mit Farb vo de Sibzgerjohr  
Göhn an de Billige Jaköb vorbei  
de Fasnächtler luuschtrige Buechhändler  
lүүtschүүche Glehrte  
Göhn z'mitts dur alli die andere  
wo's wirblet sell groß Karrusell  
mit Musik vo Gitarre Chör un Posaune  
e vierstimmig Lied für uf d'Wiehnacht  
Göhn use über d'Wiesebruck  
ins Herz vom Entegascht un vo de Möhr  
un drinke z'Eie dobe  
bi Vollmond z'Nacht  
vom See

# Buchbesprechungen

**Heinz G. Huber, Ortenauer Lebensläufe.** Zeitgeschichtliche Episoden von der Jahrhundertwerte bis in die fünfziger Jahre. Edition Isele: Eggingen 1989. 223 S., Abb., DM 22.—

Nicht alles, was geschieht, wird aufgeschrieben; ja nicht einmal alles, was wichtig ist. Es lebt im Gedächtnis der Menschen fort und stirbt mit ihnen ab, wenn nicht beizeiten einer kommt und es ihnen entlockt, um es dann doch noch aufzuschreiben. Genau dies hat Heinz G. Huber hier getan; er hat viele Mitbürger aus der Ortenau, ältere und alte, zum Sprechen gebracht und sich von ihnen sagen lassen, was sie an ihrem Ort und zu ihrer Zeit erlebten, erleben durften und erleben mußten; und aus den Gesprächen, die er führte, ist dieses Buch entstanden. Es schließt sich somit an eine Bewegung an, die sich in den letzten Jahren in der Geschichtsschreibung, und gegen deren bisherige Tendenz, zunehmend durchgesetzt hat: die sogenannte „oral history“.

Sie ist (um ein weiteres Stichwort zu nennen) immer auch „Geschichte von unten“, insofern sie das Geschehen von einem anderen, tieferen Punkt aus beschreibt, nämlich aus der Position derer, die nicht selber schreiben; von wo aus es freilich auch ganz anders aussieht. Wie wurde die große Politik vor Ort erfahren? Wie dachte, wie sprach man zu Hause darüber? Was erlebten etwa ein Schmied in seiner Lehrlingszeit, ein Schuhmachergeselle auf der Walz, eine Arbeiterin in der Papierfabrik, ein Dienstmädchen im jüdischen Haushalt, ein Organist an der Synagoge, ein Auswanderer nach Amerika, ein Soldat in Krieg und Kriegsgefangenschaft, eine Krankenschwester im Lazarett, eine Flüchtlingsfrau? Wie brachte man sich durch, wie wehrte man sich, wie wurde man mit den Schwierigkeiten fertig? Was aß und trank, wo und wie schlief man? Damit kommt (ein letztes Stichwort) die sogenannte „Alltagsgeschichte“ in Sicht. Zwei Beispiele aus der Zwischenkriegszeit: „Als Ältester durfte ich im Wohnzimmer schlafen, meine Brüder schliefen bei den Eltern im Schlafzimmer. Sonst hatten wir nur noch eine Wohnküche. Im Wohnzimmer stand ein Kanonenöfchen, das mit Kohle und dürrer Holz, das wir Kinder aus dem Wald holten, geheizt wurde. Fast alle Mahlzeiten wurden irgendwie aus Kartoffeln zubereitet“ (S. 70). „Schon in der zweiten Klasse wurden wir alle miteinander um vier Uhr morgens aus dem Bett gejagt und mußten auf den Kirschbaum. Der Vater sagte: „Singe, daßer nit iischloofe!“ Die Mutter kam um sieben auf das Feld und brachte Kaffee und für jeden einen Wecken.

Für uns Kinder war das das größte Fest“ (S. 69). Das ist noch gar nicht lange her und war gar nicht weit weg, aber man möchte es kaum glauben.

Heinz G. Huber hat Auszüge aus den vielen Gesprächen, die er in elf Jahren führte, in eine zeitliche Folge gebracht und zu Kapiteln geordnet, hat die Aussagen außerdem aus schriftlichen Quellen behutsam ergänzt: aus Briefen, Schulheften und Tagebüchern, aus Akten und Zeitungen, schließlich auch mit Fotos und mit einem eigenen, knappen Kommentar. So hat er vieles nicht nur noch gerettet, bevor es vergessen wurde und verloren ging (und in der Tat sind einige seiner Gewährleute inzwischen schon verstorben), er hat es auch zugänglich und lesbar gemacht. Sein Buch ist ein Lesebuch im besten Sinn, und — was selten ist — ein spannendes dazu. Da es, wie er schreibt, nur einen winzigen Bruchteil des bisher gewonnenen Materials enthält, wäre eine Fortsetzung sehr zu wünschen.

Johannes Werner

**Oftersheim-Streifzüge durch die Geschichte eines kurfälzischen Dorfes — von Karl Frei, herausgegeben von der Gemeinde Oftersheim, hergestellt im Druckhaus Kaufmann, Lahr, 1989, DM 36,—, Vertrieb Rathaus Oftersheim**

Der Autor, Altbürgermeister Karl Frei, unternimmt Streifzüge durch seine Heimatgemeinde, durch die Geschichte des ehemaligen kurfälzischen, dann badischen Dorfes. Der sachkundige Verfasser unterzieht sich nicht das erste Mal dieser landeskundlichen Exkursion. Seine bisherigen, in Buchform erschienenen Veröffentlichungen wurden in der Schwetzingener Verlagsdruckerei hergestellt und werden ebenfalls von der Gemeinde herausgegeben: „Ofdascha Schbroch um Geschischde“, 1979, „Alt-Oftersheim im Bild“, 1983, und im Selbstverlag „Schbrooch un Schbrisch“, 1984, über die Mundarten im früheren Amtsbezirk Schwetzingen. Seit einigen Jahren gibt sich der nunmehr achtzigjährige Heimatforscher unermüdlich dem Studium alter Akten in dem Gemeindearchiv hin. Der Nachfolger im Amt, Bürgermeister Kehder, hatte dazu angeregt und die umfangreichen Arbeiten unterstützt. Einmal sollte das Werk von Hauptlehrer Franz Volk „Oftersheim, ein Dorf und seine Geschichte“, Mannheim 1968, ergänzt und erweitert werden, zum anderen aber konnte Karl Frei aus eigener Erfahrung und eigenem Wissen, nicht zuletzt durch seine vieljährige Amtsführung als Bürgermei-

ster der Gemeinde Oftersheim, aus dem Vollen schöpfen. Hinzu kommt der vertraute Umgang mit Archivalien. So ist das Werk zu einer umfassenden historischen Bestandsaufnahme geworden, die einen weiten Bogen spannt von der Ur- und Frühgeschichte, der Ersterwähnung im Lorscher Kodex zur Jahrhunderte dauernden Schicksalsgemeinschaft mit den Wittelsbachern im Schatten des nahen Schwetzingen und der Residenzen Heidelberg und Mannheim. Vorwiegend Sozialgeschichte bestimmt die Phase im badischen Großherzogtum und der Republik bis hin zur Gegenwart im baden-württembergischen Staat. Immer wieder wird die Auseinandersetzung mit örtlichen Einzelvorgängen in die Historie des Raumes integriert, dies bis in unsere Tage hinein. Im Kontext zum dörflichen Leben, zur Baugeschichte, zur Bedeutung der Landwirtschaft und der „Schwetzingen Hardt“ — als forstwirtschaftlicher Sicht, aber auch zu Leimbach, Hardtbach und Landgraben, schließlich zum Karl-Ludwig-See werden reichlich Karten, Akten, Skizzen und Fotos zur Erklärung geboten. — Das empfehlenswerte Buch ist reich ausgestattet und für die Heimatgeschichte und Landeskunde von Bedeutung.

Karl Wörn

### Rainer Kaufmann, Seilersbahn — Ein Weg Geschichte

295 Seiten mit zahlreichen s/w Fotos bzw. Abbildungen sowie drei Gedichten von Alois Janzer. ERKA-Kommunikation im Verlag Heimat- und Volkskunde/Ubstadt, 1989, ISBN 3-921983-18-5

Der Fernseh-Journalist Rainer Kaufmann beschreibt in diesem Buch 150 Jahre deutscher Geschichte anhand der Straße, in der er aufgewachsen ist, der Seilersbahn in Bruchsal. Damit setzt er die Dokumentation der Ereignisse, die sich auf diesem Areal in der Mitte Bruchsals ereigneten, fort, nachdem er schon im Jahre 1988 einen Fernseh-Film für den Südwestfunk zu diesem Thema drehte.

Es geht um ein Geschichtsbild Bruchsals, das weit ab von dem üblichen Barockstadt-Image liegt: Bruchsal als Gefängnisstadt, in der immer die Obrigkeit regierte.

Denn in Bruchsal wurden die Anführer der Erhebung von 1848/49 gefangengehalten und in der Psycha, einer ehemals psychiatrischen Anstalt, die sich in unmittelbarer Nähe des Wehrmachtsgefängnisses befand und an die Seilersbahn angrenzte, bevor sie 1980 im Zuge der Bauarbeiten für das Bürgerzentrum abgerissen wurde, fanden ab dem Juni 1944 Vollstreckungen von Todesurteilen der NS-Terror-Justiz statt.

Beginnend mit den Memoiren des Friedhofaufsehers Sebastian Grundel, der die Hinrichtungen in seinen „Erinnerungen an meine Dienstzeit“ festhielt, rollt Rainer Kaufmann die ganze Geschichte der Bruchsaler Psycha auf.

Er greift 17 Fälle konkret heraus und legt u. a. mit kurzem Lebenslauf der Verurteilten und Auszügen aus den Prozeßakten dar, wie man sich die Aburteilung im Alltag der NS-Justiz vorzustellen hat.

Das Buch geht aber weit über den lokalen Rahmen hinaus in das viel Grundsätzlichere. Es ist auch bemüht, den Weg von der Justiz des Kaiserreichs, über die der Weimarer Republik bis zur bekannten Terror-Rechtssprechung der Nazis aufzuzeigen. Eine Anklage gegenüber der Justiz, die sich selbst als „Panzertruppe der Rechtspflege“ verstand, die über das Jahr 1945 hinausgeht, also auch anprangert, daß es nach dem Krieg — bis vor sehr kurzer Zeit — keine wirkliche Aufarbeitung der braunen Vergangenheit gab.

Daneben wird auch geschildert, wie z. B. die Handhabung des Gnadenrechts, die Verteilung der Einzugsgebiete für die anatomischen Institute, die Fertigstellung des Hinrichtungsanbaus, der Transport der Leichen und die Vollstreckungen der Urteile verwaltungsmäßig „bewältigt“ wurden, wie aus Einzelschicksalen nackte Zahlen, wie aus dem Tod Verwaltungsvorgänge, wie aus den bei den Hinrichtungen zu beachtenden Vorschriften eine reine Farce wurde.

Schließlich gibt das Buch noch über den Andrang an Bewerbern für die Scharfrichterstellen sowie über die Geschichte der Bruchsaler Guillotine Auskunft.

Mit der geschichtlichen Dokumentation der Geschehnisse um die Bruchsaler Seilersbahn läßt es Rainer Kaufmann aber nicht bewenden. Er prangert auch die 2. Schuld der Deutschen, die Schuld des Vergessens und Verdrängens, an. Und zwar nicht irgendwo in Deutschland, sondern konkret in Bruchsal. Niemand war daran interessiert, die Ereignisse um die Psycha aufzuarbeiten. Weder Stadtarchiv (das die Memoiren von Sebastian Grundel aufbewahrt), noch Historische Kommission, noch Stadtverwaltung.

Mit dem Hinweis, daß die Akten beim Luftangriff auf Bruchsal verbrannten, war eben das Problem gelöst: Keine Akten, keine Probleme. Es ist eben einfach, sich nur mit den bequemen Aspekten einer Stadtgeschichte zu beschäftigen. Und somit sind Rainer Kaufmanns Fernseh-Film und das nun kürzlich erschienene Buch der erste brauchbare Beitrag, einer breiten Öffentlichkeit der Geschichte der Psycha zu vermitteln.

„Seilersbahn — Ein Weg Geschichte“ ist ein Buch, das betroffen macht und zum Nachdenken über viele Dinge anregt. Auch zum Nachdenken über

den Umgang mit Geschichte im Allgemeinen. Ein Buch, das es verdient, über die nähere Umgebung Bruchsals hinaus Beachtung und Anerkennung zu finden.

Holger Haßmann

#### **Bilder zu Geschichten —**

Jean Dentingers umfassendes Werk über Holzschnitte und Buchillustrationen

Das zweisprachige Werk des Elsässers trägt den Untertitel:

„Die große Zeit der Illustration in Straßburg, Basel, Zürich, Nürnberg, Augsburg, Ulm . . .“

Jean Dentinger schreibt in seiner Einführung:

„Dieses Buch will vor allem ein Bilderbuch sein. Bilder erzählen aus der Geschichte und die erzählen Geschichten.“

In kurzen Texten wird der Inhalt der Geschichten angegeben. Dieser erzählerische Teil des Buches ist zweisprachig (deutsch und französisch). Es folgt, ebenfalls in beiden Sprachen, eine Geschichte der Buchillustration der Renaissance in der Hauptsa-

che nördlich der Alpen, wobei die wichtigen Künstler vorgestellt werden (Albrecht Dürer, Hans Baldung Grien, Hans Holbein der Jüngere, Lukas Cranach der Ältere . . .). Ein letzter, mehr wissenschaftlich formulierter Teil (in deutscher Sprache) bietet Einzelheiten über verschiedene Künstler und über die Buchillustration in Basel, Straßburg und Zürich, wobei auch neuere Forschungen berücksichtigt werden.

Das neue Werk von Jean Dentinger ist ein besonderes Bilderbuch von einem ausgezeichneten Kenner in der Geschichte der Holzschnitt- und Buchdruckkunst des Mittelalters am Oberrhein.

Jean Dentinger stammt aus Mundolsheim bei Straßburg. Für sein umfangreiches Schaffen zeichnete ihn die Gemeinde Hausen im Wiesental mit der Johann Peter Hebel-Gedenkplakette 1989 aus. Sein Werk, welches man wahrhaft als „Museum der Holzschnitte“ bezeichnen darf, ist zu beziehen über Editions Dentinger, 15 rue des Jardins in F 67450 Mundolsheim oder beim Verlag Dentinger, Postfach, CH 4000 Basel. Elmar Vogt

# Anschriften der Autoren dieses Heftes

*Robert Albiez*  
Kapellenweg 60,  
7505 Ettlingen

*Dr. Wolf-Dieter Albert*  
Stastverwaltung Bretten,  
Postfach 1560,  
7518 Bretten

*D. Dr. Otto Beuttenmüller*  
Heilbronnerstr. 3,  
7518 Bretten

*Ulrich Braun,*  
Leiter des Stadtplanungsamtes der Großen  
Kreisstadt Bretten  
7518 Bretten

*Dekan i. R. Michael Ertz*  
Reuchlinstr. 14b  
7518 Bretten

*Dr. Maria Halbritter*  
Gustav Hertzstr. 1,  
7518 Bretten

*Edmund Jeck*  
Untere Kirchgasse o,  
Bürgermeisteramt Bretten,  
7518 Bretten

*Alois Krufczyk*  
Verkehrs- und Kulturamt  
Haslach

*Wilhelm Kreutz*  
L9.8,  
6800 Mannheim 1

*Dr. Stefan Rhein*  
Kunstios des Melanchthonhauses  
Unterer Fauler Pelz 8,  
6900 Heidelberg

*Dr. Alfred Straub*  
Oberau 41,  
7800 Freiburg

*Eckehard Ublig*  
Bremichestr. 51,  
7519 Oberdengen 1

*Ludwig Vögely*  
Tiefentalstr. 35,  
7500 Karlsruhe

*Ludwig Wien*  
Ludwig-Marum-Str. 3,  
7500 Karlsruhe